



Landesverein Sächsischer
Heimatschutz
Dresden-A. Schießgasse 24

Fernruf: 20257-17038

VI Band





Mitteilungen

des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz

1917.

Technische Universität Dresden
 Universitätsbibliothek
 Zweigbibliothek: 02
 26. OKT. 1955

VI. Band.

Inhalt.

1. Volkstunde, Volkskunst und Industrie.

	Seite		Seite
1. Lazarett-Arbeiten. Von O. Seyffert	1	3. Künstliche Blumen. Von O. Seyffert	265
2. Spitzen, auch eine alte Heimatkunst. Von D. Bock v. Wülffingen, Weinböhl	240		

2. Schutz der Natur.

1. Kriegsmaßnahmen im Vogelschutz. Von A. Klengel, Meissen	18	9. Die Schönheit des Vogelgefanges. Von Professor Dr. Bernh. Hoffmann	113
2. Warum schützen wir die Vögel? Von Martin Braeß	61	10. Die gefiederten Bewohner des könig- lichen Großen Gartens zu Dresden. Von Alfred Kümmler	118
3. Streifzüge durch die Vogelwelt der Heimat. Von Rud. Zimmermann, 3 St. im Selde	68	11. Vogelbeobachtungen im Selde. Von Raimund Schelcher	124
4. Die Gefahr der Ausrottung ansehn- licher Vögel. Von Dr. Alwin Voigt	78	12. Die Wacholderdrossel und ihre Schick- salsgenossen. Von Martin Braeß	130
5. Sederwild und Vogelschutz in Alt- sachsen. Von Dr. Koepert	86	13. Unsere Hecken und ihre Bedeutung für die Vogelwelt. Von Rudolf Zimmer- mann, 3. St. im Selde	224
6. Am Sorellenbach und Sischteich. Von A. Jacobi	90	14. Wie's daheim war. Von Sunker Paul Apitzsch	266
7. Stubenvögel. Von Karl Söhle	95	15. Der Einfluß der Kriegsindustrie auf die Luftverunreinigung. Von Dr. Haupt, Bautzen	270
8. Störche und Storchnester im östlichen Sachsen. Von A. Klengel	99		

3. Wohnungsfürsorge und Kleinwohnungswesen.

1. Die Nutzbarmachung der sogenannten guten Stube zu Wohnzwecken durch Anordnung einer Bettstube. Von	Dipl.-Ing. E. Schlunck, Architekt, Ulm a. d. Donau	221
---	---	-----

4. Kleingartenbau.

1. Kleingärten - Familiengärten. Von A. Hans	22	2. Der Kleingartenbau im Dienste der Jugendfürsorge und Jugendpflege. Von Kurt Franke, Chemnitz	28
---	----	---	----

5. Literatur.

	Seite		Seite
1. Kriegergräber im Selde und daheim. Herausgegeben im Einvernehmen mit der Heeresverwaltung	205	3. Die Gestaltung der Landschaft durch den Menschen. Band VII bis IX der Kulturarbeiten von Prof. P. Schulze-Naumburg. Herausgegeben vom Kunstwart-Verlag Georg D. W. Callwey, München. 1915—17	243
2. Krieger-Ehrungen. Herausgegeben unter Mitwirkung der amtlichen Beratungsstellen für Krieger-Ehrungen vom Bund Deutscher Gelehrter und Künstler und dem Deutschen Bund Heimatschutz	205	4. Rittergut und Dorf Klein-Opitz bei Tharandt bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. Ein Beispiel einer Ortsgeschichte von Dr. phil. Herbert Schönebaum	272

6. Denkmalpflege, Pflege der heimischen Bauweise.

1. Der Umbau des Burglehns in Meissen. Von Geh. Baurat Dr. Schmidt, Dresden	234	3. Die alten Steinkreuze im Königreich Sachsen, ein Beitrag zu ihrer Erforschung und Zweckbestimmung. Von Dr. Kuhfahl, Dresden, 3. St. im Selde. (Sortierung und Schluß von Heft 1, Band V 1916)	273
2. Straßennamen. Von Stadtbaurat Rieß, Sreiberg	255		

7. Kriegerehrungen und Friedhofskunst.

1. Wie sollen die Kirchengemeinden ihre Krieger ehren? Vortrag von Pastor W. Hoffmann, Chemnitz, gehalten auf der Tagung für Kriegerehrungen im August 1916 in Dresden, veranstaltet von der Landesberatungsstelle für Kriegerehrungen und dem Evangelisch-lutherischen Landeskonsistorium	133	2. Das deutsche Kriegergrab. Vortrag, gehalten auf Veranlassung des Evangelisch-lutherisch. Landeskonsistoriums und der Staatlichen Landesberatungsstelle für Kriegerehrungen von Bauamtman Waldow Wenzel, 3. St. im Selde 169	
		3. Die Ruhestätten unserer Helden. Von Georg Kühn, Gardist im Selde	201

8. Städtebau.

1. Berichtigung zu der Abhandlung von E. Högg „Erhaltung des Grimmhauses in Cassel“ in Heft 8/10, Band V der	„Mitteilungen“. Von dem Ausschuß der im Städtebau tätigen Landmesser 206
--	--

9. Heimatschutz und Heimatpflege.

1. Eine Frühlingssfahrt durch die Sechsstädte der Oberlausitz: IV. Görlitz und Tauban, V. Sittau, VI. Oybin. Von Oberstudienrat Dr. Otto Eduard Schmidt in Sreiberg. (Sortierung von Heft 3/5, Band V)	33	4. Der Lindenpöhl bei Thossfeld im Vogtland. Von B. Stöckel, Jocketa	227
2. Meißner Hochland. Von Gerhard Platz, Weißer Hirsch	207	5. Heimatschutz und höhere Schule. Von Friedrich A. Lohmann, Oberlöbnitz	228
3. Alt-Striesen. Von Richard Müller, Bürgerschullehrer in Dresden, 3. St. Hauptmann im Selde	216	6. Erinnerungsstücke an die Jahrhundertfeiern der Reformation in unseren Dorfkirchen. Von Architekt Richard Bauer, Leipzig	229
		7. Vogtländische Dorfkirchen (Thossen.) Von Marte Sorge	261

10. Allgemeines.

1. Louis Riedel. Von Karl Rödiger, Plauen i. V.	60	2. Nachruf für Geheimen Regierungsrat Dr. Helge Hartmann	206
---	----	--	-----



Die Mitteilungen des Vereins werden in Bänden zu 12 Nummern durch den Vorstand herausgegeben.

Abgeschlossen am 1. März 1917.

Lazarett-Arbeiten

Von O. Seyffert

Es war im Anfang des Krieges. Ich ging durch die Straßen und besah mir die Auslagen der Schaufenster. Eine rührige Industrie hatte sich bereits des Krieges bemächtigt. Sreilich, nicht immer waren die Erzeugnisse geschmackvoll. Oft gerade das Gegenteil. Sumal in den Bilderpostkarten waren üble Sachen zu bemerken, und die humoristischen Karten zeigten Abwege schlimmster Art und ließen leider hier und da an Stelle von Witz und Humor Gefühlshoheit erkennen. Ein Mißbrauch des Eisernen Kreuzes fing auch bereits an, sich bemerkbar zu machen.

Doch halt — was ist denn das?

Vergoldete, krepierete Granaten? Als Blumenvasen gedacht? Darunter stand: Arbeiten von Invaliden aus dem Lazarett X. Da muß man sich das Zeug etwas genauer ansehen. Es waren Wein- und andere Flaschen, denen die Hälse abgeschlagen waren, so daß ihre Form jetzt annähernd der einer Granate glich. Sie waren innen mit schlechter Goldbronze überpinselt und hatten außen einen Plastellinschmuck erhalten. Zudem waren sie mit bunten Abbildungen unseres Kaisers oder irgendeiner Städteansicht versehen. Das Eiserner Kreuz war auch noch angebracht. Ich ging in das Geschäft, um dieses Ungeheuer von Geschmacklosigkeit für die Sammlung des „Heimatschutzes“ zu erwerben. Dort erfuhr ich, daß der Artikel

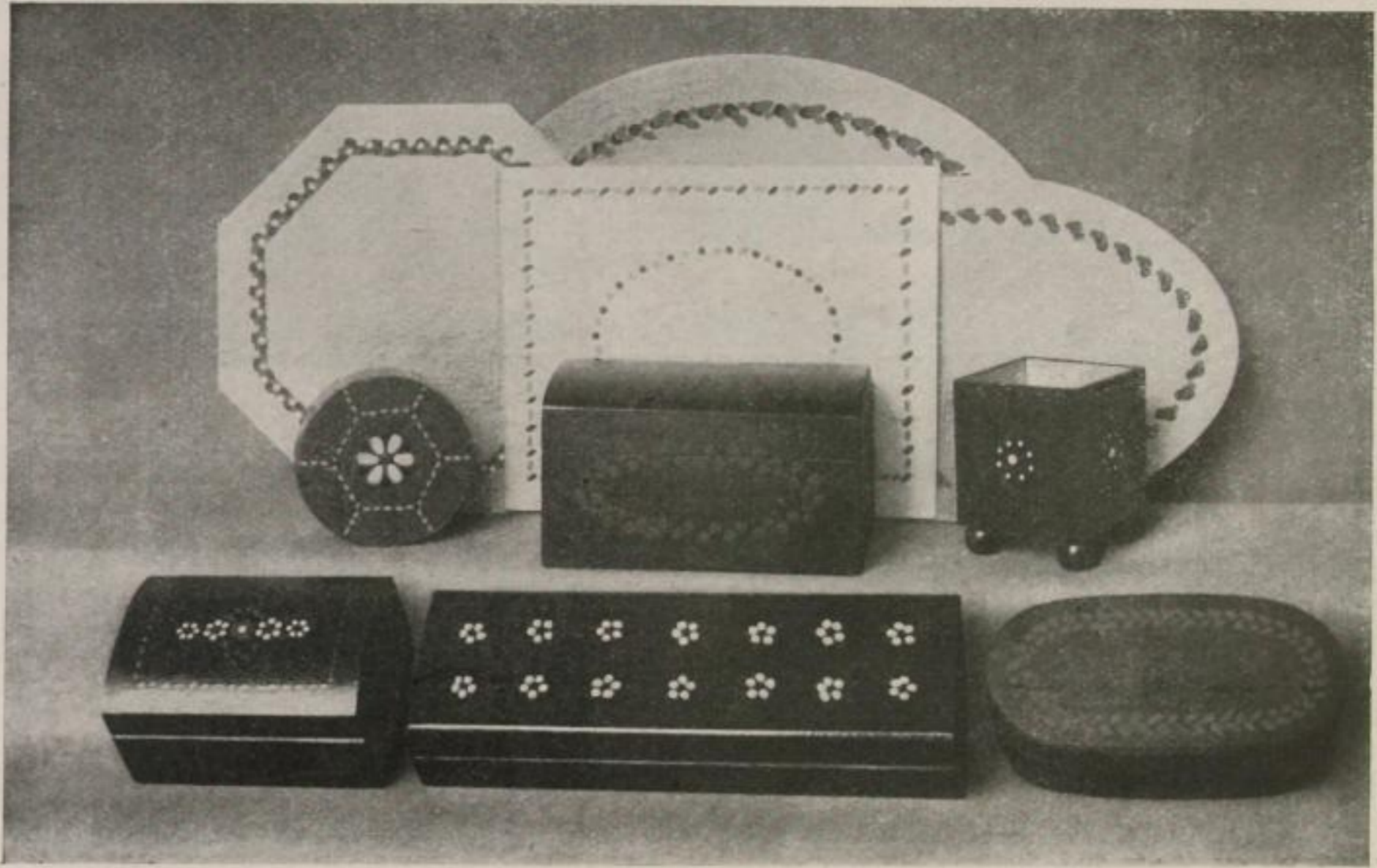


Abbildung 1 Einarmigenschule Dresden



Abbildung 2 Einarmigenschule Dresden

außerordentlichen Anklang fände, und daß die Invaliden nicht genug liefern könnten.

Wohl jeder hat unterdessen die geschilderten Lazarett-Erzeugnisse kennen gelernt, denn sie haben ihren Siegeszug allüberall hin, wo geschmacklose Menschen wohnen, und das ist allüberall, angetreten. Mit der Kunsterziehung des „Publikums“ ist es wahrlich noch nicht gut bestellt.

Eine öffentliche Ausstellung von Kriegsgreuel, die der Landesverein Sächsischer Heimatschutz veranstaltete, ließ den regen Wunsch laut werden, von all diesem üblen Kram wenigstens die Lazarette zu befreien. Ihre Kgl. Hoheiten Prinz und Prinzessin



Abbildung 3 Vereinslazarett vom Roten Kreuz Nossen und Heilstätte Gottleuba

Johann Georg gaben wiederholt diesem Wunsche Ausdruck. In verschiedenen Lazaretten und Genesungsheimen war es erfreulicherweise eingeführt worden, daß die Kriegsverletzten sich mit allerhand Arbeiten kunstgewerblicher oder handwerklicher Art beschäftigen konnten. Leider war aber die Leitung und Überwachung dieser Arbeiten nach der geschmacklichen Seite nicht genügend oder lag nicht in den richtigen Händen. Denn Liebe zur Sache genügt hier nicht allein. Und so kam es, daß ein an und für sich jegensreiches Bestreben sehr bald unerfreuliche Ergebnisse zeitigte. Die bronzierten Granaten waren die Beweise.



Abbildung 4. Vereinslazarett vom Roten Kreuz, Dresden-A., Lennéstraße



Abbildung 5 Vereinslazarett vom Roten Kreuz, Dresden-A., Lennéstraße



Abbildung 6 Vereinslazarett vom Roten Kreuz, Dresden-A., Lennéstraße



Abbildung 7 Vereinslazarett vom Roten Kreuz, Dresden-A., Lennéstraße

Einige Lazarette, vor allem das Vereinslazarett in Gottleuba, wandten sich an den Landesverein Sächsischer Heimatschutz um Unterstützung. Wir ergriffen die dargebotene Hand mit Freuden. Eine gutbesuchte Ausstellung in Dresden, in der der Verfasser dieser Zeilen Vorträge und Besprechungen hielt, gab Rechenschaft von unseren Bestrebungen in den Lazaretten.

Der Weltkrieg wütet nun schon jahrelang. Das deutsche Volk wird vor immer neue Aufgaben gestellt. Die Sorge und Anteilnahme für unsere Kriegsverletzten nimmt einen hervorragenden Teil unserer Tätigkeit in Anspruch. Wir haben erkannt, daß wir den Kriegsverletzten nicht nur ärztliche Hilfe zu gewähren haben, sondern daß es noch viele Punkte gibt, wo wir eingreifen müssen. Die



Abbildung 8 Vereinslazarett vom Roten Kreuz, Dresden-A., Lennéstraße

Hauptaufgabe der Lazarette wird es natürlich immer sein und bleiben, die Insassen wieder herzustellen und gesund zu machen. Aber das Gesunden tritt nach und nach ein. Es gibt Wochen, ja Monate, in denen die Kriegsverletzten ein Lazarettleben führen, ohne an das Bett gefesselt zu sein. Da wird ein schlimmer Gast, die Langeweile, einziehen. Da wird sich auch die Sehnsucht nach Arbeit einstellen. Immer und immer wieder Bücher und Zeitungen lesen, kann schließlich auf die Dauer nicht jedermann aushalten. Und auch hier kann das alte Wort „Müßiggang ist aller Laster Anfang“ Anwendung finden.

Hier setzten die Bestrebungen ein, in die Lazarette leichte handwerkliche Arbeit zu verpflanzen. Ich will nicht von der beruflichen Tätigkeit, die die Tischler

mit Holzarbeiten, die Schlosser mit Eisenarbeiten beschäftigt, reden. Auch für diese Sachbetätigung ist in einigen Städten gesorgt. Die Kunstgewerbeschulen und Gewerbeschulen haben ihre Pforten geöffnet. Ich will auch nicht von den Arbeiten reden, die der weitblickende Arzt anordnet, um das eine oder das andere beschädigte Glied eines Soldaten durch eine vorgeschriebene Tätigkeit wieder zu stärken und berufstüchtig zu machen. Es sei hier nur von einer allgemeinen Beschäftigung gesprochen, die in erster Linie den Zweck hat, den Segen, der von jeder Arbeit ausgeht, auch in den Lazaretten zu verbreiten. Wohl nie wird die Gelegenheit, uns in gemeinsamem Schaffen einander näherzutreten, die verschiedensten Klassen unseres Volkes zu verbinden, so günstig sein, wie in unseren Tagen. Da wollen wir ja

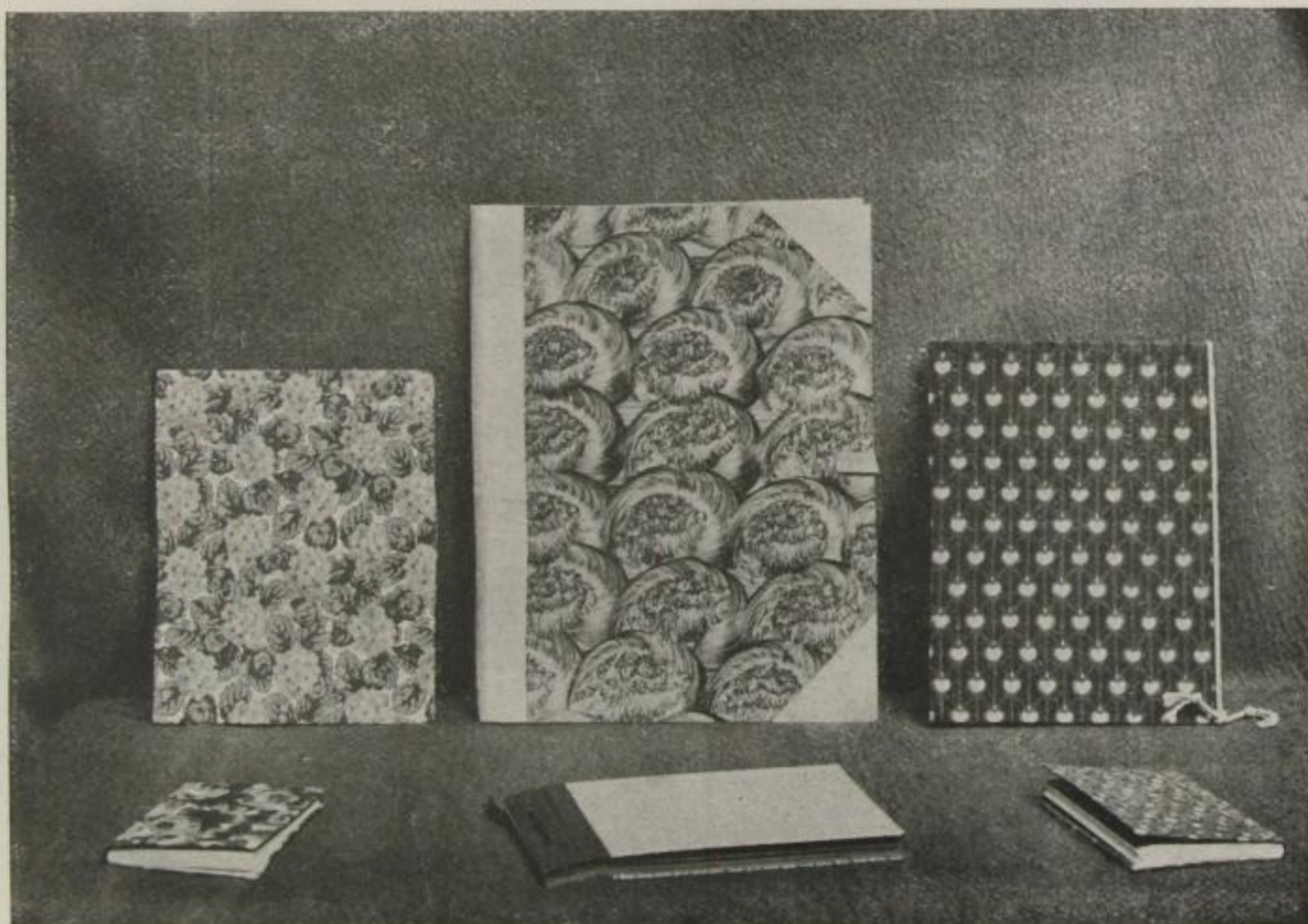


Abbildung 9 Vereinlazarett vom Roten Kreuz Kossen und Heilstätte Gottleuba

mit allen Kräften uns der Zeit und ihren Anforderungen hingeben. Eine Erziehung zur geschmacklichen Ausbildung sei mit den Lazarettarbeiten verbunden. Die Erziehung darf nicht aufdringlich, nicht lehrerartig (im schlechten Sinne) sein. Wenn der Kriegsverletzte kaum merkt, daß er erzogen wird, so wird er sich um so leichter erziehen lassen. Aufdringliches Lehrertum schadet. Neben den praktischen Arbeiten, auf die wir zurückkommen, können leichtfaßliche Vorträge viel Gutes stiften. Am besten wirken Lichtbildervorträge mit Beispielen und Gegenbeispielen. Sast zu viel werden hier und da in den Lazaretten und Genesungsheimen „Bunte Abende“ geboten. Schelmige Lieder zur Laute, Dilettantengesang, Dialektvorträge (oft zweifelhafter Art im Sinne der Blümchendichtung) sorgen für



Abbildung 10 Vereinslazarett vom Roten Kreuz Heilstätte Gottleuba,
Hoffen und Johanniterkrankenhaus Seidenau

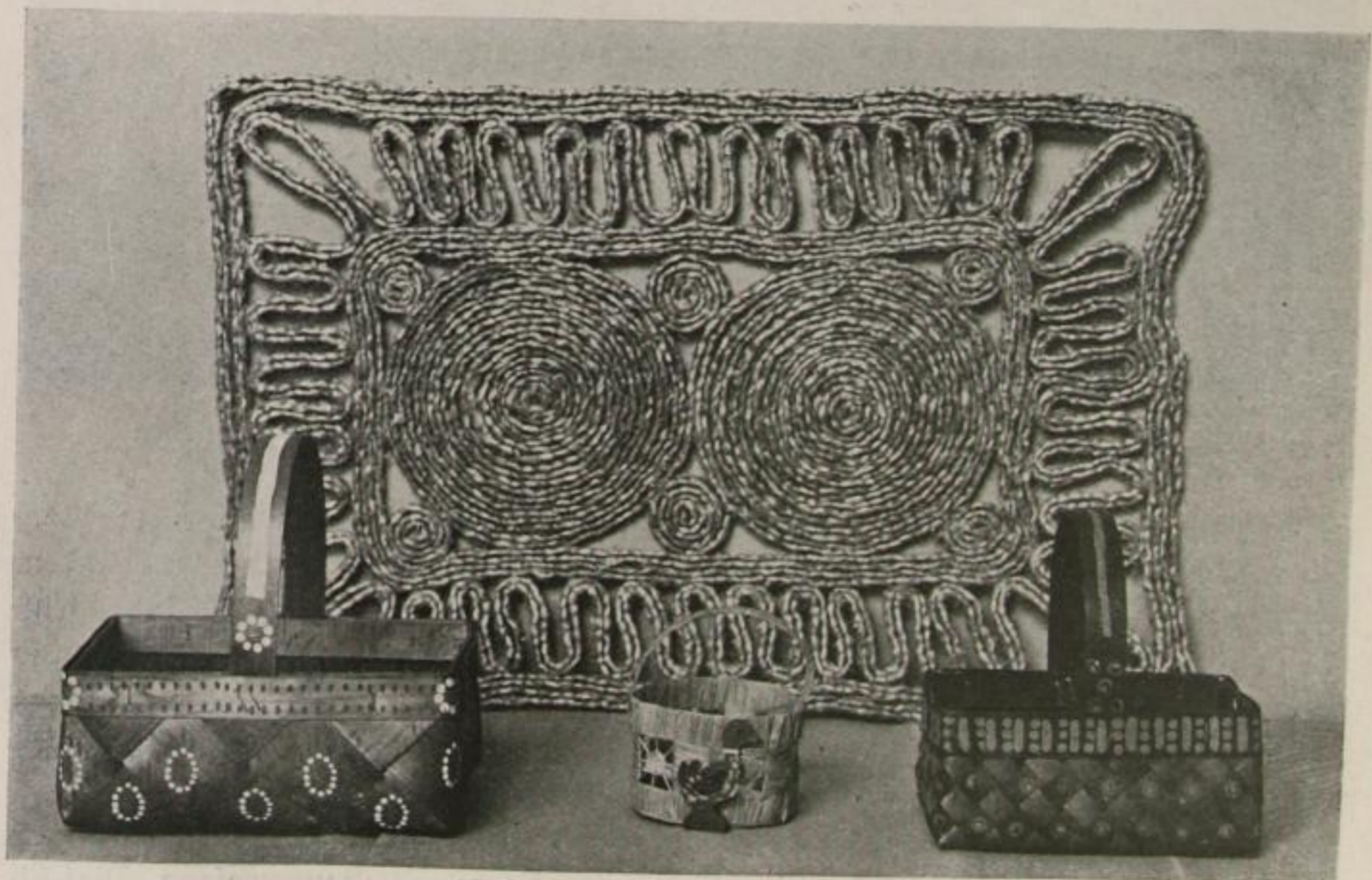


Abbildung 11 Vereinslazarett vom Roten Kreuz Carolahaus, Dresden

Abwechslung und helfen zerstreuen. Gute Musik und echte Kunst wird Erbauung bringen.

Am meisten Zerstreung bringen die Kinos. Unsere Seldgrauen sind ganz veressen auf den Kientopp. Ich kenne Kriegsverletzte, deren Sehnsucht, deren Ein und Alles das Kino ist. Eine jede freie Stunde gilt dem Besuch dieser Volkstheater. Daß ein gut geleitetes Haus hohe Erziehungswerte zeitigen kann, sei dankbar anerkannt. Aber nicht immer tritt dieser Erfolg ein. Da jede große Stadt eine ganze Anzahl Kinos hat, so kann der Invalide von einem zum anderen wandern und auf diese Weise alle sensationellen Programme, die Geheimnisse der Prinzessin X, die Slucht aus dem Kloster, den Tod des Liebling, Onkel Sips ersten Ehetag, gierig in sich aufnehmen. Er ist vollgesogen wie ein Schwamm. Er sieht das Leben als eine

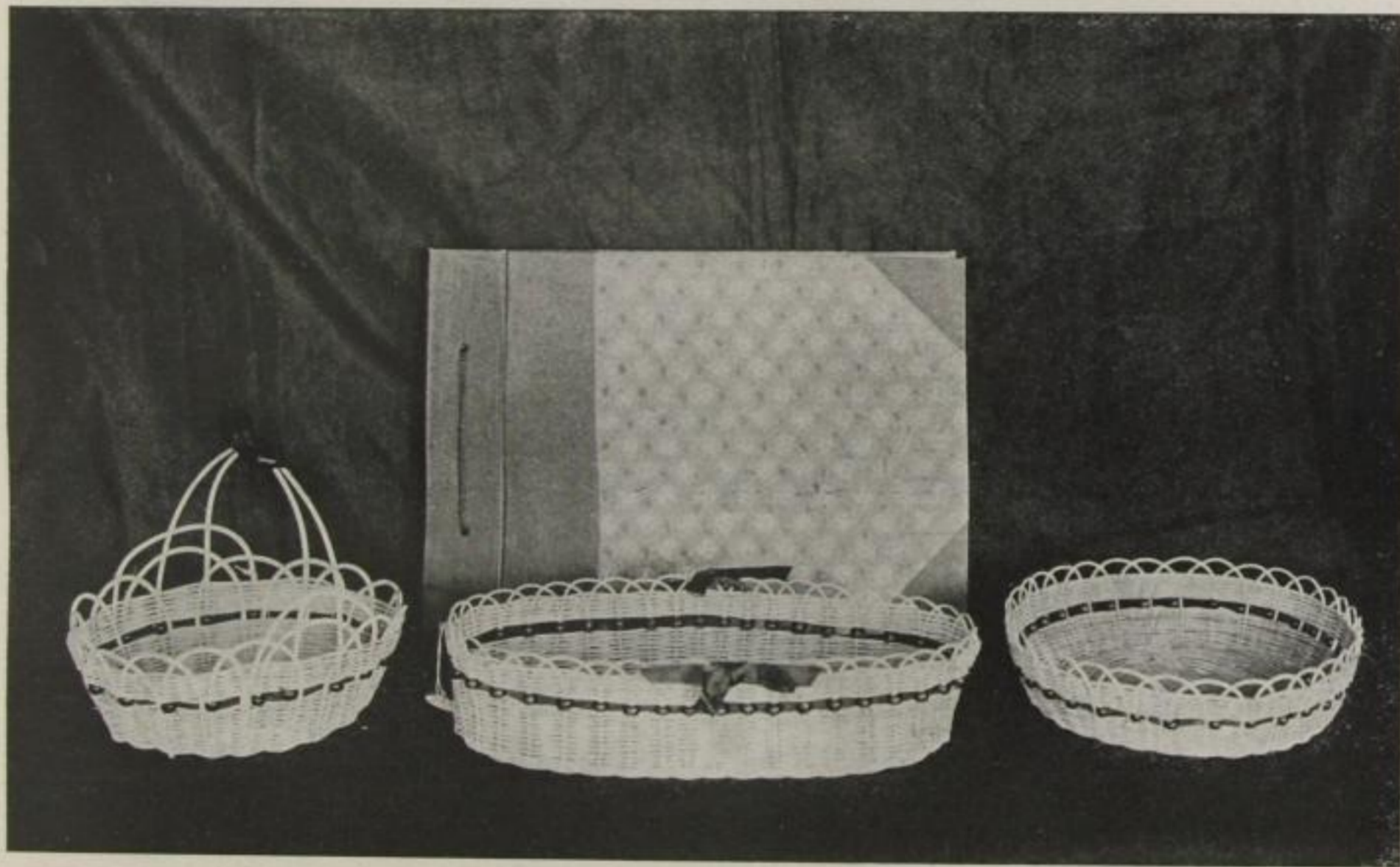


Abbildung 12 Vereinslazarett vom Roten Kreuz, Tossen

Kinovorstellung an. Der Arzt hat ihm vom Sieber geheilt, die Großstadt gibt ihm ein anderes, vielleicht viel gefährlicheres Sieber, das Kientoppfieber. Wie segensreich würde es gerade in den Lazaretten sein, in denen das Kinofieber eingezogen ist, wenn an einigen Nachmittagsstunden den Insassen Gelegenheit gegeben würde, sich in gemüthlicher Weise an irgendeiner Arbeit zu erfreuen. Sreilich, man darf kein allzu großer Idealist sein. Man darf nicht denken, daß die Landser sich zur Arbeit drängen werden. Im Gegenteil, viele werden ihre Beine benutzen, um ihr aus dem Wege zu gehen. Am besten würde es wohl sein, wenn ein Befehl vorliegen würde. Der Soldat ist gewöhnt, alles auf Befehl zu machen. Das scheidet ein eigenwilliges Handeln aus. Er wartet, auch bei geringen Sachen, auf Befehl. Draußen im Selde wird selbstverständlicherweise eine gewisse Änderung eintreten.

Das Lazarett soll natürlich keine Arbeitsanstalt, das Arbeiten soll ein Beitrag zur Gesundung werden. Und wir wissen aus Erfahrung, wie segensreich es sein kann. Wenn ein geschickter Lehrer auf die Einzelwünsche, soweit sie berechtigt sind, eingeht, so wird der Erfolg nicht ausbleiben. Die hübschen Sachen, die in Kürze entstehen, werden auch den und jenen, der bislang nur zugesehen hatte, reizen, sich zu beteiligen. Es darf eben nur das Mögliche verlangt werden. Es darf vor allem keine Vorbildung vorausgesetzt werden. Die Arbeiten müssen mit wenig Mitteln und in wenig Zeit fertig werden können. Es empfiehlt sich keineswegs, Gegenstände, deren Herstellung viele Wochen erfordert, vorzunehmen. Oft



Abbildung 13 Kgl. Lazarett, Dresden, Parkstraße

würden die Kranken dann eher aus dem Lazarett entlassen, als solch eine Arbeit beendet worden ist. Wenn wir von der schnellen Herstellung sprechen, so reden wir natürlich einer liederlichen Durchführung durchaus nicht das Wort. Im Gegenteil, der Lehrer muß bestrebt sein, die Qualität stets vor die Quantität zu stellen. Das ist ein Hauptpunkt der geschmacklichen Ausbildung. Die Wahl des Materials und seine Anwendung wird besprochen, die Farbenstimmungen werden geprüft. In einigen Lazaretten werden patriotische Farben — schwarz-weiß-rot, weiß und grün — bevorzugt. Es ist nicht nötig, daß ein Seldgrauer nur diese Farben zur Verwendung hat, der Farbensinn kann sich bei dieser Art vaterländischer Gesinnung nicht entwickeln. Und nicht wahr — wir brauchen doch nicht stets patriotische Lieder zu singen.

Es empfiehlt sich ferner, brauchbare Gegenstände herstellen zu lassen. Das wird den besten Widerhall geben. Je mehr sich der Gegenstand dem Kunstgewerbe nähert, desto mehr wachsen die Gefahren für Lehrer und Schüler. Oft tritt dann nicht nur ein schlechter, sondern auch ein überreicher Schmuck auf. Der sog. Kitsch entsteht. Gebrauchsgegenstände brauchen keinen oder nur spärlichen Schmuck. Ihre Schönheit liegt in der Herstellung, im Material.

Eine Ausstellung, ein Verkauf oder eine Verlosung der fertigen Sachen in den Anstaltsräumen ist dringend zu empfehlen. Von dem gelösten Gelde wird neues Material, das leider in den Kriegzeiten sehr teuer geworden ist, gekauft werden.

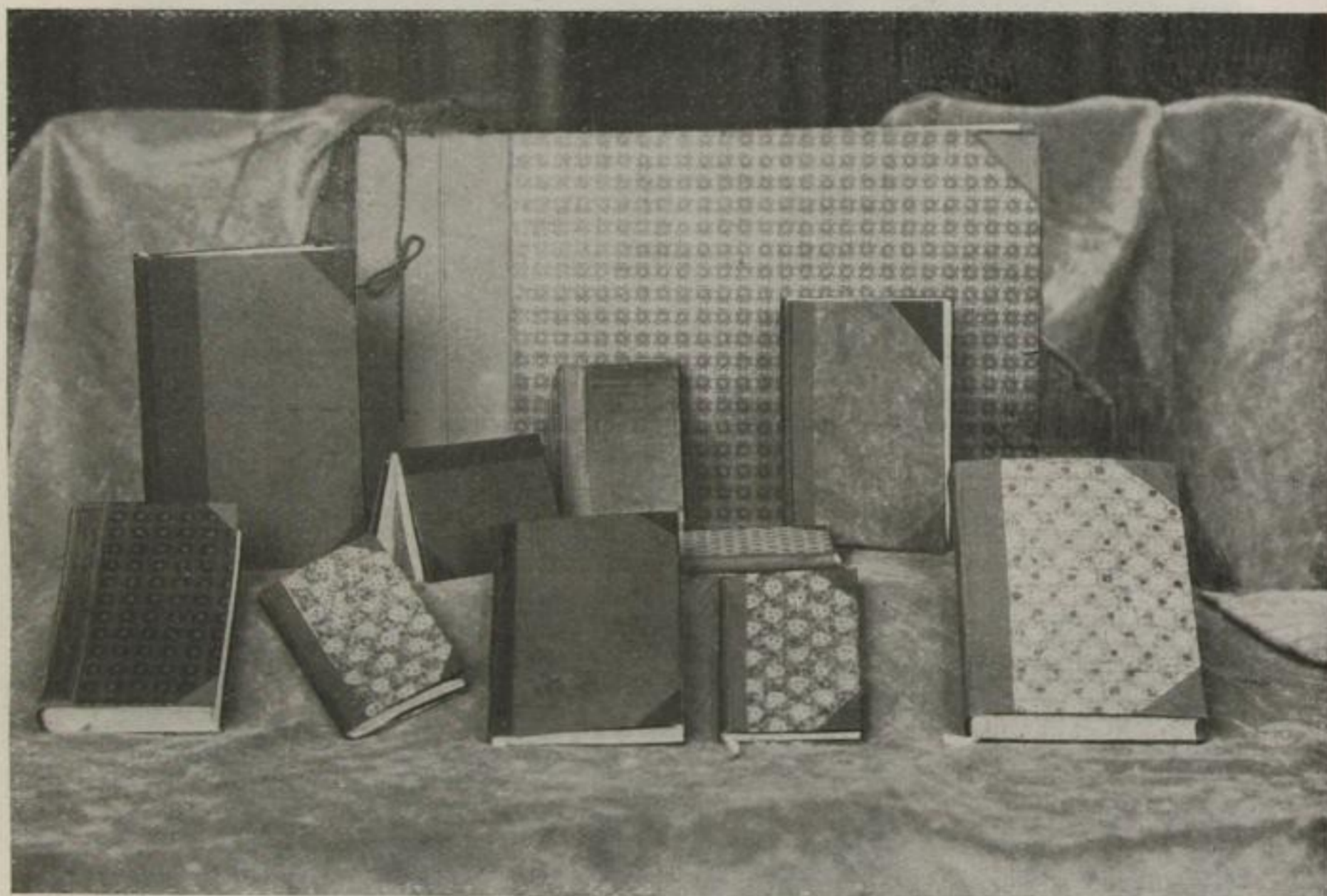


Abbildung 14 Kgl. Lazarett, Dresden, Parkstraße

Es ist Sache der Anstaltsleitung, in welchem Maße sie die Gegenstände den Herstellern kostenlos überläßt. Es ist mir immer eine große Genugtuung gewesen, wenn ich Arbeitsstunden bewohnen konnte. Die Leute waren bei der Sache, vergaßen ihre Sorgen, ja ihre Schmerzen und hatten oft eine geradezu rührende Freude, wenn ein „Kunstwerk“ besonders gelungen war.

Die größten Sörderer unserer Bestrebungen können die Ärzte sein. Sreilich sind unsere Ärzte mit Arbeit meist so überhäuft, daß eine weitgehende Hilfe nicht erwartet werden kann. Unsere Krankenschwestern könnten wohl mehr als bisher die genesenden Kranken darauf aufmerksam machen, sich an den Arbeiten zu beteiligen. Die Arbeiten selbst aber müssen von fachlich Ausgebildeten geleitet werden. Auf dieser Sorderung müssen wir bestehen.

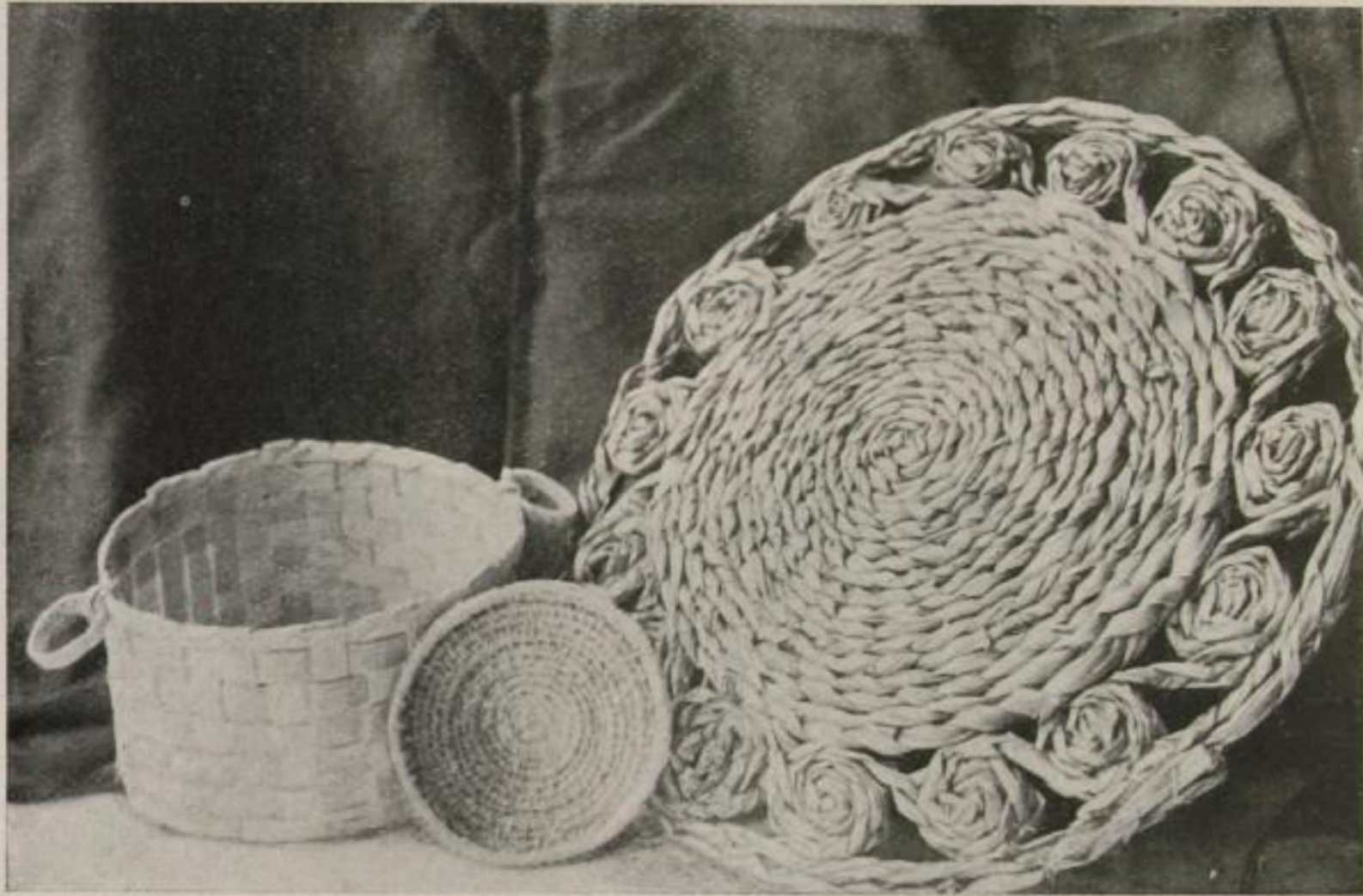


Abbildung 15 Aus dem Kursus der Stiftung Heimatdank



Abb. 16 Aus dem Kursus der Stiftung Heimatdank

Schwerwiegende Gründe sind nun freilich zu verzeichnen, die gegen die Ausführung unserer Pläne sprechen. Da fehlt es vor allen Dingen oft an geeigneten Räumen. Dieser Umstand ist schwerlich zu ändern. Da fehlt es an Personen, die ehrenamtlich die Lehrertätigkeit ausüben. Da fehlt es — zumal in kleinen Orten — an der Möglichkeit, gute Vorbilder und entsprechende Stoffe zur Herstellung zu erhalten.

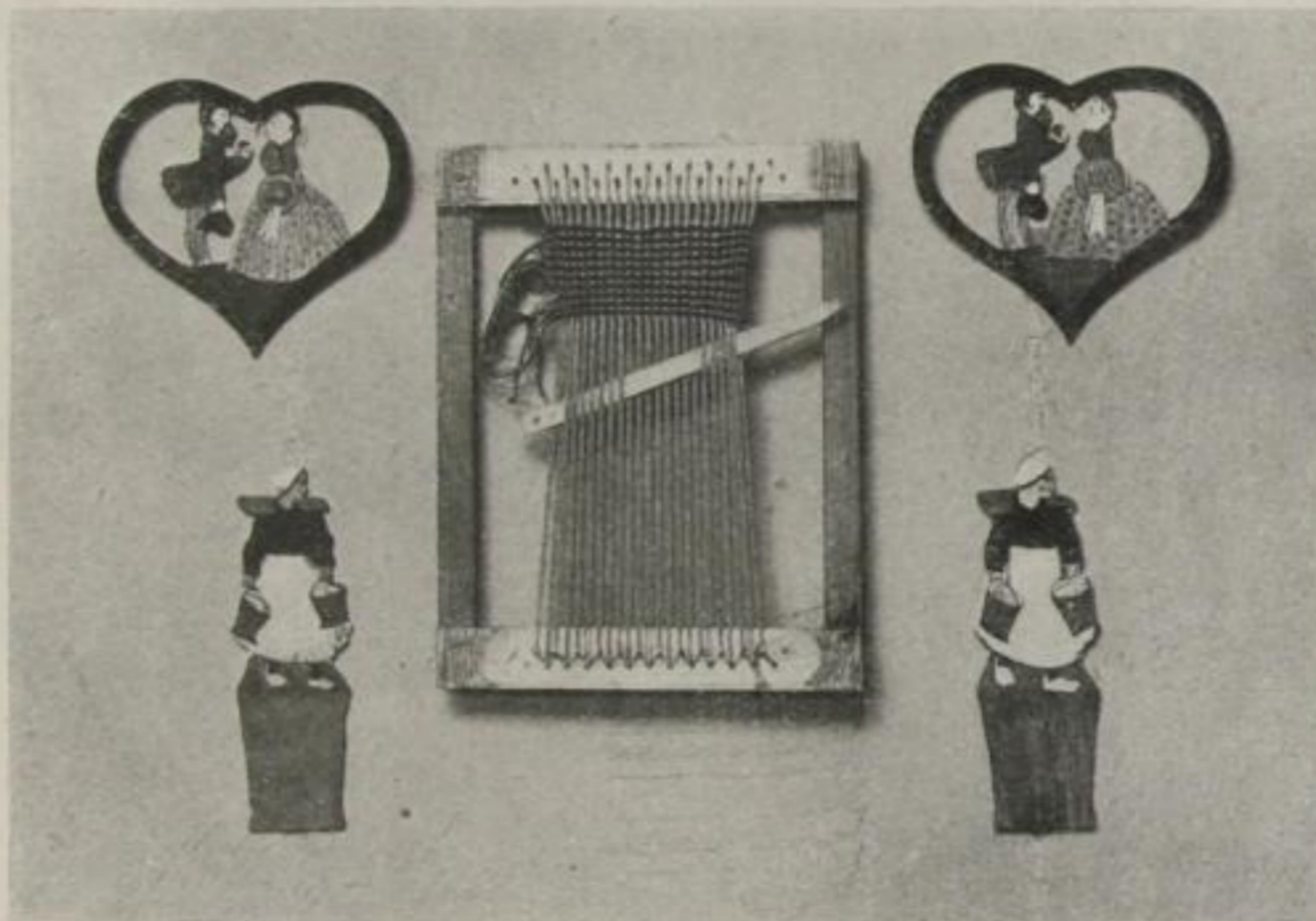


Abbildung 17 Vereinslazarett vom Roten Kreuz Carolahaus, Dresden



Abbildung 18 Vereinslazarett vom Roten Kreuz Carolahaus, Dresden

Hier setzte nun die Tätigkeit der Stiftung Heimatdank ein. Ein Unterausschuß für kunstgewerbliche Betätigung wurde gebildet. In einer Versammlung im Dresdner Künstlerhaus, zu der die in Frage kommenden Personen der sächsischen Lazarette und Genesungsheime geladen worden waren, hielten Freiherr v. Löwenstern, Seminardirektor Hildebrand-Leipzig und Schreiber dieser Zeilen Vorträge, die über unsere Bestrebungen Aufschluß gaben. Eine Ausstellung vorzüglicher Arbeiten,

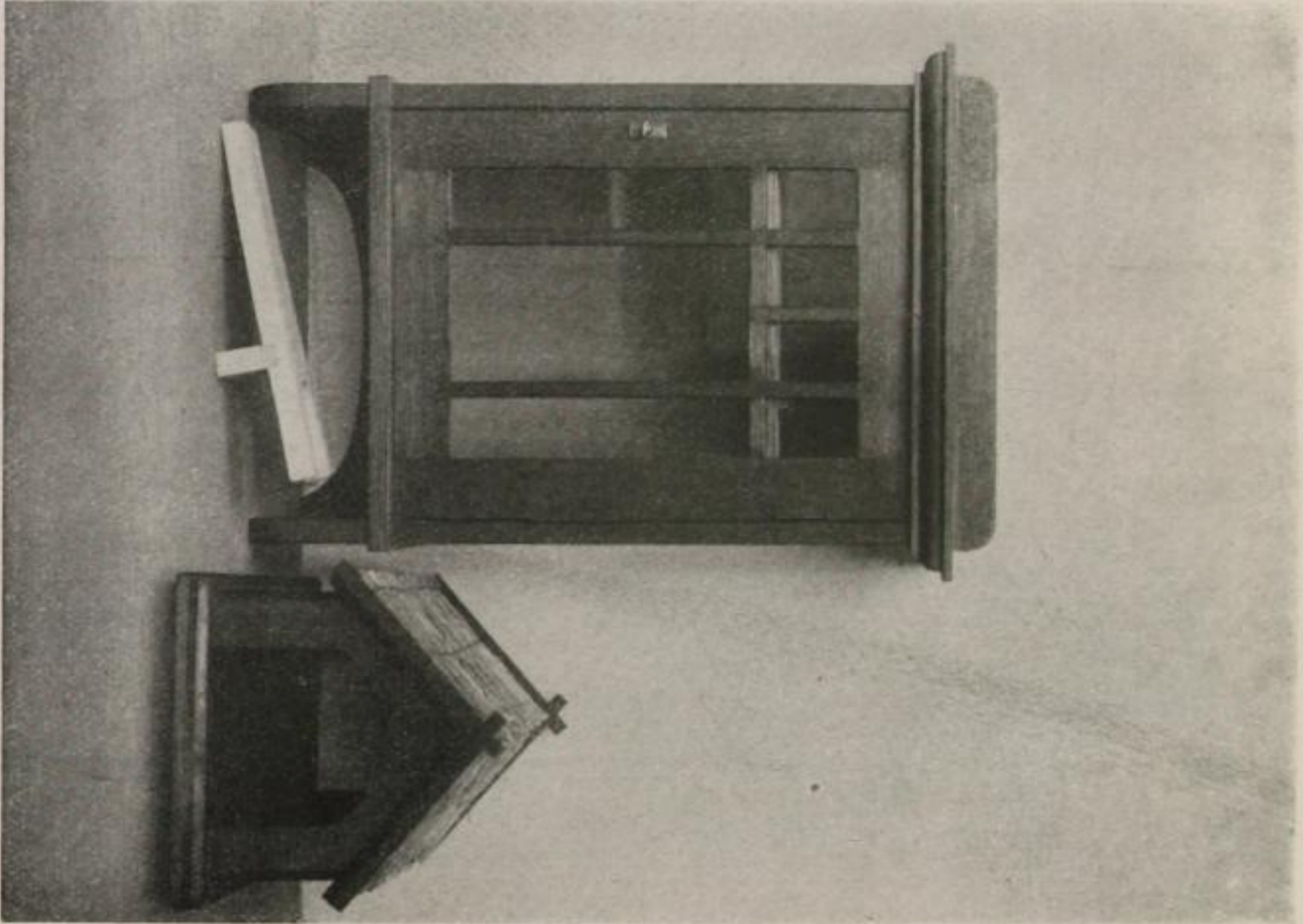


Abbildung 19 Einarmigenfpule Dresden

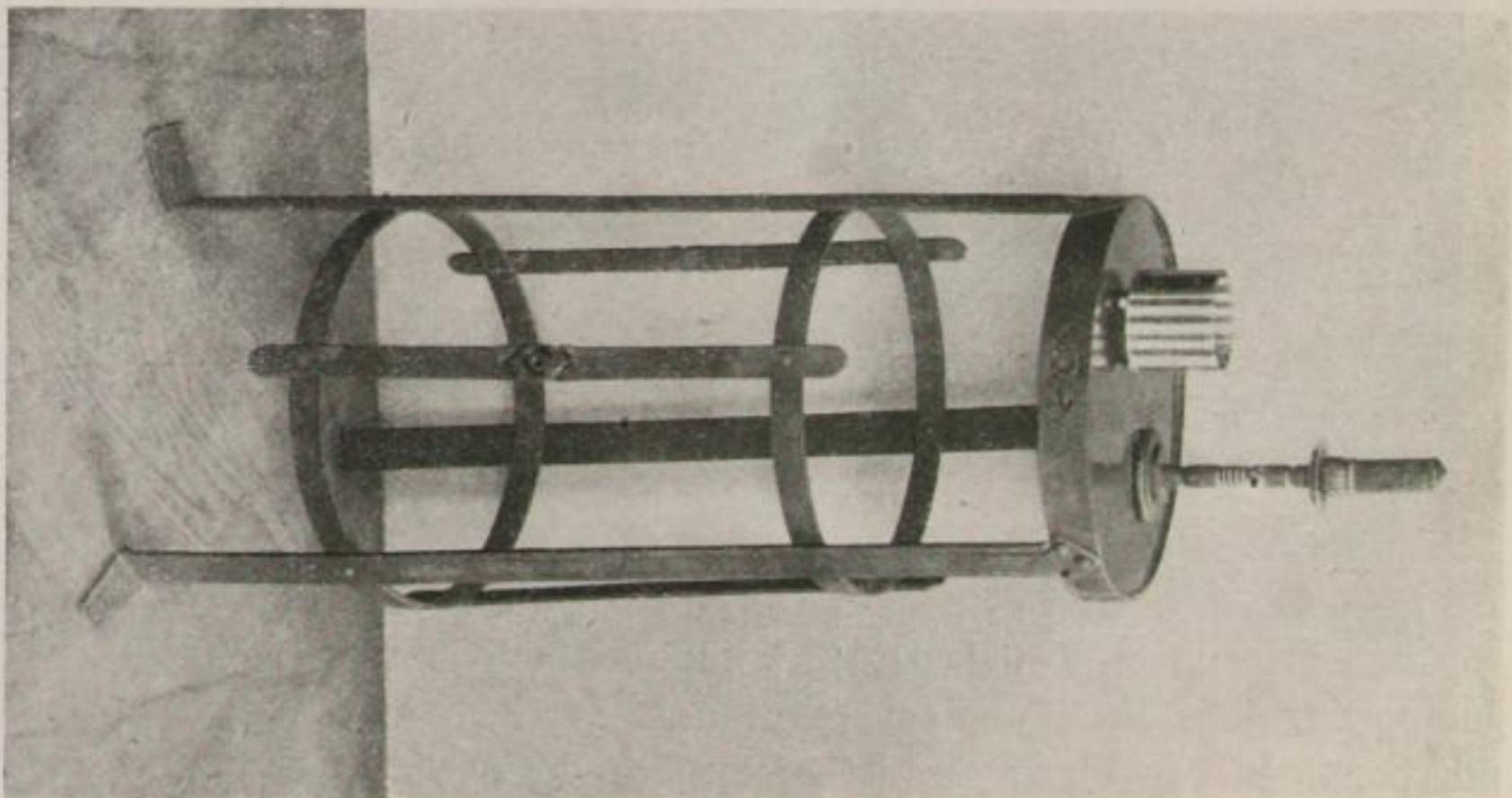


Abbildung 20 Einarmigenfpule Dresden

die in verschiedenen Lazaretten hergestellt worden waren, und die Ausstellung von Kriegsgreuel des Heimatschutzes gaben willkommene Beispiele und Gegenbeispiele. Nachmittags fand eine Führung durch das Landesmuseum für Sächsische Volkskunst, Dresden-N., Austerstraße 1, statt. Als Ergebnis der Sitzung wurde ein Frage-



Abbildung 21 Nachmittagsheim für genesende Krieger in Dresden



Abbildung 22 Kgl. Lazarett, Dresden-N., Parkstraße

bogen an die Lazarette zur Beantwortung geschickt, um Klarheit über wichtige Punkte zu erhalten. Die Fragen lauteten:

1. Ist das Lazarett grundsätzlich bereit, Beschäftigungsarbeiten anfertigen zu lassen und die Herstellungstoffe von einer Sammelstelle in Dresden oder Leipzig zu beziehen?

2. Ist dort jemand vorhanden, der die Beschäftigungsarbeiten leiten könnte, oder soll von hier aus jemand empfohlen werden?
3. Ist die Teilnahme des oder der Leiterin (s. Frage 2) an einem Ausbildungskursus erwünscht?
4. Ist der Besuch eines beratenden Künstlers

XII. U.-K. Hofrat Professor O. Seyffert, Dresden, Elias-Platz 4,

XIX. U.-K. Seminardirektor Hildebrand, Leipzig, Scharnhorststraße 20 im dortigen Lazarett zur allgemeinen Aufklärung über alle diese Fragen erwünscht? Die entstehenden Reisekosten trägt der Heimatdank. Die Herren würden eine Anzahl bereits gefertigter Gegenstände als Beispiel mitbringen

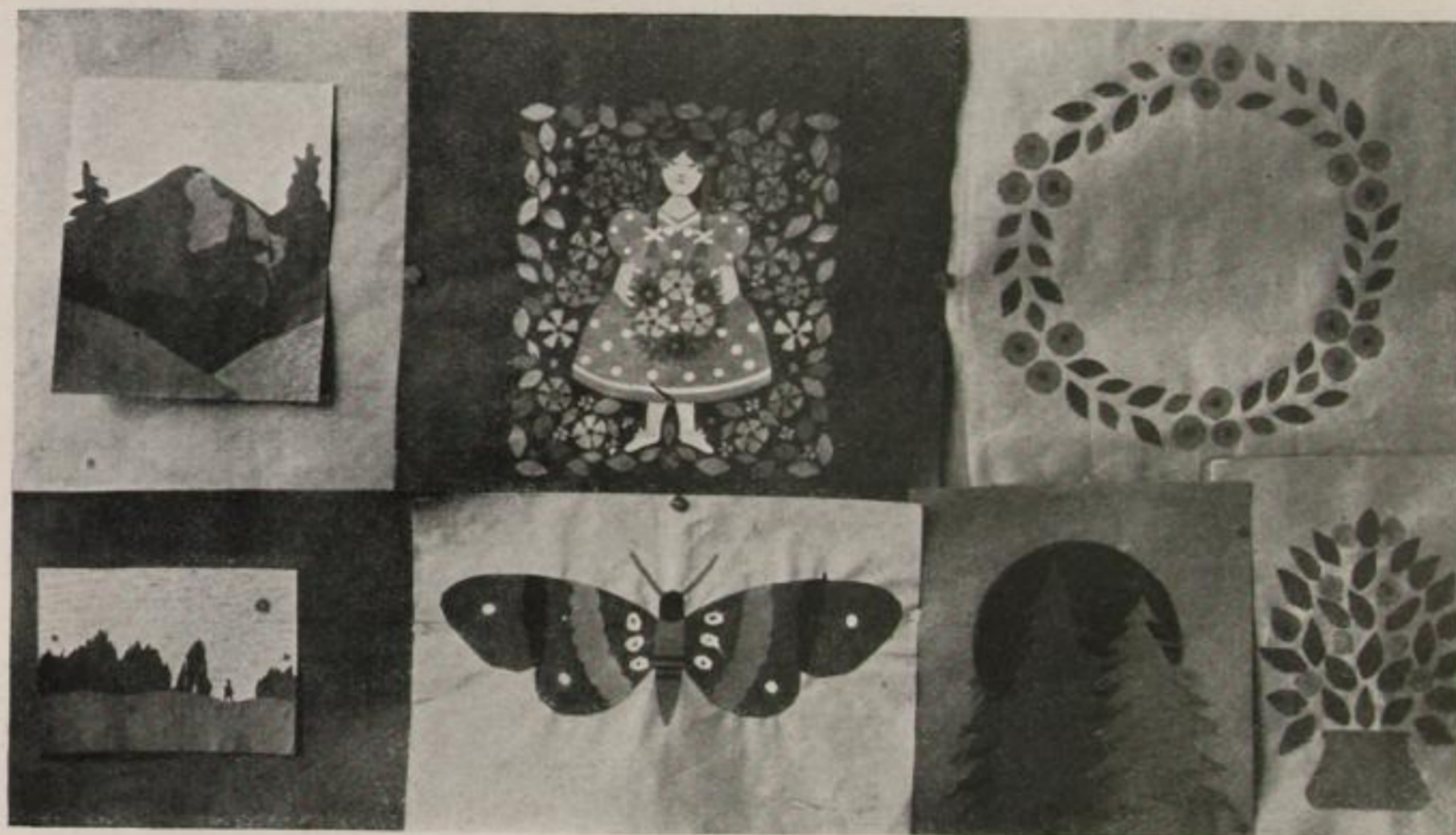


Abbildung 23 Einarmigenschule Dresden

und auch bereit sein, einen Lichtbildervortrag zu halten. Der Projektionsapparat müßte vom Lazarett beschafft werden.

5. Welche Art von Beschäftigung käme für dort 'in Frage? Buchbinderarbeiten, Holzarbeiten, Korbflechtereien, Knüpfarbeiten?

173 Antworten gaben dem Ausschuss Einblick, in welcher Weise die Anregung aufgenommen worden war. Da unter anderem aus der Beantwortung der Fragebogen hervorging, daß in den Lazaretten an geschulten Lehrern für kunstgewerbliche Betätigung ein fühlbarer Mangel war, so errichtete der Ausschuss unter der Führung erprobter Lehrerinnen (Srl. Gerth-Moritzsch und Srl. Spiegel) einen unentgeltlichen Kursus, an dem sich Damen und Herren beteiligen konnten. Dank dem Entgegenkommen Ihrer Exzellenz Baronin von Malortie konnte der Kursus in einigen Räumen des Nachmittagsheimes, Dresden, Prager Straße 28, in den Monaten Dezember bis mit Januar 1917 stattfinden. Ein zweiter Kursus, der Anfang Sebruar begann,

schloß sich an. Die vielseitige Ausbildung in Handfertigkeiten wird es den Teilnehmern möglich machen, in den Lazaretten erfolgreich tätig zu sein.

Des Weiteren kaufte der Ausschuß allerhand Stoffe in großen Mengen zur Herstellung der Lazarettarbeiten, Pappen, Buntpapiere, Bast, Schilf, Garn, Seide und Klebstoffe, nach sorgfältiger Auswahl an. Die Lazarette konnten nun zum Selbstkostenpreis diese Sachen gegen Empfangsschein erhalten und waren



Abbildung 24 Genesungsheim Schulturnhalle, Crimmitschau

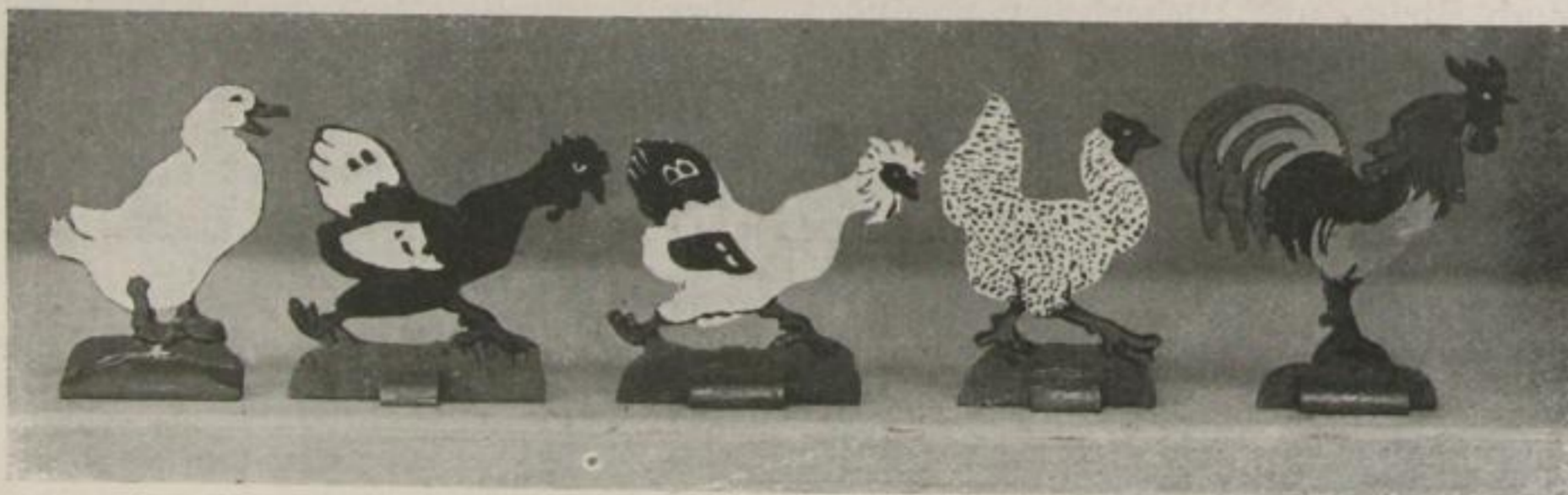


Abbildung 25 Genesungsheim Schulturnhalle, Crimmitschau

der Sorge des Einzeleinkaufes, der in unseren Zeiten viele Schwierigkeiten bereitet, enthoben. Der Landesverein Sächsischer Heimatschutz, Dresden, Schießgasse 24, übernahm die geschäftliche Leitung (Direktor Werner Schmidt und Assistentin Käthe Bruckauf) und stellte einen Raum zur Unterbringung des Materials freundlicherweise zur Verfügung. Lichtbildervorträge unter Vorführung von Beispielen und Gegenbeispielen hielt Schreiber dieser Zeilen in vielen Lazaretten und versuchte auch auf diese Weise, die Bestrebungen in weitere Kreise zu bringen, da diese Abende oft

von den Lazaretten Sernstehenden besucht wurden. Solche Veranstaltungen sind auch geeignet, mit einem Verkauf oder einer Verlosung von Lazarettarbeiten verbunden zu werden.

Unseren Abhandlungen ist eine Anzahl Abbildungen von hübschen Arbeiten, die die Kriegsverletzten gefertigt haben, beigegeben. Sie werden besser als Worte reden und können sicherlich manche Anregung bringen. Es ist besonderer Wert darauf gelegt worden, Arbeiten zu veröffentlichen, die nicht von Praktikern auf dem betreffenden Gebiete gefertigt worden sind. Nur wenige Blätter machen eine Ausnahme. Wir finden die verschiedensten Berufe, Landwirte, Ofenseher, Dekorationsmaler, Kaufleute, Gelegenheitsarbeiter, Schlosser, Eisenbahner, Schreiber, Kutscher usw. Auch die Einarmigenschule in Dresden, Leiter Studienrat Professor Dr. Koepert, ist mit einigen von Linkshändern angefertigten Arbeiten aus den drei Handübungsklassen vertreten. Den oder jenen Beschauer wird es vielleicht überraschen, daß sich

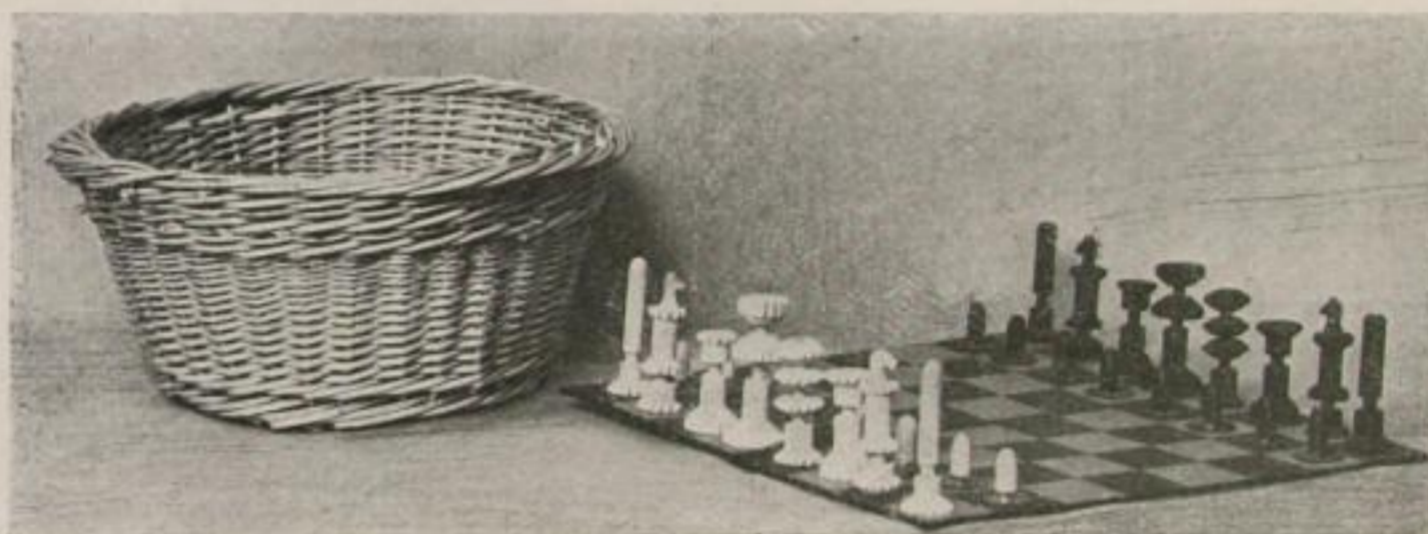


Abbildung 26 Vereinslazarett vom Roten Kreuz Carolahaus, Dresden

auch Strick- und Webarbeiten vorfinden. Aber unsere Kriegsverletzten befassen sich gern mit diesen weiblichen Techniken, die der leichten Herstellung wegen sogar von den Kranken im Bette liegend gefertigt werden können.

Beim Betrachten unserer Abbildungen wollen wir dankbar der Lehrer und Lehrerinnen gedenken, die sich der schweren, aber schönen Aufgabe unterzogen haben, sich der geschmacklichen Erziehung unserer Kriegsverletzten zu widmen. Sie haben bemerkenswerte Erfolge zu verzeichnen, auf die sie stolz sein können. Dankbar wollen wir ferner der Sörderer unserer Bestrebungen gedenken, vor allem des „Heimatdankes“, der den Lazarettarbeiten in weitgehender Weise seine Fürsorge und Hilfe angedeihen läßt.

Kriegsmaßnahmen im Vogelschutz

Von A. Klengel, Meissen

Ornith. Vertrauensmann des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz, Vorsitzender der Ortsgruppe Meissen des Bundes für Vogelschutz und Vogelschutz-Sachverständiger des Landes-Obstbauvereins für das Königreich Sachsen

Noch immer tobt der Weltkrieg mit all seinen Schrecknissen! Die harten Kämpfe an allen Fronten, die großen wirtschaftlichen Aufgaben, vor welche uns die

Abperrungsmaßregeln unserer Feinde gestellt haben, lenken die Gedanken notwendigerweise von vielen Dingen ab, die uns minder wichtig oder nebensächlich erscheinen.

Auch der Vogelschutz hat darunter nicht am wenigsten zu leiden, und doch mit großem Unrecht.

Es ist jetzt nicht an der Zeit, in langen wissenschaftlichen Auseinandersetzungen über den Nutzen oder Schaden der Vögel zu streiten. Wir müssen auch hier, wie heute in so vielen Dingen, das Ganze und Große im Auge behalten.

Es bleibt eine einfache und durch nichts zu leugnende Tatsache, daß die Vogelwelt einen großen Teil mit beigetragen hat am wirtschaftlichen Durchhalten, an den Siegen hinter der Front. Der Vogelschutz ist und bleibt ein nicht zu unterschätzendes Hilfsmittel in dem großen Wirtschaftskampfe, den Deutschland jetzt zu führen gezwungen ist.

Wir brauchen jetzt, da unsere Wirtschaftshaltung allein auf die Erzeugnisse Deutschlands angewiesen ist, jede einzelne Frucht auf Baum und Salm dringend zu unserer Lebenshaltung. Jede vom Ungeziefer beschädigte und entwertete Pflanze oder Frucht bedeutet schon einen Verlust in den Mitteln zum wirtschaftlichen Durchhalten.

In den Vögeln haben wir noch immer die besten Helfer im Kampfe gegen die nagenden und bohrenden Schädiger unserer Kulturgewächse. Unsere gefiederten Gehilfen sind es, die unsere Früchte auf Baum und Strauch, auf Surche und Scholle, den Segen unserer Hände Arbeit und unseres Fleißes, vor der Schädlingsplage bewahren oder den Schaden der Kulturfeinde wenigstens auf ein erträgliches Maß herabmindern.

Sreilich ziffern- und zahlenmäßig werden wir die Hilfe, die uns die Vogelwelt leistet, niemals feststellen können. Aber denken wir nur einmal darüber nach, welchen Nutzen uns die Vögel allein durch Niederhalten der Schädlingsplagen, durch vorbeugende Hilfe gegen die Ungeziefergefahren bringen. Sicher sind's Millionenwerte, die sie uns alljährlich erhalten helfen.

Die Hege und der Schutz der Vogelwelt dürfen deshalb auch heute in der Kriegszeit nicht als nebensächlich beiseitegestellt werden; sie müssen noch mehr geübt werden als wie im Frieden.

Wie steht es aber jetzt mit den zum Vogelschutz erforderlichen Hilfsmitteln? Der Vogelschutz steht vor denselben, ja vielleicht noch viel schwierigeren Aufgaben als wie die gesamte heutige Wirtschaftsführung.

Sreilich hört man nur wenig, um nicht zu sagen, gar nichts davon. Man zerbricht sich den Kopf nicht weiter darüber, weil uns die Angelegenheit nur mittelbar angeht. Man läßt den Vogelschutz ruhig beiseite liegen und überläßt die Vögel sich selbst.

Die berufenen Stellen, die sonst immer mit Ratschlägen zur Hand waren, schweigen sich aus über die schwierige Frage, wie wir jetzt mit dem Vogelschutz durchhalten sollen.

Neu erschienene Schriften lassen geflissentlich die durch den Krieg geschaffenen Verhältnisse unberührt. Sie behandeln den Vogelschutz so, als ob wir im tiefsten Frieden lebten. Was nützen aber alle noch so gut gemeinten Ratschläge, wenn sie unter den jetzigen Verhältnissen nicht durchführbar sind?

Verfasser, der seit Jahren als Vogelschutz-Sachverständiger des Landes-Obstbauvereins für das Königreich Sachsen allmonatlich für die etwa 10000 Leser der Zeitschrift für Obst- und Gartenbau gern und willig befolgte Ratschläge für den Vogelschutz erteilt, hat bereits seit Anfang 1915 versucht, den Vogelschutz den Kriegsverhältnissen anzupassen, und zwar mit recht gutem Erfolge. Davon soll einiges berichtet werden.

Das schwierigste Kapitel des Vogelschutzes ist jetzt wohl die Winterfütterung. Unser Universalfuttermittel Hanf ist mit den übrigen Ölfrüchten wegen mangelnder Zufuhr und durch Beschlagnahme seit langer Zeit so gut wie ausgegangen. Zwar schleppten einige Zeitungen, wie die „Mitteilungen über die Vogelwelt“, Angebote über Hanf bis in den Herbst 1915 hinein durch die Druckerschwärze. Als aber Bestellungen aufgegeben wurden, verschwanden die Anzeigen, die Post brachte nichts sagende Antworten, aber keinen Hanf. Den vom Kriegsausschusse bestellten Verteilungsstellen für Ölsaaten stehen nur so geringe Vorräte zur Verfügung, daß eine Zuweisung an Wiederverkäufer auf große Schwierigkeiten stößt. Der Versuch, von dort Sutter zu erhalten, glückte bei uns im Jahre 1915 zwar einmal; er ist aber nicht wiederholt worden.

Kontrollfreier Auslandshanf wurde wiederholt angeboten, aber zu so hohen Preisen, daß er für Sutterzwecke nicht mehr in Betracht kommt.

Schließlich tauchte auch verdorbener Hanf im Handel auf — was hat übrigens der Krieg nicht alles an fragwürdigen Nahrungs- und Suttermitteln zutage gefördert! Stubenvögel sind daran zugrunde gegangen. Hoffentlich haben wenigstens die frei lebenden Vögel, deren Sinne noch nicht so weit abgestumpft sind, wie die ihrer gefangenen Brüder, rechtzeitig die ihrem Leben drohende Gefahr erkannt.

Wir müssen also, so schwer es uns auch scheint, ohne Hanf durchzuhalten versuchen.

Bereits im Sommer 1915 habe ich deshalb meine Leser auf den drohenden Winterfuttermangel hingewiesen und rechtzeitig Anleitungen für das Sammeln und Bereithalten von Ersatzmitteln für die Winterfütterung gegeben.

Außer Sonnenblumen-, Kürbis-, Gurken- und Obstkernen eignen sich ja noch so viele, bis jetzt nicht beachtete Wildfrüchte und Samereien recht gut als Nahrung für unsere Schützlinge. Sowohl für die Insekten- als auch für die Körnerfresser ist darunter gar mancherlei zu finden.

Für die Vogelwelt bleibt auch dann noch genug davon übrig, wenn die Wildfrüchte, der Not gehorchend, mehr als früher der menschlichen Ernährung dienstbar gemacht werden. Auch heute verdirbt noch manche Wildfrucht ungenutzt.

Es würde zu weit führen, wenn alle seinerzeit gegebenen Ratschläge hier nochmals aufgeführt werden sollten.

Rechtzeitig wurde auch auf den Anbau von Sonnenblumen zu Sutterzwecken hingewiesen und vor dem später trotzdem noch häufig beobachteten Fehler gewarnt, den Sonnenblumenbau im Halbschatten und auf zu magerem Boden zu versuchen.

Als letztes Hilfsmittel wurde dann noch, allen Gegnern zum Trost und im Vertrauen auf die günstigen Erfahrungen der Herren Geheimrat Rörig und Professor Dr. Hennicke, die Kadaverfütterung empfohlen. Bei aller Fleischknappheit gibt's immer noch Schweinenäbel, Suchs- und Rattenkadaver usw., die wir unseren gefiederten Gehilfen gönnen können.

Unsere sächsische Vogelwelt hat also, wenn die in der weitverbreiteten Zeitschrift gegebenen Ratschläge befolgt worden sind, keine Not gelitten.

Zahlreiche anerkennende Zuschriften, wovon mir namentlich eine von der königlich Ungarischen Ornithologischen Zentrale in Budapest besonders wertvoll war, bewiesen, daß ich den rechten Weg gewählt hatte.

Wohl ist uns der milde Winter 1915/16, aber leider nicht der gegenwärtige, durch Schneemangel bei den Vogelschutzbestrebungen zu Hilfe gekommen. In den Gebirgslagen ist der Schneefall in beiden Wintern sehr reichlich und die Not der Vögel groß gewesen.

Das zweite schwierige Gebiet ist die Beschaffung von Vogelschutzgeräten, Nisthöhlen, Sutterhäusern usw. Die Fabriken leiden unter Arbeitermangel oder sind mit anderen, wichtiger erscheinenden Arbeiten beschäftigt. In der Zukunft wird dies noch ärger werden. Und dann scheuen auch viele Vogelschützer — in der Zeit der allgemeinen Teuerung ist das niemand zu verargen — jetzt die Kosten für derartige Anschaffungen.

Ich habe deshalb bereits im vorigen Winter auch hier kriegsmäßige Anleitungen gegeben. Gestützt auf die früher in der Ornithologischen Monatschrift von Heckradt erteilten Anweisungen zum Selbstanfertigen von Vogelschutzgeräten, sowie auf eigene langjährige Erfahrungen, gab ich unter Beifügung von Bildern mehrfach Ratschläge für das Selbsterstellen von Nisthöhlen, Nistkästen usw., und verteilte auch Modellbogen.

Meine Anregungen sind auf guten Boden gefallen. Zuschriften aus meinem Leserkreise, vom einfachen Wirtschaftsgehilfen bis hinauf zum Ritterguts- und Fabrikbesitzer, bewiesen mir, daß der Vogelschutz nach meinen Anleitungen eifrig betrieben wurde.

Daß ich dabei von den langjährig erprobten und wissenschaftlich durchgearbeiteten Methoden abgewichen bin, möge durch die Kriegsverhältnisse entschuldigt werden. Aber es ist schon besser, einmal Not-Vogelschutz getrieben, an der Hand sachverständiger Anleitung und unter Zuhilfenahme von Herz und Gemüt und der geschickten Hand des Vogelschützers, als wie gar keiner.

Schließlich geht auch der Aufruf des Kriegsausschusses für Kaffee-Ersatzmittel den Vogelschützer an; werden doch die Früchte des Weißdorns, der vielfach als Vogelschutzgehölz angepflanzt ist, dringend für wirtschaftliche Maßnahmen gebraucht.

Wir müssen jetzt, wohl oder übel, das Schneiden der Weißdornhecken unterlassen; denn durch den Schnitt werden gerade die jungen Triebe vernichtet, die im nächsten Jahre die Fruchtträger sind. Das Ausputzen der bereits vorhandenen Nistquirle möge man aber trotzdem nicht unterlassen; die Vögel würden die dicht verwachsenen Zweige sonst nicht wieder als Nestunterlage benutzen können. Das Unterlassen des Verschneidens der für Vogelschutzzwecke bestimmten Weißdornhecken kann natürlich nur als eine durch die Kriegsverhältnisse gebotene vorübergehende Maßnahme gelten. Der Schnitt muß sobald als möglich nachgeholt werden, da die Hecken sonst ein undurchdringliches Gestrüpp bilden würden, in dem kein Vogel mehr nisten kann. Die Hecken würden auch bald zu schlimmen Ungezieferherden ausarten.

Nur einige der wichtigsten Kriegsmaßnahmen im Vogelschutz sind erwähnt worden. Wenn die wenigen Worte die berufenen Stellen veranlassen würden, auch ihre gesammelten, gewiß sehr reichen Erfahrungen zu veröffentlichen, wäre ihr Zweck hinlänglich erreicht.

In normalen Zeiten Vogelschutz zu treiben, ist schließlich das Kunststück nicht allzu groß; aber wir müssen auch in den heutigen schweren Zeiten unbedingt damit durchhalten. Das ist ein Gebot der Selbsthilfe bei der heutigen wirtschaftlichen Bedrängnis; aber auch eine Pflicht der Dankbarkeit unseren treuen gefiederten Gehilfen gegenüber.

Wie notwendig eine Aufklärung der Bevölkerung über kriegsmäßigen Vogelschutz war, zeigen die zahlreichen an mich gerichteten Anfragen und die völlige Ratlosigkeit, mit der die meisten Vogelschützer den heutigen Verhältnissen gegenüberstehen.

Kleingärten — Familiengärten

1. Der Garten der Kindheit

Als ich noch ein Knabe war, da war es für mich stets ein Fest, wenn es hieß: Heute gehen wir in den Garten! Der lag nämlich draußen, außerhalb des Städtchens, auf einer der Höhen, die es umgaben. Denn innerhalb unseres alten, geschichtlich denkwürdigen Kleinstädtchens war kaum viel Raum für Gärten geblieben. Die Häuser waren dort unter dem Schutze der Mauern eng aneinander gerückt, und als die Mauern nicht mehr ihren Zwecken dienten, aber doch noch in vielen Stücken erhalten blieben, da waren es nur die Grundstücke an der Mauer selbst, welche sich darüber hinaus dehnen konnten. Sreilich, wenige freie Geviertmeter wurden auch in den engen Höfen der andern, inneren Grundstücke gewonnen. Da rankte sich ein Weinstock empor, da grünte ein Obstbaum, da blühte der Jasmin. Aber ein Gärtchen war's doch nicht zu nennen. Und so ging es manchen, vielen. Und manche hatten auch einen Garten vor den Toren. Der unsere war ein Vermächtnis meines Großvaters, der ihn anlegte. Heute ist er ein herrliches bewachsenes Fleckchen, halb Kultur, halb Wildnis. Und mir ist er ans Herz gewachsen. Denn es waren frohe Stunden, die ich als Knabe dort verlebte. Sreilich, tollern und klettern durfte ich darin nicht, aber mich doch an Reck und Schaukel ausarbeiten und von Beeren und Früchten naschen. So oft es möglich war, ging es dort hinaus, an den Nachmittagen der Woche, an denen es nur Zeit war, und des Sonntags meist schon früh. Da draußen wurde dann Kaffee gekocht, Sonntags auch Mittagessen, und alle Mahlzeiten wurden im Sreien eingenommen. Das war herrlich. Wenn uns aber unversehens ein Gewitter überraschte, da saßen wir alle wohlgeschützt in dem kleinen, behaglich eingerichteten Blockhause. So war dies Gärtchen unsere Sreude und unsere Erholung. Es ist mir heute noch eine glückliche Erinnerung an die Tage meiner Kindheit und darum ein „heiliger Ort“.

Solche Gärten vor den Toren hat es aber besonders auch in den größeren Städten gegeben. So führt uns, um nur ein Beispiel zu nennen, Gustav Sreitag in der „Verlorenen Handschrift“ auch in Gärten vor den Toren der Stadt — es

ist ja unzweifelhaft Leipzig gemeint —, in deren grünumlaubten Gartenhäusern sich frohes Leben zeigt, wo die Städter lustwandeln und der geschäftige Kaufmann sich erholt von des Tages anstrengender Tätigkeit.

Die Gärten vor den Toren — Stätten der Lust und Erholung.

2. Großstadtgärten

Als ich das erstemal in nähere Beziehungen zur Großstadt trat — es war zur Militärzeit —, lernte ich wieder Gärtchen vor den Toren kennen. Ein feinnünniger Maler, der das Leben der Großstadt in seinen intimsten Ausprägungen aufzufassen verstand, der auch in der Großstadt die Seele suchte, wies mich auf die Gartenkolonien an den Grenzen des bebauten Landes in der Nähe der Mietskasernenviertel hin. Auf die Plätzchen, in denen Naturfreude und Robinsonentdeckungsgeist gedieh. In einer Anzahl von Zeichnungen suchte jener damals den Geist und ethischen Gehalt, der aus diesen Kleingartenanlagen sprach, auszudrücken. Eines dieser Bilder ist mir unvergeßlich geblieben, weil es bei aller Einfachheit so viel sagte. Um die erste Blüte, die das Gärtchen hervorbrachte, steht, sitzt, kniet die Familie und betrachtet staunend und freudvoll das kleine Wunder, das sich da dem Licht öffnete, und voller Liebe, weil sie selbst es waren, die ihm den Boden bereiteten.

Leipzig ist ja von einem Kranz solcher Kleingartenanlagen umgeben, die nach ihrem verdienstvollen Sörderer dort „Schrebergärten“ *) genannt werden. Auch viele andere Großstädte zeigen an ihren Grenzen Ähnliches.

Ich selbst lernte diese „Gärtchen“ erst näher kennen, als ich jahrelang am Rande der Großstadt ganz in der Nähe einer solchen Anlage wohnte, die mich im Frühling mit tausend und abertausend Blüten grüßte, aus der mir im Sommer aus dem Grün Hunderte von Sämlingen zuwinkten, und von woher mir im Herbst reifende Früchte verlockend zunickten. Dort sah ich die Freude am Graben und Säen und Blühen und Ernten. Die Freude der Leute, die am Tage in Fabrik und Kontor, in Laden und Schreibstube stehen, und die sich dann nach Feierabend und am Sonntag durch Gartenarbeit und Gartenaufenthalt erholen. Die dort ihr einfaches Abendbrot verzehren; die am Sonntagmorgen daselbst ihren Gottesdienst feiern. Und jede neue Blüte und reifende Frucht wird ihnen ein Erlebnis. Ich sah, wie in den Kindern dort Liebe zur Natur und Ehrfurcht vor dem Pflanzenleben erwuchs. Wie manche Erholung und Gesundung für den Körper, manche Erheiterung und Erbauung für Geist und Gemüt, auch manche Stärkung der kleinen Hauswirtschaft von da ausging. Wie so manche Leute dort im Kreise ihrer Familie bei einfachem Mahl sich genügen ließen und nicht Kneipen und Spielsäle bevölkerten. Es war dort in allem keine Unmäßigkeit, auch nicht im Biertrinken, das allerdings meist auch in dem Kasino, in dem sich die Mitglieder des Gartenvereins zu versammeln und zu treffen pflegen, verschänkt wird.

*) Gärten der „Schreber“-Vereine, letztere zu Ehren Dr. Daniel Gottlieb Moritz Schrebers, praktischen Arztes in Leipzig (geb. 1808, gest. 1861), der lebhaft für eine gesunde körperliche und geistige Erziehung der Jugend eintrat, so genannt. Erst diese Vereine haben die ersten Gärten ins Leben gerufen.

Und dann ist ja jede solche Gartenkolonie auch etwas wie eine Erziehungsgemeinschaft für die Kinder der Zugehörigen. Sie tummeln sich auf dem Spielplatz, am Sandhaufen, auf der Schaukel, an der Kegelbahn. Sie stehen unter Aufsicht größerer Geschwister, sind stets unter den Augen der Erwachsenen und vor allem auch den Gefahren der Großstadtstraßen entrückt. Nicht nur in einem der Versammlungsräume sah ich an der Wand in großen Buchstaben die Worte: Laßt uns unsern Kindern leben! Und ich habe bei vielen dieser doch meist einfachen Leute ein ziemliches Verständnis für Erziehungsfragen gefunden. Sie waren jederzeit gern bereit, darüber zu hören, zu reden und auch — davon mitzunehmen und darnach zu handeln.

Die Gartenanlagen sind Kulturgemeinschaften. Und die Gärten sind es, die in ihren Besitzern eine neue Welt aufbauten, denn die schufen sich dort eine neue Heimat.

5. Das verlorene Paradies

Und weh wurde mir ums Herz. Denn ich sah Gärten sterben.

Das Land, auf dem die Gärten angelegt sind, ist ja meist Bauland an den Grenzen der Großstadt. Und die Pachtzeit ist kurzfristig, daß, im Fall sich die Großstadt dehnt, eine Räumung sofort einsetzen kann. Und diese wird auch rücksichtslos gefordert, wenn Aussicht ist, das Land „zu erschließen“ und zu bebauen. Dann müssen die Gärten sterben, denn das ist ihr Schicksal. Sie sind angelegt, um — wieder zerstört zu werden. Und wer sie lieb gewann, der muß dieses durch seine Arbeit geweihte Stückchen Boden verlassen.

Es gehen Werte bei einer solchen Aufgabe von Kleingärten verloren. Nicht nur materielle, etwa solche an Bäumen und Sträuchern, an guter Erde und Einfriedigungen. Es erwächst auch Schaden daraus, daß ein Stückchen Land, das so intensiv bearbeitet wurde, nicht mehr seinem Behauer eine wirtschaftliche Hilfe sein kann. Ich glaube, daß die Kriegswirtschaft gezeigt hat, wie wertvoll solche Stückchen Landes, die sich doch in hoher Kultur befinden, für einzelne Familien sein können. Aber auch seelische Werte werden vernichtet. So mancher verliert mit seinem Garten ein Stückchen Heimat. Und in das Herz manch eines Menschen zieht Wehmut und Leid. Zieht Erbitterung und Verbitterung, weil man ihm nahm, was ihm lieb und teuer war, sein heiliges Stück Heimatboden. Und manch einer ist so tief getroffen, daß er sich nicht wieder aufrassen kann, noch einmal von neuem zu beginnen.

Viele aber sind stark. Denn sie kannten dies Schicksal. Sie fürchteten es zwar. Aber sie sahen es kommen, unaufhaltsam. Und sie waren darauf gefaßt. So gefaßt, daß sie im gleichen Augenblick, wo ihnen ihr Stückchen Land genommen wurde, sich ein neues suchten. Sie retteten von ihrem alten Garten in den neuen hinüber, was zu retten war, sie schufen sich ein neues Stück Heimat Erde. Das sind die Starken.

Aber auch für sie ist und bleibt es ein Nachteil. Nicht wegen der mancherlei Einbußen, sondern deswegen, weil sie immer weiter hinaus müssen, immer weiter entfernt von ihrer Wohnung. Damit aber müssen die Vorteile schwinden, die der

Kleingärten denen gibt, die ihn ohne große Zeitversäumnis nach Seierabend aufsuchen können, überhaupt zu jeder Zeit, die ihnen bleibt. Jetzt schon gibt es Kolonien, die eine Stunde Weges von der Wohnung entfernt sind. Da wird mancher der Vorteile, die sie sonst gewähren, wirkungslos. Und doch redet dieses Festhalten am „Gärtchen“ auch bei dieser ungünstigen Entfernung von einer großen Sehnsucht und einer starken Liebe.

Ich sah Gärten sterben, ganz nahe vor meiner Wohnung. Und mir ward weh ums Herz. Es tat uns allen leid, nicht nur weil wir das Grün verloren. Nun ist dort eine Wildnis, ein Platz für Unkraut. Eine Straße hat man ja hindurchgeführt, aber ans Bebauen denkt noch kein Mensch. Da fragt man sich wirklich: Mußte es schon sein?

4. Die Gärten der Zukunft

Muß es denn überhaupt sein, daß die Kleingärten verschwinden? Daß sich Kästen an Kästen, Steinhaufen an Steinhaufen häuft? Daß man die Natur immer weiter hinausstößt? Und daß man schließlich so viele Menschen voller Sehnsucht „bodenlos“ unglücklich macht, daß man ihnen das Restchen Heimatliebe, das sie sich unter schweren Verhältnissen erhalten, aus dem Herzen reißt?

Man soll diese Kleingärtenanlagen nicht mit dem Gedanken anlegen, sie nach einigen Jahren, spätestens nach wenig mehr als einem Jahrzehnt, wieder zu zerstören. Es soll mit ihnen etwas Dauerndes geschaffen werden, d. h. mit anderen Worten, man soll diese Anlagen einziehen und einordnen in den Bebauungsplan der Städte. Man soll sie betrachten und anerkennen als einen Teil der Stadtanlage. Sie werden dort nicht nur eine Abwechslung bilden gegen das ewige steinerne Einerlei der Mietskasernenviertel, obwohl wir ihre ästhetische Einwirkung nicht verkennen wollen. Aber sie werden vor allem zugleich gesunde Lungen für die Großstadt darstellen, deren dieselbe ja so notwendig bedarf. Dann aber wird man vielen die Heimat erhalten, die sie sich durch eigene Arbeit in ihren Erholungsstunden schufen. Man wird auf die Lebensweise der Großstädter einwirken in einer Art, die ihnen zur körperlichen und seelischen Stärkung und Gefundung gereicht. Wenn man dann den Spielplatz inmitten der Gärten gegenüber dem Raum, den man ihm jetzt meist noch zuweist, noch erweitert, ihn gewissermaßen zum Mittelpunkt der ganzen Anlage macht und dadurch den Großstadtkindern einen vollkommen gefahrlosen Tummelplatz schafft, so wird man damit auch der Zukunft unseres Volkes dienen. Ein großer Spielplatz, umrahmt von einem breiten Kranz von Kleingärten, wird bei planmäßiger Anlage und Eingliederung ins Ortsbild — dieses Merkmal fehlt ja heute bei diesen Anlagen, weil man sie eben nicht als zugehöriges Glied, sondern nur als ein zufälliges Anhängsel betrachtet — diesem stets zur Erde gereichen.

Dabei haben wir von den reinen Nützlichkeitswerten, auf die nur hiermit verwiesen sei, noch gar nicht gesprochen.

Die gepachteten Kleingärtchen sind vielleicht kein Endziel. Aber sie könnten unter allen Umständen ein Zwischenziel in der Ordnung der großstädtischen Bodenverhältnisse sein. Bei aller Tätigkeit für Kleinsiedelungen ländlicher Art werden

wir doch nicht ohne weiteres das Wachstum der Großstädte aufhalten können, wenn wir's hoffentlich auch bald wesentlich verlangsamen. Es wird noch jahrzehntelang die Zunahme anhalten. Auch Mietskasernenviertel werden — notgedrungen — weiter entstehen. Es wäre aber ganz gewiß möglich, ihnen solche Kleingärtenanlagen einzuordnen.

Sollten sie sich aber doch einmal überleben, so würden sie leicht in Volkspark umgewandelt werden können.

Kleingärtenanlagen, solange sie sich als ein Bedürfnis für die Großstadtbewohner erweisen, nicht nur als Notbehelf, als Anhängsel an die Großstädte, sondern als wesentlicher Teil der Planungen im Großstadtbild und als ein Mittel rassehygienischer Erziehung für weite Volkskreise.

Walter Kluge

Wir geben diese warmherzig empfundenen Ausführungen hier wieder, weil sie uns als der beredte Ausfluß einer Stimmung beachtenswert genug erscheinen, die, wie wir festzustellen Gelegenheit hatten, nicht nur vereinzelt, sondern immer häufiger daheim und im Felde zum Ausdruck kommt.

Die, wenigstens für Großstädte, unverkennbar nicht leicht zu lösende Frage der dauernden Erhaltung von Kleingärtenanlagen gedenken wir demnächst in einer besonderen Schrift grundlegend und möglichst erschöpfend zu behandeln.

U. Hans

Der Kleingartenbau im Dienste der Jugendfürsorge und Jugendpflege

Von Kurt Franke, Chemnitz

Der deutsche Boden und seine Erträgnisse sind zu keiner Zeit mehr geschätzt und gewürdigt worden als in der Gegenwart. Heimat- und Naturschutz stehen darum im Mittelpunkte aller Tagesfragen, die letzten Endes immer wieder auf den einen Satz hinauslaufen: „Wie kann der deutsche Boden allerorten ausgiebig ausgenutzt und sein Ertrag auf das höchst erreichbare Maß gesteigert werden?“

Zahlreiche Gemeinden haben bereits ansehnliche Landstrecken der Bevölkerung für die Zwecke des Kriegsgemüsebaues unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Insbesondere dürfte der Kartoffelertrag bereits eine wesentliche Steigerung erfahren haben. Noch ließe sich manches Fleckchen Erde für den Kriegsgemüsebau nutzbar machen. Schwierigkeiten sind entschieden vorhanden und werden um so größer, je länger der Krieg dauert und je mehr Männer zum Heeresdienste herangezogen werden.

Darum sollte nunmehr die Jugend aufgerufen und zur Bebauung des deutschen Bodens aufgeboten werden. Namhafte Lehrer und Erzieher haben diese Sorderung schon in Friedenszeiten erhoben; allein erst in neuerer Zeit ist sie von den Anhängern jener Richtung, die man unter der Bezeichnung „Arbeitschule“ zusammenfassen kann, erneut betont worden. Sie wollen den Schüler zum tätigen Gliede der

Kulturgemeinschaft erziehen, dadurch, daß sie ihn selbsttätig und selbständig machen. Er soll aus der bisherigen mehr aufnehmenden Unterrichtsweise zu einer größeren Selbstbeteiligung herangezogen werden; er soll nicht nur zusehen und zuhören, sondern auch mittun, mitarbeiten lernen. Nur was sich der Mensch selbst erarbeitet, was er selbst erlebt hat, das bildet für ihn eine Quelle sicherer Erfahrung, aus der sein ganzes Denken, Sühlen und Wollen in reichstem Maße befruchtet wird. Kurzum, aller Unterricht muß für das Kind ein Erlebnis sein, dadurch, daß er vom Erlebnis ausgeht und wieder zum Erlebnis hinführt.

Man sage nicht, unsere Jugend habe keine Zeit für Gartenarbeit. In der Kriegszeit trifft das keineswegs zu, das Gegenteil ist der Fall, und doch sollte gerade jetzt, wo der Ernährer und Erzieher größtenteils im Sella steht, alles getan werden, um Ersatz zu schaffen, damit die Jugend, insbesondere die reifere, nicht dem verderblichen Müßiggange zum Opfer falle. Für später läßt sich über die erzieherische Bedeutung der Gartenarbeit und über die Frage ihrer Beibehaltung erneut sprechen. Jetzt heißt es: „Gebt unserer Jugend Arbeit, damit sie in ihrer freien Zeit ein Stück deutschen Boden bebauen und bewirtschaften kann!“ Die Natur hat dem Kinde den Tätigkeitsdrang bereits in die Wiege gelegt. Die Spiele sind die ersten Regungen desselben. Aufgabe einer guten und planmäßigen Erziehung ist es, diesen Tätigkeitsdrang in Arbeit umzusetzen, die sich für die Jugend eignet und die sie mit Lust und Liebe pflegt. Dieser Grundsatz sollte nicht nur innerhalb der Schulräume, sondern auch außerhalb derselben gelten. Immer wieder werden Klagen erhoben über die Verrohung der Jugend, und doch gibt es so einfache Mittel, ihr zu steuern.

Der Umgang mit der Natur wirkt außerordentlich veredelnd auf das Gemüt des Menschen ein. Einen Sonntag unter lachendem Himmel durch wogende Saatsfelder streifend, bleibt für uns ein Erlebnis, das uns über alle Alltagsorgen hinaushebt und unserem Dasein neuen Lebensmut und neue Lebensfreude einhaucht. Wir sollten mehr Umgang mit der Natur pflegen, und die Zahl der Naturschänder besonders unter der großstädtischen Bevölkerung würde gar bald abnehmen, wenn die Erziehung von Jugend auf in dieser Richtung geleitet würde. Je mehr jedoch die Zahl der Großstädte wächst und jede einzelne sich an Umfang und Einwohnerzahl ausbreitet, desto mehr nimmt die Entfremdung von der Natur zu. Im steinernen Häusermeer verkümmert das Kind. In den engen Stuben, wo die lebenspendenden Strahlen der Sonne oft nur selten Einkehr halten, wo nur kümmerliche Topfpflanzen ihr Dasein fristen, verbringen die meisten Kinder ihre Jugendzeit. Entfliehen sie dann wirklich einmal der Großstadt, so betragen sie sich draußen in der Natur wie neugeborene Kinder, die nach allem Bunten begehrend greifen, um es am Ende — zu vernichten. Die Heimat schützen und lieben lernt man nicht in der Großstadt, sondern nur an Ort und Stelle, genau so, wie man Schwimmen nur im Wasser lernt. Wo sich in der Großstadt einmal ein Stück Natur vor unseren sehnsüchtigen Blicken auftut, da stößt der Umgang mit ihr auf Hindernisse. Wir müssen häufig erst größere Strecken mit Hilfe der Straßen- oder Eisenbahn zurücklegen, ehe wir die Lungen der Großstadt, die öffentlichen Parkanlagen oder städtischen Waldungen, erreichen. Kinder kommen jedoch auch da nicht auf ihre

Rechnung, denn das Betreten der hier vorhandenen Rasenplätze ist verboten. Bäche und Flüsse, die die Jugend so gern zum Bade einladen, müssen überwölbt werden, damit Platz zur Bebauung frei wird. Wo in Höfen und Gassen sich vordem das frohe Kinderspiel in traulicher Ecke entfaltete, sind breite Straßen entstanden, durch die das Auto und die Straßenbahnen rasen. Das Wasser holt niemand mehr am Brunnen, und selbst das Holz wird uns bereits zerkleinert ins Haus geliefert. Für freie Betätigung ist in den großen Mietshäusern, wo auf die Mitbewohner stets Rücksicht genommen werden muß, kein Raum. Auf den staubigen Straßen tobt sich die Jugend trotz mancherlei Gefahren aus. Was sie da sieht und lernt, ist mitunter von höchst zweifelhaftem Werte. Der Einfluß schlechter Kameradschaft tut das Seinige. Da gibt es nur ein Mittel: „Gebt unserer Jugend Arbeit!“

Die Gartenarbeit verlangt durchaus nichts körperlich Unmögliches von der Jugend. Sreilich eine gewisse Altersgrenze muß vorausgesetzt werden, nicht bloß in Rücksicht auf die körperliche Entwicklung, sondern auch im Hinblick auf das geistige Verständnis, das ebenso vorhanden sein muß. Das 10. Lebensjahr ist jedenfalls als die unterste Altersgrenze zu betrachten. Im übrigen kann die Gartenarbeit von den Vertretern der körperlichen Erziehung nur befürwortet werden. Die heutige Schulerziehung hat bis jetzt noch nicht genügend Raum für die körperliche Betätigung geschaffen. Wir stehen vor einer Umgestaltung unserer gesamten Jugend-erziehung. Die Frage wird mit jedem Tage brennender, je länger der Krieg dauert. Schon in Friedenszeiten lag genug Veranlassung vor. Bemerkenswert ist, was der verdienstvolle verstorbene Freiherr von Schenkendorff über die Schul- und körperliche Erziehung äußerte: „Aller Unterricht der Schule ist notwendig verbunden mit einem langen Zubringen in geschlossenem Raume, der meist schlecht lüftbar ist, in fast ausschließlich sitzender Stellung und mit einseitiger Kopfanstrengung. Die übrigen Teile des Körpers ruhen. Und dies alles nicht nur gelegentlich, sondern die ganze Schulzeit hindurch, vom sechsten Lebensjahre bis zum Verlassen der Schule. Auch die Erledigung der häuslichen Arbeiten findet wieder unter diesen gleichen Einflüssen statt. So werden Lunge, Herz und Blutumlauf in ihren feinen Lebens-äußerungen gehemmt und die unteren Leibesorgane zusammengedrückt. Und wenn dann der so lebendige Trieb nach Bewegung oftmals während des Unterrichts hervor-tritt, dann heißt's immer: sei ruhig, sei stille, und sei brav! So vollzieht sich das während der ganzen Schulzeit.“ Das Urteil trifft heute noch im großen und ganzen zu. Wenn Freiherr von Schenkendorff besonders für Lunge, Herz und Blutumlauf Befürchtungen hegt, so bildet die Gartenarbeit das wirksamste Gegengewicht.

Wie z. B. der Schmied am Amboss seinen Körper stählt und seine Muskeln anspannen lernt, so kann auch das Herz durch vernünftige Übung gekräftigt und zu höherer Arbeitsleistung erzogen werden. Gerade im jugendlichen Alter ist die Kräftigung des Herzmuskels von großer Wichtigkeit.

Sobald sich der Mensch aus dem Zustande der Ruhe in den der Bewegung begibt, wird auch die Lunge zu erhöhter Leistung angeregt. Die Zahl der Atemzüge vermehrt sich, und die Lunge gewöhnt sich daran, tiefer als sonst zu schöpfen. Die gefährlichen Tuberkelbazillen finden keine bleibende Statt zum Ansiedeln, der Brustkorb erweitert sich und das Luftfassungsvermögen der Lungen nimmt fort-

gesetzt zu. Infolge der gesteigerten Nahrungsaufnahme bilden sich zahlreiche neue Blutkörperchen, so daß Blutarmut und Bleichsucht der Boden entzogen wird.

Ehe wir nun weiter auf die erziehliche Bedeutung der Gartenarbeit eingehen, sei vorerst einmal Klarheit geschaffen über den Begriff. Es gibt Schulgärten, Schülergärten und Jugendgärten. Der Schulgarten soll dem Unterrichte dienen. Hier kann das Kind die Pflanze am Standorte in allen ihren Entwicklungsstufen kennen lernen. In Oesterreich, dem klassischen Lande der Schulgärten, haben sehr viele Schulen einen Schulgarten neben dem eigentlichen Schulgebäude. Bei uns besitzen die größeren Städte gewöhnlich einen einzigen Garten, der für die sämtlichen Schulen des Gemeinwesens die Pflanzen zu Anschauungszwecken für den naturgeschichtlichen und Zeichenunterricht liefert. Boten besorgen gewöhnlich allwöchentlich einmal frisches Pflanzenmaterial in jede Schule. Ein Unterricht im Schulgarten selbst findet hier kaum statt. Auch wird keinerlei Unterweisung im Gartenbau erteilt. In Oesterreich dagegen wird nicht nur der Unterricht, soweit neben dem Schulhause ein Garten vorhanden ist, dahin verlegt, sondern es findet gleichzeitig auch eine Unterweisung im Gemüsebau und in der Obstbaumzucht statt. Hier ist also der Schulgarten zugleich Schülergarten. Bei uns verfolgen die Schüler- und Jugendgärten mehr erziehliche Zwecke. Der Schüler soll Gelegenheit erhalten, sich in seiner freien Zeit ungezwungen zu betätigen. Er bekommt ein Stück Land, das er entweder selbständig oder in Gemeinschaft mit anderen zu bearbeiten hat. Eine Verbindung mit dem planmäßigen Unterrichte ist also nicht vorhanden, wiewohl eine solche Verbindung einen wirklich praktischen Nutzen hätte. Gegenwärtig sind die meisten Schülergärten-Einrichtungen noch auf freiwillige Mitarbeit angewiesen. Knaben und Mädchen arbeiten hier unter Aufsicht von erfahrenen Lehrern oder Helferinnen gewöhnlich in den Abendstunden gegen Entrichtung eines Beitrages oder auch, je nachdem Stiftungen vorhanden sind, unentgeltlich und dürfen auch die Früchte ihrer Arbeit als ihr Eigentum mit nach Hause nehmen.

Die Jugendgärten sind eine Einrichtung für das nachschulspflichtige Alter und bilden gewissermaßen einen Zweig der Jugendpflege. Die aus der Volksschule entlassene Jugend soll sich hier in den freien Abendstunden und auch Sonntags zusammenfinden, um die freie Zeit nützlich und unter Aufsicht und Anleitung zu verbringen, und die jungen Leute sollen den Gefahren der Straße und des Großstadtlebens entrückt werden.

Worin gipfelt nun die erziehliche Bedeutung der Gartenarbeit? Der immerwährende Umgang mit den selbstgezogenen Pflanzen weckt im Schüler ein tiefes Verständnis für die Vorgänge und die Reichtümer in der Natur. Wie freut sich das Kind, wenn die ersten Samenkörner aufgehen! Wie ist es schmerzlich getroffen, wenn Sperlinge bei Morgengrauen die jungen Salatpflänzchen zerzaust oder wilde Kaninchen die zarten Krautpflänzchen übel zugerichtet haben! Das Wohl und Wehe der Pflanzen verknüpft sich schließlich mit jedem Tage inniger mit dem Innenleben des jungen Gärtners. Mit Zärtlichkeit hängt das Kind an jedem einzelnen Pflänzchen und freut sich, wenn es wächst, blüht und gedeiht. So erzieht die Gartenarbeit das Kind von selbst zur Freundin und Beschützerin der Natur. Es entwickeln sich in seinem Gefühlsleben Keime und Anlagen, die einen guten

Menschen auszeichnen. So wird die Gartenarbeit für die moralische Erziehung des Menschengeschlechts eine wertvolle Stütze. Vielleicht ist diese Tatsache ein Singerzeig, bei der Erziehung aller intellektuell und moralisch minderbegabten Kinder und Jugendlichen die Gartenarbeit nicht auszuschalten. Für die fortbildungsschulpflichtige Jugend liegen hier sehr dankbare Aufgaben vor. Verbote allein schaffen's nicht. Will man die Jugend fesseln, so muß man ihr mit ausführbaren Vorschlägen kommen. Die Gartenarbeit ist eine solche Maßnahme, die noch dazu den Vorteil hat, daß sie einen Ertrag in Aussicht stellt, den Lohn der Arbeit, damit der junge Gärtner die Wahrheit des Dichtervortes erkenne: „Arbeit ist des Bürgers Stierde, Segen ist der Mühe Preis.“ In der Gartenarbeit steckt also eine starke anziehende Kraft. Wer sich daher einmal von der Gartenarbeit hat fesseln lassen, den läßt sie nicht gleich wieder los. Im Garten gibt es immer Arbeit. Je besser die Düngung, je sorgfältiger die Bearbeitung des Bodens, desto größer der Erfolg. Ohne Ausdauer und festen Willen ist nichts zu erreichen, und das gerade fehlt unserer Jugend häufig. Wer als ein fester, zielbewußter Charakter gelten will, der muß sich diese beiden Tugenden aneignen. Die Verhältnisse in der Großstadt sind nicht geeignet, die Jugend zur Stetigkeit und Ausdauer zu erziehen. Es stürmen zu viele und vielerlei Eindrücke auf sie ein, die häufig einander rasch ablösen. Einen festen Willen aber eignet sich der Mensch nur dadurch an, daß er sich an Aufgaben heranwagt, deren Lösung erst nach planmäßiger, anstrengender Arbeit möglich ist. Die Gartenarbeit erfüllt diese Bedingungen, denn sie wirft ihren Sreunden die Srüchte nicht widerstandslos in den Schoß. Es gibt manche Enttäuschung und manches Hemmnis zu überwinden. Man denke nur einmal an ungünstige Witterung, an Gartenschädlinge usw. Gegen letztere ist ein dauernder Angriffskrieg zu führen. Kriechende Brombeeren und Disteln, Ackerwinde und ausdauernde Wicken, Quecken und perennierender Kanöterich, sowie das unzählige Heer der einjährigen Unkräuter müssen durch zähe und planmäßige Arbeit unschädlich gemacht werden. Manchmal schleicht sich der unerfättliche Hamster oder ein listiger Maulwurf ein. Ihnen muß natürlich sofort das Handwerk gelegt werden. Ebenso sind die zahlreichen Engerlinge, Erdflöhe, Blattläuse und Ameisen zu vertilgen. Wer diesen Kampf nicht gründlich durchkämpft, wird seine Nachlässigkeit deutlich spüren.

Da der Schüler- und Jugendgarten eine Arbeitsgemeinschaft darstellt, so ist für die Betätigung des Gemeinfinnes ein dankbarer Boden vorhanden. „Die Arbeit im Garten zwingt fortwährend zur Rücksichtnahme auf den Nachbar.“ Es kann nicht geduldet werden, wenn einer die Steine, die er auf seinem Beete findet, hinüber auf das Beet des Nachbarn schleudert oder wenn er beim Begießen seines Gartenlandes das Beet des anderen zusammentritt. Hier gilt das Sprichwort: „Was du nicht willst, das man dir tu, das füg' auch keinem andern zu!“

Jede Arbeitsgemeinschaft kann nur bestehen, wenn sie sich zugleich die Aufrechterhaltung einer festen Ordnung zum Ziele setzt. Noch ehe an einen Spatenstich gedacht werden kann, müssen Umfriedigung und Wege ausgebessert werden. Die Geräte sind zu säubern und sorgsam aufzubewahren. Jeder Teilnehmer hat ein Stück Kontrolle auszuüben und ist mitverantwortlich. Für den Kompost ist ein geeigneter Platz zu wählen. Einer soll den andern bei der Arbeit unterstützen

und vertreten, damit jener kameradschaftliche Geist gepflegt werde, der für das spätere Leben und den gesellschaftlichen Umgang von so hoher Bedeutung ist.

Die Erkenntnis von der Bedeutung der Gartenarbeit für die Erziehung bricht sich in Deutschland langsam Bahn. Durch die Ausdehnung des Kriegsgemüsebaues hat die Bewegung neue, frische Nahrung erhalten. Als erste größere Stadt im Deutschen Reiche scheint Breslau vorangegangen zu sein, das im Jahre 1900 1000 qm Land durch 70 Schüler bewirtschaften ließ. Im Jahre 1910 waren es 36 812 qm. Sie wurden durch 2306 Knaben bearbeitet. Dem Beispiele Breslaus folgten die Städte Berlin, Charlottenburg, Dresden, Frankfurt a. M., Karlsruhe, Königsberg, Leipzig, Osterburg i. d. Altmark, Stettin u. a. Auch in Kinderhorten, Erziehungsanstalten und Waisenhäusern hat die Gartenarbeit Eingang gefunden, so an der vom Schulrat Zeller gegründeten Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder zu Lichtenstein in Württemberg, an der Knabenarbeitsanstalt zu Darmstadt, an der israelitischen Erziehungsanstalt zu Ahlem bei Hannover, an der Wolffsohnschen Waisenhausstiftung in Hohenfalza usw.

Wie die Bearbeitung eines solchen Gartens praktisch betrieben wird, sei an dem Beispiele von Stettin genauer ausgeführt. Hier haben sich Herr Konsul Ahrens und Herr Lehrer Emil Pirling um die Sache große Verdienste erworben. Das von der Stadt bereitwilligst zur Verfügung gestellte Gelände wurde



Abbildung 1 Jugendgartenbau in Stettin

nach einem Berichte des Jahres 1915 an etwa 60 Volksschüler und Lehrlinge — 1916 dürften es bedeutend mehr gewesen sein — gleichmäßig verteilt. Jedes Gärtchen wurde von den Jünglingen und im Falle der Behinderung von deren Eltern und Geschwistern selbständig bewirtschaftet. Alle Erträgnisse flossen den Familien zu. In einem Mustergarten erwarben die Kinder unter Leitung und Aufsicht von Lehrern praktische Kenntnisse in allen Gartenarbeiten. Der verschiedenen Freizeit der Schüler und Lehrlinge entsprechend waren die Arbeitsstunden im Mustergarten zu verschiedenen Zeiten angelegt. Meist wurden hierzu die vorgeschrittenen Nachmittagsstunden und die Zeit nach Schluß der Fabriken benutzt. Es wurde in regelmäßigem Wechsel in Gruppen von zehn bis zwanzig Teilnehmern gearbeitet (Abb. 1), so daß jeder Junge etwa zwei Stunden wöchentlich im Mustergarten beschäftigt war. Aus den Bedingungen für die Teilnahme am Gartenbau in Stettin seien einige hervorgehoben: Das Gartenland wird an Jünglinge und deren Eltern unentgeltlich abge-

geben. Jeder Teilnehmer hat das ihm zufallende Stück Land ordnungsgemäß zu bebauen, insbesondere von Unkraut peinlich sauber zu halten. Alle Erträge aus den einzelnen Gartenparzellen gehören den betreffenden Teilnehmern. Die Wege werden gemeinsam in Ordnung gehalten. Gartengeräte können leihweise abgegeben werden. Allen Anordnungen des Leiters oder seiner Vertreter ist unbedingt Solge zu leisten. Für die gemeinsamen Arbeiten im Mustergarten besteht eine besondere Ordnung. Die gemeinsamen Arbeiten werden an den Tagen Montag bis Freitag erledigt. Am Sonnabend hat jeder Teilnehmer das an seiner Parzelle liegende Wegstück von Unkraut zu reinigen und zu harken.



Abbildung 2 Kriegsgemüsebau am Zelleschen Weg, Dresden

Schöne Erfolge sind auch in Dresden mit dem Kriegsgemüsebau am Zelleschen Weg der Gruppe 2 der Kriegsorganisation Dresdner Vereine unter Leitung des Herrn Amtsgerichtspräsident Dr. Becker erzielt worden. (Abb. 2.)

Im Auslande ist die Einrichtung von Schüler- und Jugendgärten mehrfach weiter vorwärtsgeschritten als bei uns. In Österreich, in Schweden, in der Schweiz und in Frankreich wird der Schulgarten als Schülergarten betrieben und steht im Dienste des Gartenbaues und der Landwirtschaft, die dadurch eine kräftige Förderung erfahren.

Das klassische Land der Schüler- und Schülergärten ist Österreich. Es besaß nach einer Statistik aus den letzten Jahren über 13000 Schulgärten. Auf Böhmen allein entfielen über 5000. Hier sind folgende Bestimmungen maßgebend:

1. Jeder Schulgarten ist nach einem bestimmten Plane zu errichten und weiterzuführen.

2. Jeder gut eingerichtete Schulgarten hat aus drei Abteilungen zu bestehen, und zwar:

- a) aus einer Obstbaumschule,
- b) aus einer Gemüseabteilung,
- c) aus einem allgemeinen botanischen Teile.

Obstbaumschule und Gemüseabteilung sollen in keinem Schulgarten fehlen.

In der Schweiz bestehen größere Schülergärten in Zürich, Bern und Basel.

Für die englischen Schulen bestimmt der „Code of regulations for Public Elementary Schools“: „Der gärtnerische Unterricht an den Volksschulen soll jährlich 20 Stunden praktischer Unterweisung umfassen. Jeder Schüler über 11 Jahre soll sich daran beteiligen.“

In Nordamerika errichtete der Fabrikbesitzer Patterson aus Dayton in Ohio für die Kinder seiner Arbeiter 40 Knabengärten zu je 13 qm.

Soll die Einrichtung von Schüler- und Jugendgärten angestrebt werden? Volkswirtschaftliche, soziale, hygienische und erzieherische Gründe sprechen entschieden dafür. Es wäre eine dankbare Aufgabe für die verschiedenen Heimatschutzverbände, hier bahnbrechend und anregend zu wirken und zu werben. Die Gemeinden müssen veranlaßt werden, etwas zu tun. Sie treiben damit zugleich praktische Jugendfürsorge und Jugendpflege. Wo bereits Kriegsgemüsebau besteht, ist nach Beendigung des Krieges dafür Sorge zu tragen, daß der Jugend ein genügend großes Stück Land zur Bebauung verbleibt. Lehrkräfte werden nicht schwer zu beschaffen sein. Im Deutschen Reiche werden alle Jahre zahlreiche Obst- und Gartenbaukurse abgehalten, so daß sicher eine genügende Zahl von Helfern und Helferinnen vorhanden ist.

Möge der Frühling, der frischen Mut und Lebenshoffnung spendet, Herzen und Hände öffnen, um einer guten Sache den Weg zu bahnen.

Eine Frühlingssfahrt durch die Sechsstädte der Oberlausitz

Von Oberstudienrat Dr. Otto Eduard Schmidt, Sreiberg

(Sortsetzung von Heft 3 bis 5, Band V)

IV.

Görlitz und Lauban

Noch vor Sonnenuntergang waren wir wieder in der Stadt Löbau und fuhren im Dämmerchein des Abends nach Görlitz, das am östlichsten Rande des Lausitzer Granits gelegen ist, da wo die Meise aus der Sphäre des plutonischen Gesteins in die Zone des Karbons (Kulm) und dann des Silurs übergeht.

Görlitz*), um 1200 neben einem slawischen Dorfe (Gorelik, 1071 von Kaiser Heinrich IV. dem Bischofe von Meissen geschenkt) von dem böhmischen König mit

*) E. Stutzer, Görlitzer Heimatkunde (Breslau 1906). Richard Jecht, Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Stadt Görlitz im 1. Drittel des 19. Jahrhunderts. (Görlitz 1916.)



Abbildung 1 Görlitz, Nikolaiplatz



Abbildung 2 Görlitz, Kaisertrutz und Reichenbacher Turm

Anmerkung: Abb. 1 und 2 stellte die Firma C. Schwager Nachf., Dresden, Abb. 3, 5, 6, 7 der Ansichtskartenverlag Silesia, Görlitz, Abb. 10 Stadtbaurat Rieß in Sreiberg, Abb. 11—27 Srl. Bertha Sillesfen, Bautzen, zur Verfügung. Die Abb. 4, 8 und 9 sind der Zeitschrift „Die Denkmalpflege“ entnommen.

deutschen Ansiedlern und Kaufleuten begründet, liegt an dem wichtigen Punkte, wo das vorher tief in den Selsen eingeschnittene Tal der Neiße zuerst sanfter geneigte Ufer und damit die Möglichkeit eines leichten Flußüberganges bietet. Hier münden alle drei aus dem Bergland der Oberlausitz herausführenden Handelswege, der von Weißenberg, der von Löbau und der von Zittau, zusammen. Andererseits liegt die Stadt an der Schwelle der weithin nach Osten sich ausspannenden Ebene. So hat Görlitz, dem Körper einer Spinne vergleichbar, die nach allen Seiten ihre Arme ausstreckt, rasch eine bedeutende Stellung unter den Lausitzer Städten erlangt. Es wurde, als 1268 unter brandenburgisch-askanischem Regiment der Gau Milzka (Oberlausitz) in das Land Budissin und das Land Görlitz geteilt wurde, der Hauptort des letzteren und war von 1378–1396 die Residenz des Herzogs Hans von Görlitz, eines Sohnes Kaiser Karls IV. Aber weit wichtiger als dieser vorübergehende höfische Glanz waren die Gerichts- und Handelsprivilegien der Stadt. 1303 erhielt Görlitz das Magdeburger Stadtrecht und das Waidstapelrecht, das wieder in enger Beziehung zur Tuchmacherei steht. 1346 trat es dem Sechsstädtebunde bei, und 1356 wurden ihm alle seine Stadtrechte durch eine Goldene Bulle Karls IV. bestätigt. Seitdem teilte die Stadt alle Schicksale der anderen Sechsstädte, unter denen sie den zweiten Platz, den hinter Bautzen, einnahm. Doch trat Görlitz schon im Mittelalter öfters nicht ohne Erfolg mit Bautzen in Wettbewerb. Dieses Verhältnis bestand auch noch, als Görlitz im Jahre 1815 mit etwa 9000 Einwohnern an Preußen kam. Unter preussischer Herrschaft ging die Stadt, aus ihren altgewohnten Wirtschafts- und Handelsverbindungen herausgerissen, zunächst sehr zurück. Aber als seit 1834 die Zollschranken zwischen Preußen und seinen Nachbarstaaten gefallen waren und Görlitz wenige Jahrzehnte später nach allen Richtungen zu in das preussisch-sächsische Eisenbahnnetz verknüpft war (Dresden-[1847] Berlin, Cottbus-Srankfurt a. O., Posen, Breslau, Zittau), da zeigte sich erst die Gunst der Lage der Stadt in einem schnellen und andauernden Wachstum. Es hatte 1855: 23 000, 1864: 32 000, 1871: 42 000, 1880: 50 000, 1890: 62 000, 1900: 81 000, 1910: 86 000 Einwohner. Görlitz hat also fast die dreifache Einwohnerzahl von Bautzen erreicht.

Wir kamen bei sinkender Nacht in Görlitz an und durchschritten die stark belebten, in ihrem ganzen Baucharakter etwa an Halle erinnernden Vorstädte. Den alten Stadtkern erreichten wir, an der reizvollen spätgotischen Frauenkirche vorüberkommend, beim ehemaligen Srauentor, dessen Stelle ungefähr durch den haubengekrönten „dicken Turm“ (s. Abb. 1) bezeichnet ist. Dieser Stadtkern hat erfreulicherweise seinen alten Charakter bewahrt; wundervoller Mondenschein erhöhte den Reiz der Linien, die sich dunkel und scharf vom lichtdurchfluteten Himmel hoben, und gab der Phantasie Spielraum, sich den langgestreckten Obermarkt wieder mit den Wagenzügen zu beleben, die einst hier den Übergang über die Neiße suchten. Am wirkungsvollsten sind die Reste der Wehrbauten: der gewaltige, mit doppeltem Wehrgang umgebene Reichenbacher Turm, der das westliche Ende des Obermarktes bezeichnet, und der dahinterliegende ganz eigenartige Rundbau des Kaisertruzes (s. Abb. 2), eine im Jahre 1490 errichtete Bastei, die im Mondschein wie ein Motiv aus Verona oder wie eine verkleinerte Nachbildung der Engelsburg in Rom anmutet. In der Tat scheinen italienische Einflüsse bei diesem auffallenden

Bauwerke im Spiele gewesen zu sein, denn die ganze Anlage erinnert an die um dieselbe Zeit errichteten Rundkastele der kriegerischen Päpste, z. B. an das von Ostia, und das Prototyp für diese ist wieder das bekannte Grabmal der Caecilia Metella an der Appischen Straße. Es wäre eine interessante Aufgabe, festzustellen, durch wen und wie dieser frühe Zweig italienischer Renaissancekunst gerade in Görlich erblühen konnte. Nach Osten zu schließen der minarettartige Turm der Ober- oder Klosterkirche (s. Abb. 3), das Seitenstück zu dem überschlanken Turm der Peter-Paulskirche in Sittau, und der aus gotischen und Renaissance-Elementen zusammengesetzte Turm des Rathauses das Bild des Obermarktes wirksam ab. Eine kurze Straße führt uns zu dem weit kleineren, sich der Neisse entgegensehenden, älteren



Abbildung 3 Görlich, Obermarkt

Untermarkt, dem ältesten Mittelpunkt der Stadt. Er ist im Blaudunkel der Pfingstnacht, in das der Mond durch lockeres Gewölk noch immer einige Lichtbündel hineinspendet, einer der stimmungsvollsten Plätze Ostdeutschlands, eins der kostbarsten Vermächtnisse städtebauender Raumkunst des 16. Jahrhunderts. Nicht das erinnerungsreiche Rathaus, das so viele deutsche Kaiser in seinen Mauern sah, an und für sich, oder etwa die im halben Achteck gebaute originelle Ratswage oder ein anderes der den Platz umgebenden alten Häuser machen diese Stimmung aus, sondern der Zusammenklang aller einzelnen Formen und Motive zum Ganzen, die Wechselwirkungen, die die nebeneinanderstehenden Gebäude aufeinander ausüben. Welches Raumgefühl steckt z. B. in der oberen Ecke des Untermarktes, da, wo wir ihn betreten! Hier gibt den Grundton die in feiner Schwingung

sich zum Portal und zur reichverzierten Kanzel des Rathauses emporziehende Stiebtreppe, den Nebenton bringt die gegenüberliegende reichgegliederte, laubengetragene Fassade des Schönhofs hinein, dessen säulengestützter Erker das Motiv der Rathauskanzels weiterklingt; die Obertöne liefern die heiteren Fenster der oberen Geschosse des Schönhofs, die aufwärts leitende Säule an der Rathaustrampe und das wundervoll gekoppelte große Renaissancefenster über dem Rathausportal (s. Abb. 4). Alles das sind Werke eines Meisters: des Görlitzer Stadtbaumeisters Wendel Roskopf, der 1526 den Schönhof, 1534 den Archivflügel im Rathaushofe, 1537 die Rathaustrampe mit Säule und Kanzel errichtete.^{*)} Es ist aber auch alles wie aus einem Guß. Wahrlich, wer die hier tönenden Harmonien nicht empfindet, den wird man auch bei den stärksten Reizen der Baukunst stumpf finden. Und noch eine andere Beobachtung drängt sich uns bei der Betrachtung dieser Bauten auf: sie sind, obwohl der Ursprung der Renaissancekunst in Italien zu suchen ist, deutsch durch und durch. Die Anregung zu einer neuen, über die letzte Gotik hinauswachsenden Formgebung stammt wohl aus dem Süden, sie ist über Augsburg ins Erzgebirge (Annaberg) und von da in die Lausitz gekommen, aber ihre Durchbildung ist in Görlitz ebenso deutsch, wie in allen den herrlichen Schöpfungen, mit denen fast gleichzeitig Konrad Krebs die sächsische Residenz, Schloß Hartenfels bei Torgau, schmückte. Italienische Schönheit und Grazie vermählten sich mit deutscher Tiefe und Kraft.^{**)} Daher die teilweise derbe Linienführung in den Putten und Tiergestalten der Wangen der Görlitzer Rathaustrampe, daher die kräftige, heimatlich stimmende Phantasie in den Lauben, Gesimsen und Pilastern des Schönhofes. Mit dieser Empfindung suchten wir nach den fast überreichen Eindrücken des Tages unsere Ruhe in einem vornehm-behaglichen Gasthof, an denen in Görlitz, wie es der ganze elegante Zuschnitt des Lebens erwarten läßt, kein Mangel ist.

Am nächsten Morgen ließen wir dieselben Denkmäler im Sonnenlichte von neuem auf uns wirken und fügten die Peterskirche hinzu. Sie ist eine zweitürmige, romanische Anlage von 1225, die aber gegen Ende des 15. Jahrhunderts spätgotisch umgebaut wurde, und zwar als fünfschiffige Hallenkirche von so großartigen Verhältnissen, daß keine der anderen Sechstädtekirchen, auch der Dom von Bautzen nicht, mit dieser verglichen werden kann. Wir hörten in diesem erhabenen Wald von Pfeilern und Gewölben bei berauschernder Akustik eine wundervolle Pfingstmusik und empfanden mit Stolz, wie die Wirkungen der meißnisch-elbländischen Kultur hier an der Schwelle Schlesiens ein hoheitsvolles Werk geschaffen haben, das noch heute zum späten Enkel ebenso kraftvoll von der sieghaften Gewalt der Religion spricht wie zur Zeit seiner Entstehung; es spricht aber auch deutlicher wie alle pergamentenen Urkunden von der sieghaften Gewalt des Deutschtums und von den unzerstörbaren Zusammenhängen, die zwischen den Leistungen der Lausitzer Sechstädte und denen des meißnischen Mutterlandes bestehen. Denn

^{*)} Stadtbaurat Rieß, Der Schönhof und das Rathaus in Görlitz, N.-Lausitz. Magazin LXXXIV, 128 f.

^{**)} O. E. Schmidt, Kursächsische Streifzüge I², 273f. Richard Jecht, S. 5f.



Abbildung 4 Rathhaustreppe in Görlitz

die Görlitzer Peterskirche ist das Werk Konrad Pflügers^{*)}, der als der größte der Schüler Arnolds von Westfalen an der Erbauung der Albrechtsburg und des Meißner Domes geholfen, die Dresdner Kreuzkirche, die Schloßkirche zu Wittenberg und auch die Annenkirche zu Annaberg geschaffen hat. Im Jahre 1497 war der



Abbildung 5 Görlitz, Untermarkt (in der Mitte die Ratswage)



Abbildung 6 Görlitz, Untermarkt (Blick auf das Rathaus, rechts unten die Ratswage)

Bau der Görlitzer Peterskirche vollendet: sie ist das bedeutendste Werk des Meisters. — Von der Peterskirche stiegen wir den Abhang zum Meißesfluß hinunter. Auf halber

^{*)} O. E. Schmidt, Der sächsische Kirchenbau bis auf Georg Bähr in „Kunst und Kirche“ (Leipzig, Teubner 1914) S. 34 f. und Kursächsische Streifzüge I², 317 f.

Höhe liegt ein gewaltiges, jetzt als Feuervache dienendes Magazin mit gotischen Bauformen: es ist die alte Waidniederlage, der steinerne Ausdruck dafür, daß Görlitz für die Oberlausitz und Schlesien allein das Recht besaß, das kostbare Blaufärbemittel, das später durch Indigo ersetzt wurde, aufzustapeln und zu verhandeln.



Abbildung 7 Görlitz, Schönhof

Ein wenig über der Neiße liegen außerhalb der Linie der alten Stadtmauer das Ochsentor und die Ochsenbastei, wohl so genannt, weil das schon in früheren Jahrhunderten massenhaft aus Polen herbeigetriebene Schlachtvieh durch dieses Tor in die Stadt kam, und dann am Wasser die „Vierradenmühle“, die Brücke selbst und auf dem rechten Ufer als Brückenkopf ein starker Turm, daneben die „Drei-



Abbildung 8 Brüstung der Kathautstreppe in Görlich



Abbildung 9 Ein Teil der Säule an der
Kathautstreppe in Görlich

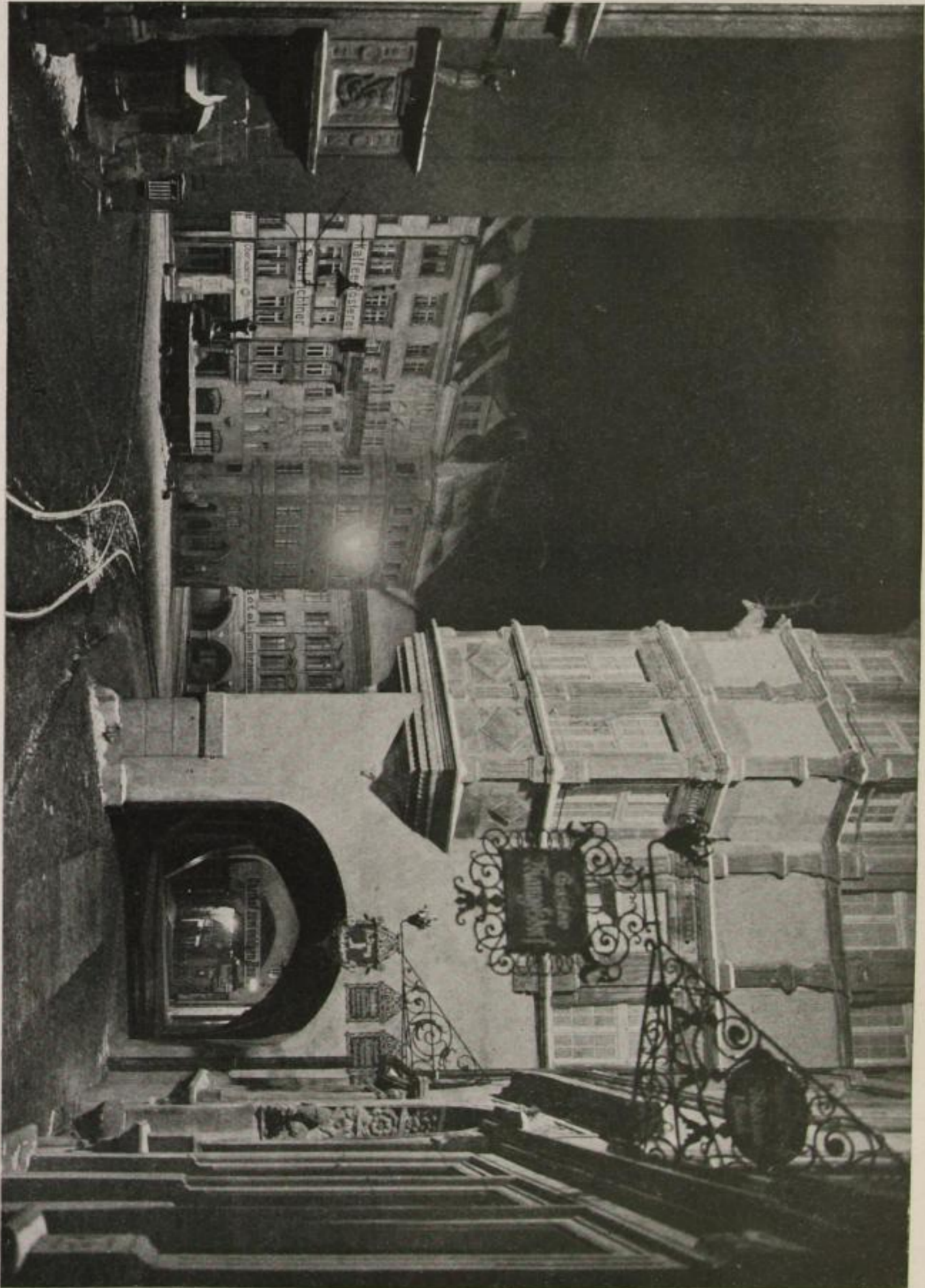


Abbildung 10 Görlitz, Untermarkt mit dem Schönhof bei Mondschein

radenmühle". Auch diese Stadtteile waren wenigstens durch einen Pallisadenzaun befestigt, und das ganze Stadtgebiet nebst einigen Dörfern umfaßte der äußere Stadtgraben. Auf dem rechten Ufer der Neiße, der alten Stadt gegenüber, liegt inmitten von Promenaden die Oberlausitzer Ruhmeshalle. Sie wurde 1902 geweiht und enthält in einem großen Kuppelbau die Standbilder der beiden ersten Kaiser des neuen Reichs und ihrer Paladine, in den umgebenden Zimmern aber eine Gemäldesammlung und viel Heimatliches. Namentlich die guten Aquarelle neuerer Künstler aus Alt-Görlitz und die Sammlungen typischer Erzeugnisse des alten Lausitzer und insbesondere Görlitzer Kunsthandwerks sind sehr wertvoll. Auch die bedeutenden Menschen, die einst in Görlitz gewirkt haben: der mystisch-philosophische Schuster Jakob Böhme (1575–1624), der Astronom, Kalendermacher und Mathematiker Bartholomäus Scultetus (1540–1614), die Gestalten mehrerer bedeutender Bürgermeister und Professoren des Gymnasiums werden hier durch Bilder und Büsten festgehalten.

Ein Nachmittagsausflug sollte uns auch mit der östlichsten der Sechsstädte, mit Lauban^{*)}, bekannt machen. Es liegt bereits inmitten einer weiten, nur von einzelnen Hügeln und Hügelketten durchzogenen Ebene, durch die der Queiß zum Bober fließt. Lauban als Stadt hat uns insofern enttäuscht, als wir gerade hier noch bedeutendere Reste der alten Sechsstädtezeit zu finden hofften, da Lauban eine sehr reichbewegte Geschichte hinter sich hat. Es ist aber nichts Bemerkenswertes in der überaus nüchternen Stadt als der Hausmannsturm auf dem Markt und als Rest der alten Befestigung der starke Brüderturm und das mit zwei anmutigen Renaissanceportalen geschmückte Rathaus von 1539, nach Jechts Urteil „eines der bemerkenswertesten Verwaltungsgebäude des jetzigen Schlesiens“, das wie ein spärlich entwickelter Absenker des reichen Görlitzer Rathauses erscheint. Markt und Straßen machten einen fast toten Eindruck, und schon wollten wir, nachdem ich das Bett des Queiß in den Wiesen unterhalb der Stadt gesehen hatte, mißmutig zum Bahnhof zurückkehren, als ich am Ende der Frauenstraße ein altertümliches Kirchlein aus den grünen Wipfeln lugen sah. Rechts davon zieht sich ein alter Friedhof mit halbversunkenen Steinen, ganz von Inpressen und Sichten überschattet, die Höhe hinan; Hunderte von Vögeln singen in seinem grünen Dämmerlicht, und von der Mauer genießt man einen weiten Ausblick auf die Stadt und das offene Land. Es ist dieselbe Stimmung, wie ich sie namentlich auf den Kirchhöfen der Niederlausitz, besonders in Lübben, gefunden habe. Vom oberen Ende des Kirchhofes ziehen sich grüne Anlagen und schattige Baumpflanzungen höher hinauf, und schließlich gelangten wir an einen großen Vergnügungsort mit grün umrahmtem Vorplatz, auf dem die Bürger von Lauban mit Frauen und Kindern die selige Ruhe des zweiten Pfingstnachmittags mit demselben Behagen genossen, wie die Löbauer auf ihrem Berge. Jetzt erklärte sich die Stille der Straßen — es war eben alles auf den Steinberg gewandert. Jede der Sechsstädte hat seit Jahrhunderten ihr festes Verhältnis zu ihrem Berge: die Kamenzener zum Hutberge, die Baukner zum Czerneboh und Mönchswalder Berg, die Löbauer zum Löbauer Berg, die Görlitzer zur Lands-

^{*)} Schumanns Lexikon von Sachsen, V, 351 f.

krone, die Laubaner zum Steinberg und die Zittauer zum Oybin. Der Laubaner Steinberg hat als besonderen Reiz den Blick über das weite Flachland, ferner nach Süden zu auf die im blauen Dufte schwimmenden Höhenzüge des Iser- und des Riesengebirges. Lauban war 1815 mit etwa 8000 Einwohnern die vierte unter den Sechsstädten, sie hat sich diesen Rang mit ihren jetzt 17000 Einwohnern behauptet. Auch sind die alten Erwerbszweige: Sabrikation von Leinwand, Bettzeug, Taschentüchern, Handtüchern, Segelleinen, geblieben; doch sind die Sabriken meist auf den benachbarten Dörfern, die Kontore und Wohnungen der Sabrikanten und Händler aber in der Stadt.

V.

Zittau

Noch am Abend führen wir nach Görlitz zurück und von da durch das enge, waldige Tal der oberen Neiße nach Zittau. Etwa in der Mitte des Weges liegt das 1234 vom König Ottokar II. von Böhmen und seiner Gemahlin, der Hohenstauffin Kunigunde, gestiftete Cisterzienser-Monnenkloster St. Marienthal; die alten Gebäude sind verschwunden, die jetzigen entstammen einem Barockbau etwa von 1685. Bei Hirschfelde tritt die Bahn aus der Region des Granits in die des Diluviums und der Braunkohlenformation und damit in die Zittauer Tieflandsbucht, die von einem Kranze waldiger Berge aus Granit oder Basalt umringt ist. Zittau*) gehört nicht zum alten Bestand der Oberlausitz, sondern liegt in dem ehemals böhmischen Gau Sagost. Der Name Sagost bezeichnet das Land hinter dem Walde. Der fruchtbare, von der Neiße und Mandau durchflossene Kessel hatte bereits eine Bevölkerung von deutschen Kolonisten, als im Jahre 1255 König Ottokar II. von Böhmen unweit der Stelle, wo Mandau und Neiße zusammenfließen, die Stadt Zittau nach ostdeutschem Plane gründete, indem er selbst die künftige Stadtflur umritt und die Grenze durch eine mit dem Pfluge gezogene Surche festlegen ließ. So ist Zittau die jüngste unter den Sechsstädten, aber es arbeitete sich rasch zur dritten im Range empor. Zittaus Aufgabe war eine doppelte: es sollte im Gaue Sagost der Mittelpunkt deutsch-städtischen Lebens werden und diesen Gau und damit auch das zentrale Böhmen durch die nach Löbau und Görlitz führenden Straßen an den Verkehr der Hohen Straße anschließen. Diese Verhältnisse gaben der Entwicklung Zittaus eine doppelte Richtung: durch Eintritt in den Sechsstädtebund wurde es tatsächlich ein Glied der Oberlausitz, zu der es auch landschaftlich gehört; gleichzeitig hielt es seine alte wirtschaftliche Verbindung mit Böhmen fest: Zittauer Tuch und Zittauer Bier wurden über Prag bis nach Ofen verfrachtet, und Prager Kunststeinflüsse geben den Baudenkmalern in und um Zittau bis heute ihr besonderes Gepräge. Sreilich, die meisten der alten Kunstdenkmäler sind im Siebenjährigen Kriege verschwunden, als die Österreicher am 23. Juli 1757 die von den Preußen besetzte Stadt, obwohl sie nach damaligen Begriffen nicht mehr als Festung gelten konnte, unbarmherzig in einen rauchenden Trümmerhaufen zusammenschossen. Das Wenige aber, was von älterem Kunstbesitz in der Stadt und

*) Gurlitt B. D. XXX.

in ihrer Umgebung übrig ist, zeigt meist einen anderen Charakter, als z. B. die Bauten von Bautzen und Görlitz. Natürlich fehlen die Gleichungen nicht ganz. Die Minoritenkirche (Peter-Paulskirche) in Zittau entspricht der Klosterkirche in Görlitz, auch in der überaus schlanken Anlage des Turms. Aber die anderen älteren Kirchenbauten Zittaus lassen deutlich böhmische, besonders Prager Einflüsse erkennen. Der vor der Stadtmauer auf einer ehemals den Kreuzherren gehörigen Anhöhe liegende Torso der Frauenkirche, ein Bau aus der Zeit unmittelbar nach der Stadtgründung, zeigt

eine so sichere Handhabung des Übergangsstils und eine so sorgfältige Durchbildung der Einzelformen, daß unbedingt Prager Künstler hier tätig gewesen sein müssen. Ebenso findet die ganz eigenartige Kreuzkirche (von 1410), deren Schiff in einem der allgemeinen deutschen Geschmacksrichtung voraneilenden zentralistischen Raumgefühl fast quadratisch um einen einzigen Mittelpfeiler geordnet ist, in der 1369 vollendeten Nikolaukapelle zu Neuhaus im südlichen Böhmen und in der Servitenkirche zu Slup bei Prag ihr Vorbild. Serner zeigen einige der Grufbauten auf dem Kreuzkirchhofe, wie z. B. die Rosenkrantzische, Schröersche und Sinksche Gruft, und auf dem Klosterfriedhofe die Kühnsche (jetzt Domschische) Gruft, ein so stark bewegtes, teilweise etwas überladenes

Barock, daß hier süddeutsch-böhmische Einflüsse tätig gewesen sein dürften. Auch die zahlreichen monumentalen Brunnen, die Zittau besaß und zum Teil noch besitzt: der Rolandbrunnen von 1585 auf der Westseite des Marktes, der Neptunbrunnen von 1573 vor dem Rathaus, der Herkulesbrunnen vor der Johannis-kirche, der Grüne Brunnen von 1679 (jetzt im Museum) und die vier überladeneren Barockbrunnen auf dem langgestreckten Platze der Neustadt bekunden einen mehr süddeutschen als sächsisch-meißnischen Geschmack. Diese süddeutsche Art reicht über das Weichbild der Stadt hinaus auf die wenigen adeligen Herrensitze, die sich in



Abbildung 11 Zittau, Die Klosterkirche

der Umgebung der mächtigen Stadtgemeinde erhalten haben. In Hainewalde (7 km westlich von Sittau) fällt das Schloß der Familie von Knyaw (um 1750 gebaut) durch seinen ganz eigenartigen Grundriß auf und durch einen früh-klassizistischen Anklang in der von vier Säulen getragenen Vorhalle. Nicht weit davon auf dem Friedhofe steht ein bemerkenswertes Gruftgebäude derer von Kanitz und derer von Knyaw. Es hat quadratischen Grundriß und zeigt unter sich kreuzenden Satteldächern mit vier wirkungsvollen Barockgiebeln eine reiche, durch Pilaster und Nischen gegliederte Architektur mit stark bewegten allegorischen Steinfiguren, die

die Nöte des irdischen Lebens und zum Troste dafür ebenso viele himmlische Seligkeiten darstellen.

Was von dem alten Sittau an Büchern, Bildern, Hausgerät, Sinngeschirr, Gläsern, Gold- und Silberschmuck noch übrig ist, das findet man in der Stadtbibliothek und dem Museum vereint, die in einem auf den Mauern der ehemaligen Barbara-Kapelle des Franziskanerklosters seit 1662 errichteten Renaissancebau mit hochragendem Giebel untergebracht ist.^{*)} Uns war der besondere Genuß beschieden, diese reichhaltigen Sammlungen unter Führung des Stadtbibliothekars Studienrats Dr. Gärtner zu sehen, dessen Erklärungen eine im langen Verkehr mit den Gegenständen erwachsene Liebe besonders anziehend macht. Die Bibliothek ist reich an alten Stammbüchern mit kultur-



Abbildung 12 Sittau, Der Musemsgiebel

geschichtlich sehr wertvollen Bildern und an Gemälden und Handzeichnungen von Sittauer Künstlern. Doch dieser ganze Reichtum wird sich erst enthüllen, wenn der geplante Museumsbau, der alle noch vorhandene Räume des Klosters, auch

^{*)} Theodor Gärtner, Quellenbuch zur Geschichte des Gymnasiums in Sittau, Leipzig 1905–1911, I, 112: „Und so wurde durch den Stadtrichter Karl Phil. Stoll ein großer Saal im zweiten Stockwerk des an die Klosterkirche anstoßenden Gebäudes für Bibliothekszwecke errichtet und ausgestattet, dessen Einweihung am 18. Sept. 1709 durch einen vom Rektor Hoffmann veranstalteten: „actus drammatico-scholasticus“ erfolgte.“

den stimmungsvollen Klosterfriedhof, einschließt, vollendet sein wird. Dann erst wird das Museum, übersichtlich aufgestellt, den Beweis erbringen, was für ein Kulturzentrum Zittau viele Jahrhunderte hindurch gewesen ist.

Zu derselben Zeit, in der der geräumige Saal und der schöne Giebel der Stadtbibliothek emporgewachsen, zeigten sich die regen Kulturbedürfnisse der Stadt auch auf dem Gebiete des Schulwesens. Die alte Zittauer Lateinschule war unter dem Einflusse der Reformation 1586 in ein Gymnasium verwandelt worden, und dieses hatte sein stimmungsvolles Haus samt der Rektorewohnung an der Stelle aufgeschlagen, wo bis 1579 der Hof der Johanniterkomturei gestanden hatte. Die



Abbildung 13 Zittau, Halle im alten Kloster und Durchgang zum Klosterfriedhof

erste Blütezeit dieses Gymnasiums führte der Rektor Christian Weise (1642–1708) herauf, ein Zittauer Kind, das in Leipzig studiert hatte, dann Sekretär des Ministers Grafen Leiningen in Halle gewesen war und schließlich 1670–78 als Professor der Politik, Rhetorik und Poesie an dem Gymnasium illustre Augusteum zu Weissenfels gewirkt hatte, bis er 1678 als Rektor gymnasii den feierlichen Einzug in seine Vaterstadt halten durfte. In Zittau gab es in solchen Sälen wirklich einen feierlichen Einzug. Denn wir wissen aus einem viel späteren Salle (1783), daß die Primaner dem neuen Rektor bis Herrnhut entgegenführten, die berittenen unter ihnen kamen bis nach Strahwalde. „Der Zug aber, den die Schul-Pursche durch

die Spür-Gasse, über den Markt und sodann bei der St. Joh.-Kirche und Hrn. Stadt-Richter Großers Behausung vorbei zur Schule machten, bestand in nachfolgender Ordnung: Einer zu Pferde, Zwei zu Pferde, Eine Extra-Post mit Purschen, Einer zu Pferde vor des Hrn. Directoris Wagen, des Hrn. Directoris mit seiner Familie Wagen, Zwei zu Pferde und zwar auf jeder Seite des Wagens einer, Einer zu Pferde hinter dem Wagen. Diesem folgten nach: Acht Kutschen mit Purschen." Nach einigen Tagen folgte der „solenne Actus installationis“ und diesem wieder das feierliche „Tractament“ in der Wohnung des regierenden Bürgermeisters. Zu

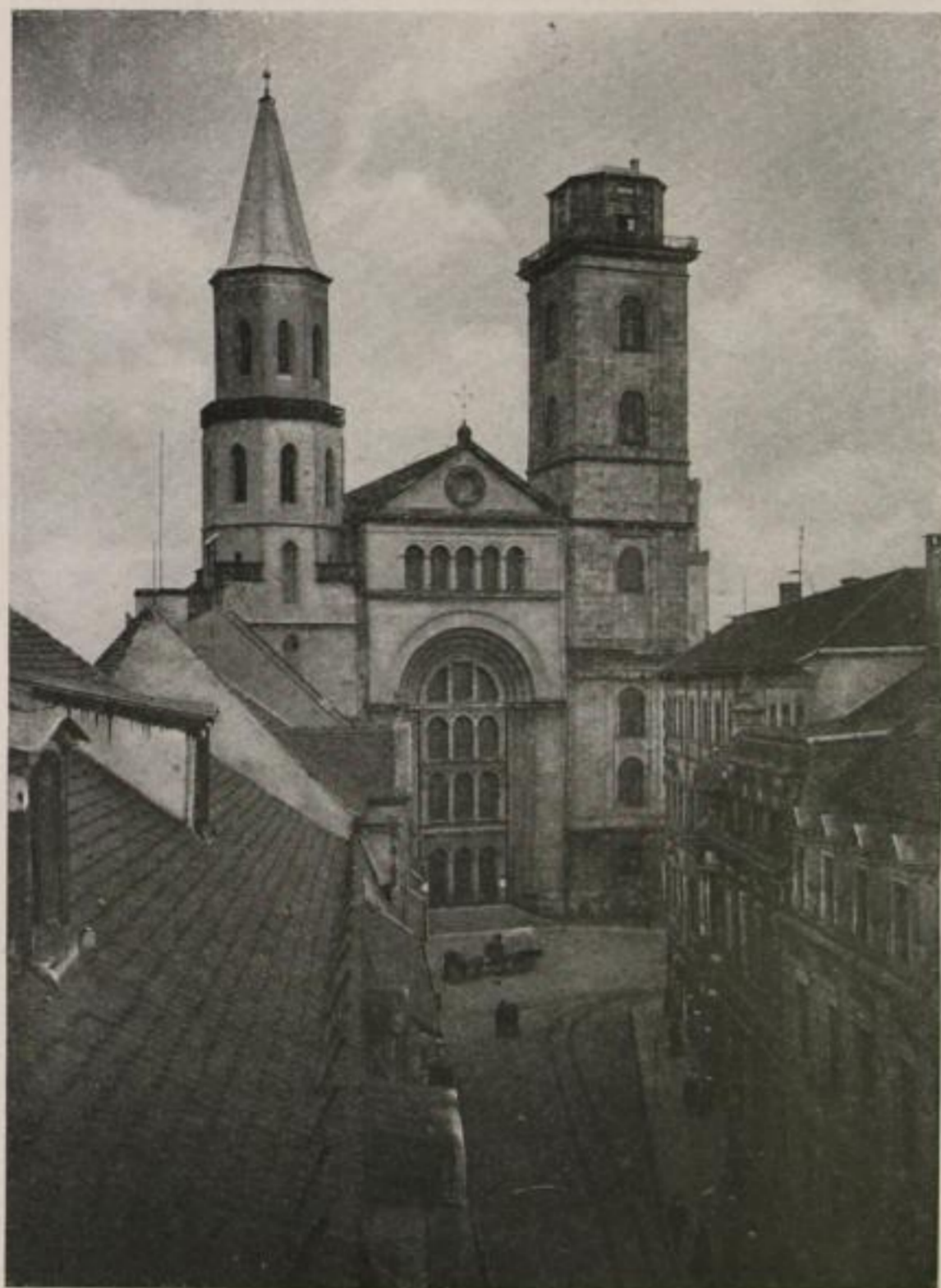


Abbildung 14 Zittau, Die Johanniskirche

den eingeladenen Gästen gehörte der Cabinets-Minister Graf von Einsiedel und der Amtshauptmann von Hyanaw auf Hainewalde. Die Speisenfolge zeigte außer ungezählten Torten und Leckereien des Desserts nicht weniger als 12 Gänge*). — Weise war einer der Hauptträger der großen pädagogischen Bewegung, die in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts anhebend die Erziehung des Menschen zum homo politicus, das heißt zum praktisch tätigen Weltmann, auf ihre Bühne schrieb. Es war dasselbe Ideal, das schon der italienische Staatsmann Graf Baldassare de Castiglione 1528 in seinem berühmten libro del cortegiano („Das Buch vom Hofmann“) aufgestellt hatte und das dann als galant uomo (galant homme) seinen Siegeslauf über Frankreich nach Deutschland antrat. „Non

scholae, sed vitae discimus“ lehrten Weise und seine Freunde, einem jungen Theologen schrieb er 1688 ins Stammbuch: „Mercatorem prostituunt obsoletae merces, eruditum studia saeculo minus congrua“. Deshalb betrieb er statt des lateinischen Aufsatzes mit Vorliebe die deutsche „Oratorie“, d. h. die Ausbildung des jungen Mannes zu einem allen Lagen und Verhältnissen gewachsenen Redner;

*) Theodor Gärtner, Quellenbuch zur Geschichte des Gymnasiums in Zittau, Leipzig 1905—11, II, 181 f.

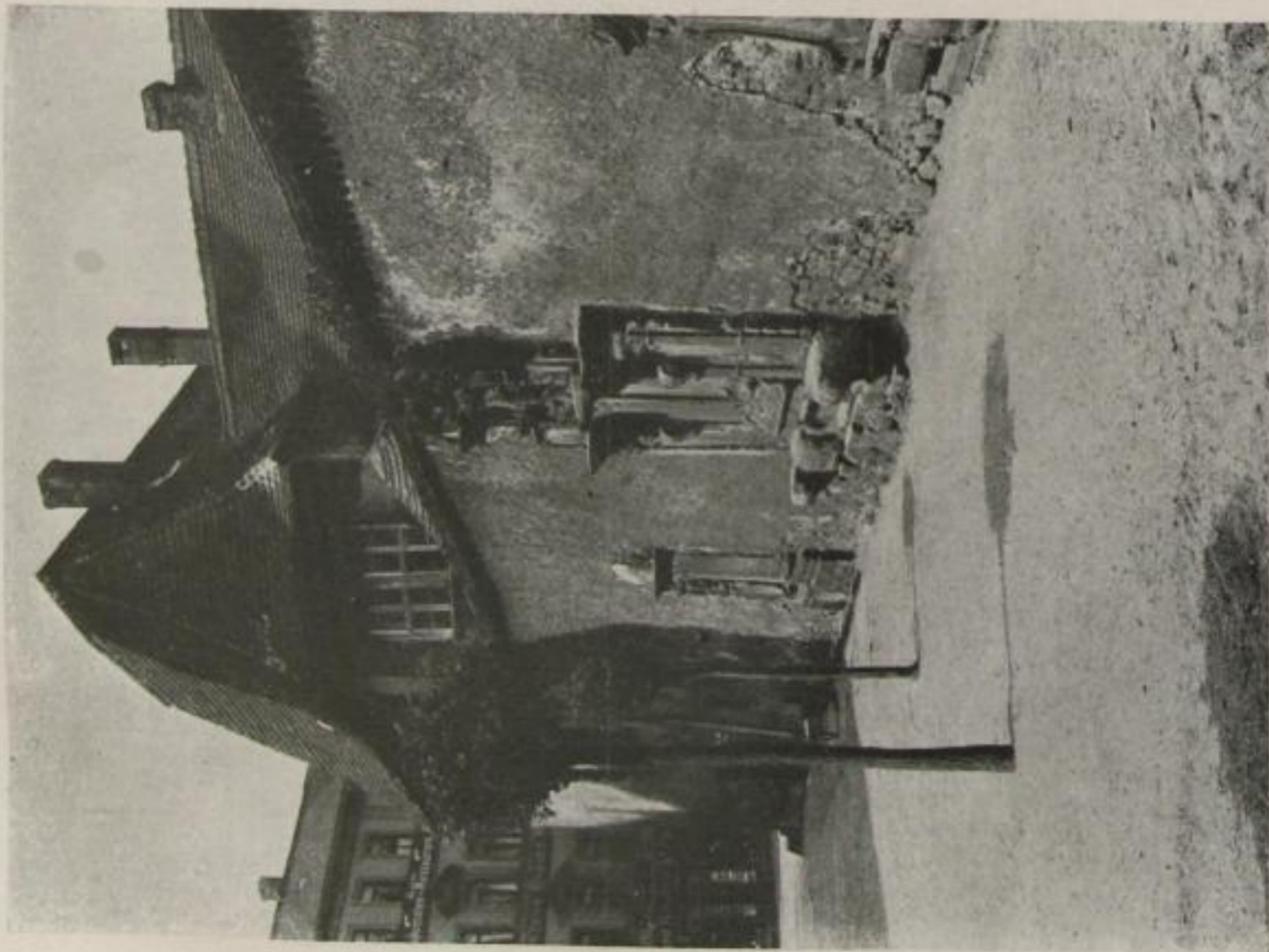


Abbildung 15 Sittau, Mauer am alten Gymnasium



Abbildung 16 Sittau, Hof im ehemals Dornpach'schen Hause

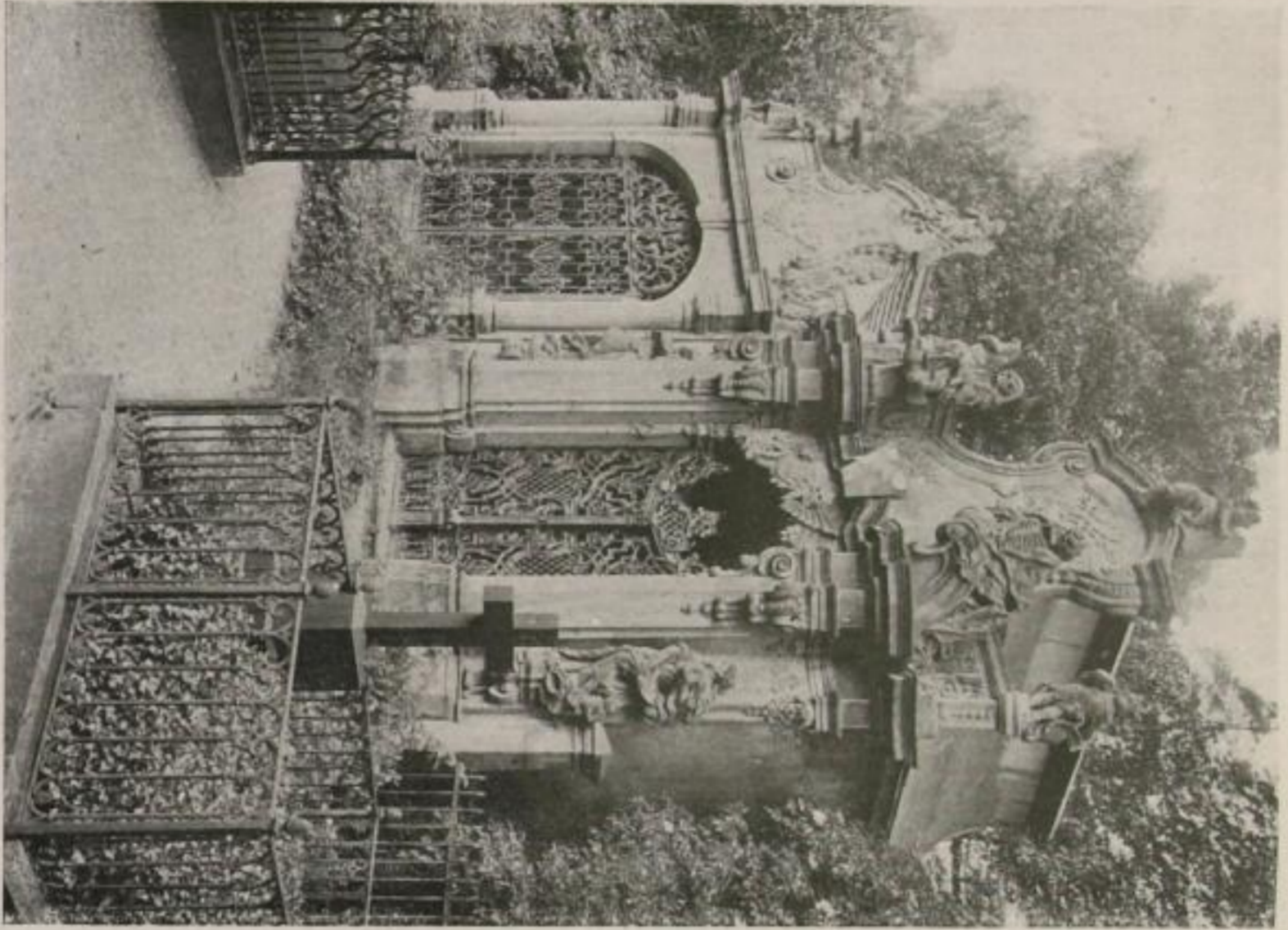


Abbildung 17 Sittau, Sinfische und Mönchische Gruft,
Kreuzfirchhof

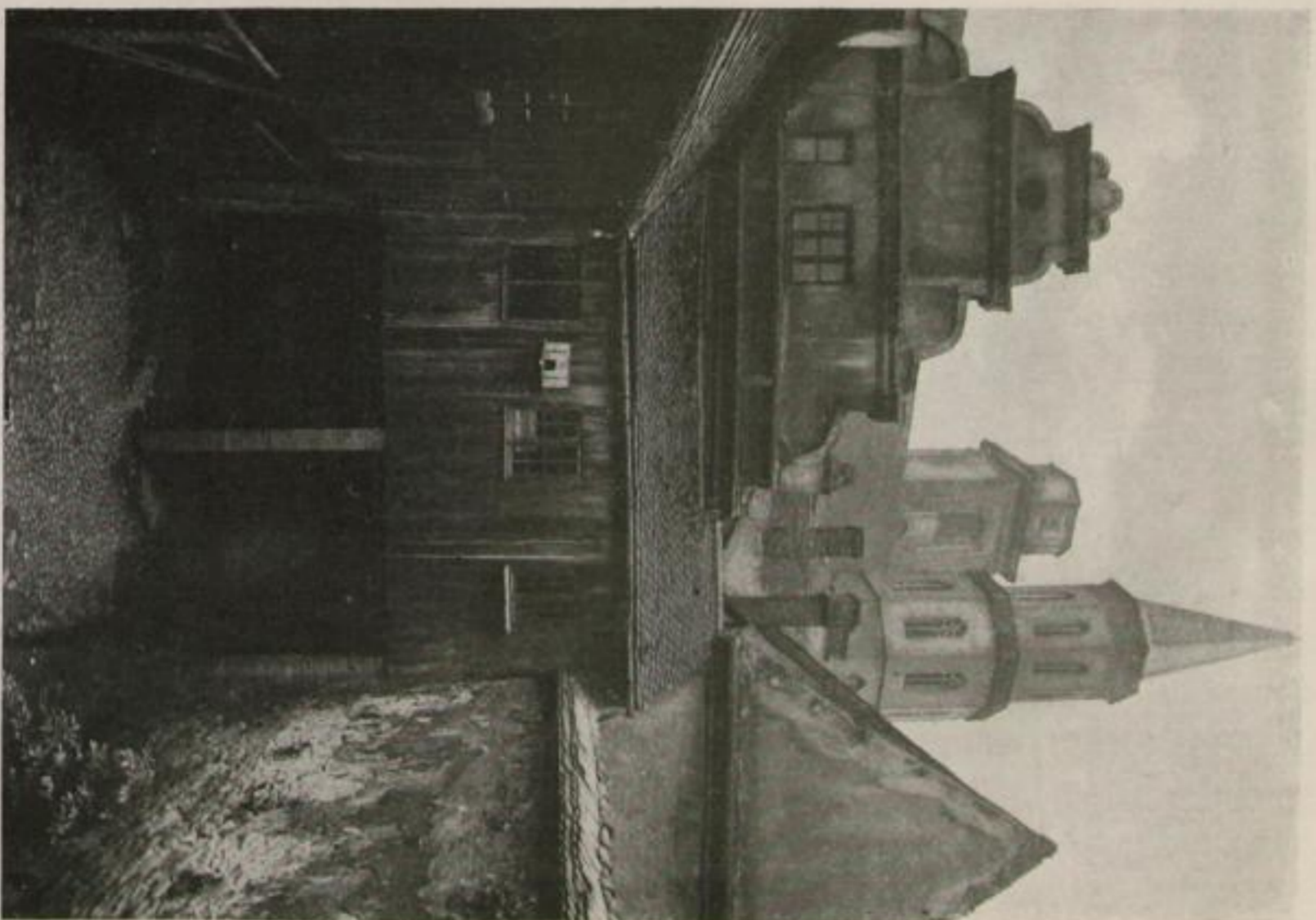


Abbildung 18 Sittau, Hof im alten Gymnasium
und Thürme der Johanniskirche

auch führte er seine Schüler in die Erdkunde und in die Geschichte ein, wobei er der neuen Geschichte vor der alten, der Gegenwart vor der Vergangenheit den Vorzug gab und das verständnisvolle Lesen von Zeitungen geradezu forderte. Alle scholastische und stubenhockende Gelehrsamkeit, die den Menschen der Welt entfremdet, war ihm verhaßt, aber einen vielseitigen Briefwechsel mit bedeutenden Sachgenossen und Politikern, Beobachtungen des Volkslebens und Wiedergabe dieser Beobachtungen in deutschen Komödien, die seine Schüler aufführten, hielt er für bildend, und als das wichtigste Erfordernis seines Rektorats betrachtete er es, „ein ganzer Mensch“ (integer homo) zu sein. Sein Erziehungsideal, der vielseitig gebildete, für das Leben im Staate und in der Gesellschaft ausgerüstete Weltmann, steht der staatsbürgerlichen Erziehung des heutigen Gymnasiums viel näher als der orthodoxe Theolog und der volksfremde Lateiner des 16. und als der philosophisch-ästhetische Kosmopolit des 18. Jahrhunderts.

Eine zweite Blütezeit erlebte das Zittauer Gymnasium seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, seit Heinrich Kaemmel, einer der Parlamentarier der Paulskirche, das Rektorat führte. Er war ein Schulmann von allseitiger Bildung und allseitigen Interessen, unter dem das Johanneum gebaut wurde, das außer dem Gymnasium eine Realschule (später Realgymnasium) mit Handelsschule umfaßte. Sein bedeutendster Schüler war sein Sohn Otto Kaemmel (geb. 1844), der sich als Student der Geschichte an Waitz und Treitschke anschloß, dann an den Gymnasien von Plauen und Dresden-N. lange Jahre die Geschichte vertrat, und zwanzig Jahre hindurch (1890–1910) Rektor der Nikolaischule in Leipzig war. Otto Kaemmel hat in der Vollkraft seines Schaffens außer vielen anderen geschichtlichen Werken die erste bedeutende Deutsche Geschichte unter dem neuen Reich geschrieben, die zuerst in der Gliederung und Auffassung des Stoffes den durch die Taten des deutschen Volkskrieges von 1870/71 und durch die Schaffung des Deutschen Reiches veränderten Verhältnissen klar und folgerichtig Rechnung trug.^{*)} Eine der lebenswürdigsten kleineren Veröffentlichungen Kaemmels ist seine Arbeit über den oben genannten Christian Weise. Die Schrift zeigt zugleich klar und deutlich, in welchen Bahnen sich das Geistesleben von Zittau im Übergange vom 17. zum 18. Jahrhundert bewegte; persönliche Beziehungen haben dem Bilde einen wärmeren und lebensvolleren Ton gegeben: „Weises Heimat ist auch die meinige, mein Vater war einer seiner Nachfolger, und zwar derjenige, der den Realismus seines Vorgängers in einer besonderen Anstalt neben dem Gymnasium verkörpern half; er hat den größten Teil seines Rektorats in Weises Amtswohnung verlebt, er hat auf derselben Doppelkathedr vor seiner Prima gestanden, und der schattige Garten unter ihren Senstern, in dem sich Weise so gern erging, ist auch seine Freude gewesen.“ Das Stadtbild Zittaus zur Zeit Weises zeigte nach Kaemmel folgende Züge: „Mit hochgetürmten Kirchen und stattlichen Patrizierhäusern noch immer hinter festen Mauern und Toren, starken Basteien und tiefen Gräben inmitten langgestreckter deutscher Reihendörfer in der reichen Landschaft angesichts der blauen Gebirgskette

^{*)} Otto Kaemmel, Deutsche Geschichte, zuerst erschienen 1889, jetzt in dritter Auflage, Leipzig 1911.



Abbildung 19 Sittau, Samariterbrunnen mit der alten
Stadtschmiede



Abbildung 20 Sittau, Das Ägl. Amtsgericht

gelagert und von der Landesherrschaft fast unabhängig, so hatte die Stadt etwas von reichsstädtischer Freiheit und reichsstädtischem Stolze“.)

Das heutige Zittau ist aus den Ruinen von 1757 bei dem damals herrschenden Elend ohne Rücksicht auf Schönheit in fast ärmlichen Formen wieder aufgebaut. Was die seit dem Wirken des Allgemeinen deutschen Zollvereins (1834) wieder wohlhabend gewordene Stadt an öffentlichen Gebäuden hinzugefügt hat, wie z. B. die Vollendung der von Hünigen 1766 begonnenen Johanneskirche durch Karl Sriedrich Schinkel (1834–38), das stattliche Rathaus (1840–45) und das Johanneum (s. oben), entspricht unserm heutigen Geschmack schon nicht mehr. Dagegen ent-



Abbildung 21 Die Türme der Stadt Zittau

wickelt sich nördlich und östlich von der alten Stadt ein schönes Villenviertel, das allmählich die Verbindung mit der Weinau herstellen wird, einem aus Wald, Wiesen und Teichen bestehenden Erholungsorte mit mehreren Sportplätzen.

VI.

Orbin

Schon längst locken uns die blauen Berge, die Zittau besonders nach Süden zu umgeben, hinaus ins Freie, vor allem aber ein Name von zauberhaftem Klang: der Orbin. Man erreicht den Ort nach kurzer, reizvoller Bahnfahrt, die erst im

*) Vgl. das hölzerne Modell der Stadt im Stadtmuseum.

Dreiviertelskreise um Zittau herum und dann mitten in den waldigen Selsenkessel hinein führt. Wir waren froh, daß das eigentliche Pfingstgetümmel vorüber war; denn der Oybin verträgt eigentlich nicht das tolle Jauchzen zügelloser Massen, auch nicht die Ziehharmonika und die Okarinen ländlicher Vereine, sondern er will in Stille und mit innerer Sammlung genossen sein.

Auf steinernen Stufen emporsteigend, erreichten wir zunächst die aus dem ersten Drittel des 18. Jahrhunderts stammende Dorfkirche (s. Abb. 24); sie hat eine hölzerne, echt ländliche, buntbemalte Innenausstattung. Beim nächsten Absatz des Selsens lockte uns ein Seitenweg vom geraden Aufstieg ab: er führt in das



Abbildung 22 Der Berg Oybin

seit zwei Jahren im Hausgrunde eingerichtete Naturtheater, und wir kamen gerade zurecht zur ersten Aufführung von Gerhart Hauptmanns Drama „Der Bogen des Odysseus“. Der Platz für das Waldtheater ist trefflich herausgesucht. Hinter einem freien Platz und einem kleinen Blockhaus zur Linken, das ebenso als Garderobe der Schauspieler wie als Bühnenhaus dient, steigt das Gelände erst langsam, mit Selsblöcken und Grün übersät, dann in jähem, waldbewachsenen Wänden empor, die jede Schallwelle bewahren und wiedergeben. Ebenso erhebt sich hinter den wenigen Zuschauerbänken der eigentliche Zuschauerraum als ein natürliches Amphitheater mit vielen Selsblöcken und Stämmen zum Sitzen. Noch in der weitesten Entfernung von den Schauspielern vernimmt der Hörer jedes Wort.

Auch das Spiel befriedigte uns vollauf. Nur gegen das Stück habe ich Einwendungen zu machen. Sein Gegenstand ist ein Stoff von unzerstörbarer Schönheit: die Heimkehr des Odysseus und seine Rache an den Sreiern der Penelope. Aber daß Penelope nicht auftritt, ist schon ein Mangel; schlimmer der andere, daß man von ihr aus der Serne den Eindruck erhält, daß sie nicht aus keuscher Treue, sondern aus wollüstiger Koketterie sich die Sreier vom Leibe hält. Der schönste Schmelz homerischer Überlieferung, das hohe Motiv von der Treue des Weibes, wird durch Hauptmanns Auffassung zerstört, so daß das Stück schließt mit der banger Frage: Wird Penelope auch den gealterten und durch Strapazen arg mitgenommenen

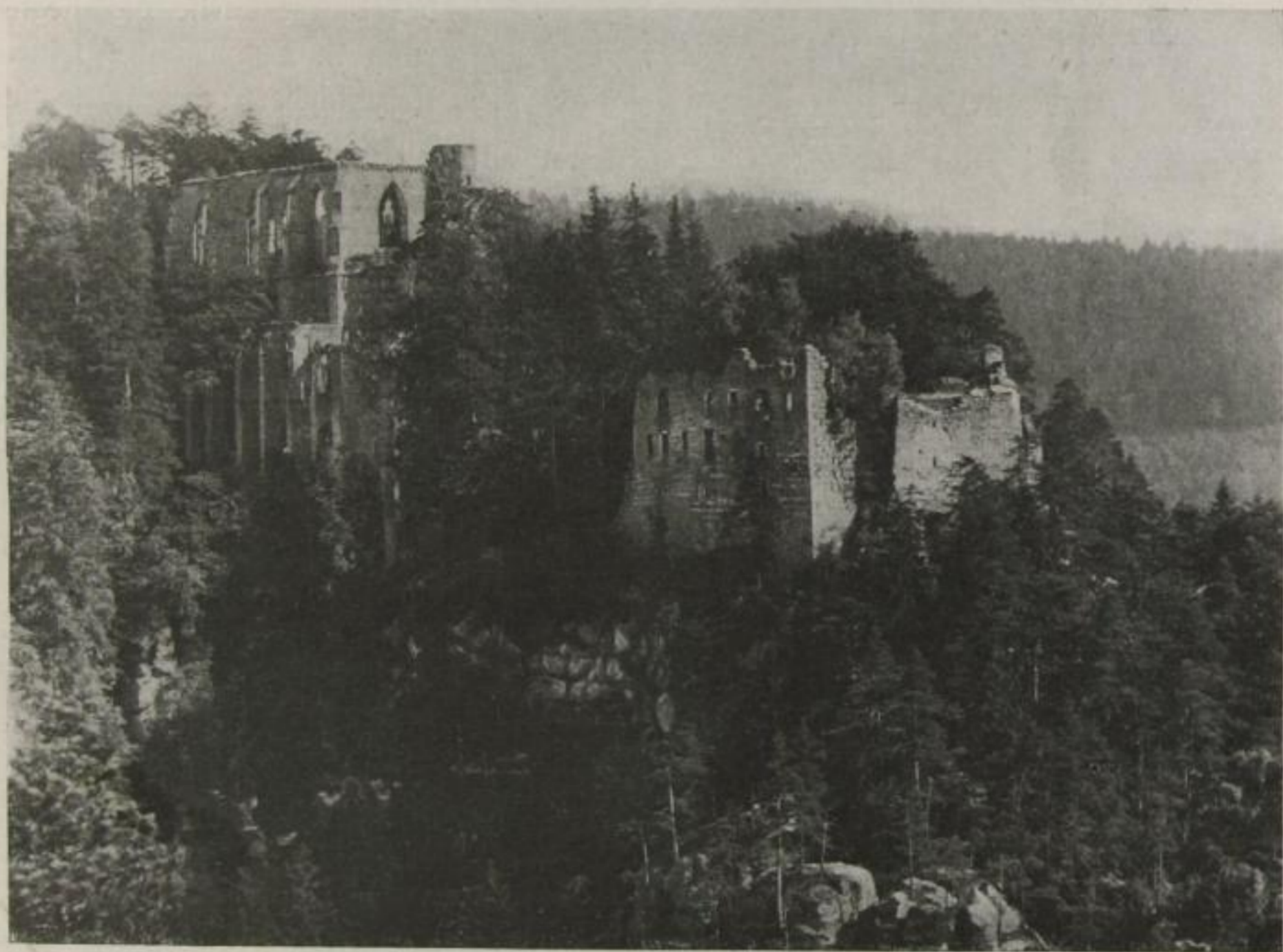


Abbildung 23 Oybin Kloster- und Burgruine

Odysseus mit wirklich innerer Freude als ihren Gemahl anerkennen? Auch sonst sind die homerischen Gestalten nach dem Geschmacke einer realistischen Kunst, die in Euripides ihr Vorbild hat, aus der Sphäre des Ideals in die des gemeinen Lebens herabgezogen. Doch das ist Hauptmanns Art immer gewesen, sogar bei dem mißglückten Puppenfestspiel zur Jahrhundertfeier von 1813.

Nach dem Theater setzten wir unsern Aufstieg zum Oybin fort. Wir nähern uns damit einer ganz anderen Welt, die, wie es scheint, mit Homer und seinen Gestalten nichts zu tun hat. Aber wir tragen in uns dabei das Bild eines Mannes, das sich hier unabweislich aufdrängt: das Bild Kaiser Karls IV. Von ihm, dem großen Ordner und Ausgestalter der Oberlausitzer Kultur, spinnen sich aller-

dings einige Säden hinüber zur „Sonne Homers“. Denn Karl IV. baute das Kaiserhaus auf dem Oybin und das Kloster, wie ich meine, als Schüler Petrarca, und Petrarca, der Begründer der italienischen Renaissance, entwickelte sein Sonderbewußtsein und sein Selbstgefühl aus der Kenntnis der homerischen Welt. Geboren am 14. Mai 1316 zu Prag als Enkel Kaiser Heinrichs VII. des Luxemburgers und als Sohn des Königs Johann von Böhmen, war Karl IV. von seinem siebenten Jahre an in Paris erzogen und später mit der französischen Prinzessin Blanka von Valois vermählt worden. Als fünfzehnjähriger war er Statthalter

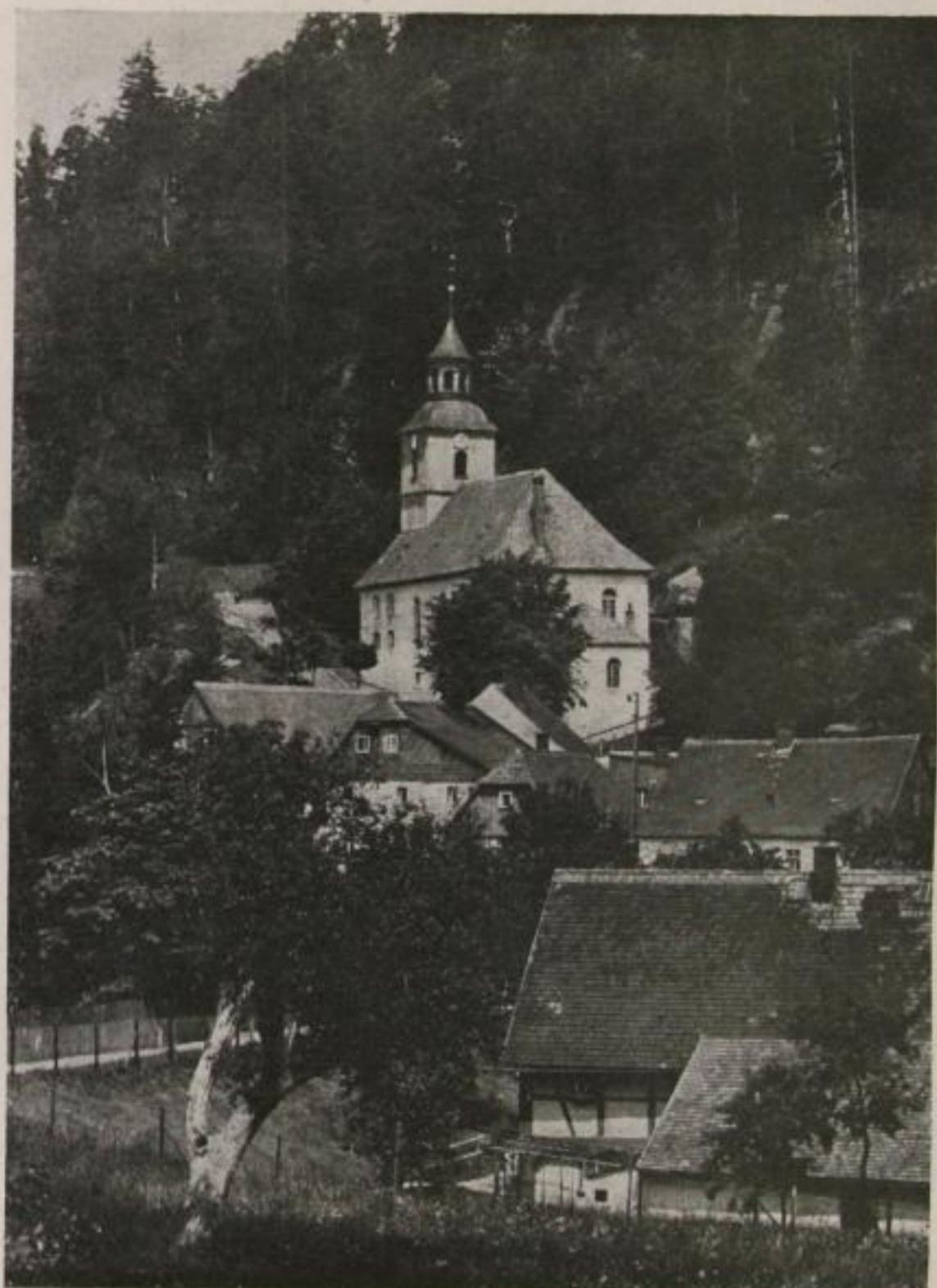


Abbildung 24 Oybin Die Kirche

seines Vaters in Italien, mit 16 Jahren übernahm er an des Vaters Stelle die Regierung in Böhmen und seinen Nebenländern: der gebildetste Fürst seiner Zeit, dem Französisch Muttersprache war, der aber auch Lateinisch geläufig sprach und Deutsch, Italienisch und Tschechisch verstand, ein gefügiger Sohn der Kirche, ein Freund der Städte, ein

Seind des burggefessenen Adels, ein feiner Staatskünstler, der in jahrelangem Zuwarten, Ränkespinnen und Vertragsschließen den Wittelsbachern die Brandenburger Marken abnahm, der erste Großkaufmann auf dem Throne, der in Italien bei seinen Romzügen die kaiserlichen Rechte verhandelte wie der Konkursverwalter die Schuldforderungen eines liquidierenden Bankhauses. Ordnung, Recht und Sicherheit, ungestörter Handel und Wandel

in seinen Landen, das war das erste Ziel seiner rastlosen und erfolgreichen Tätigkeit. Drum war er der wärmste Gönner des Sechsstädtebundes.

Aber wir würden diesem fein organisierten Kopfe, der in der Sorbonne und an den geistig und künstlerisch hochentwickelten Höfen und in den Städten Italiens in die Schule gegangen war, unrecht tun, wenn wir nur diese nüchterne und praktische Seite seines Wesens hervorheben wollten. Eine seiner ersten Handlungen als Kaiser war die Errichtung einer Universität in Prag (1348) nach dem Muster der Sorbonne von Paris. Aus Italien erklangen ihm die schmeichelnden, von Cola di



Abbildung 25 Oppin, Der Kreuzgang

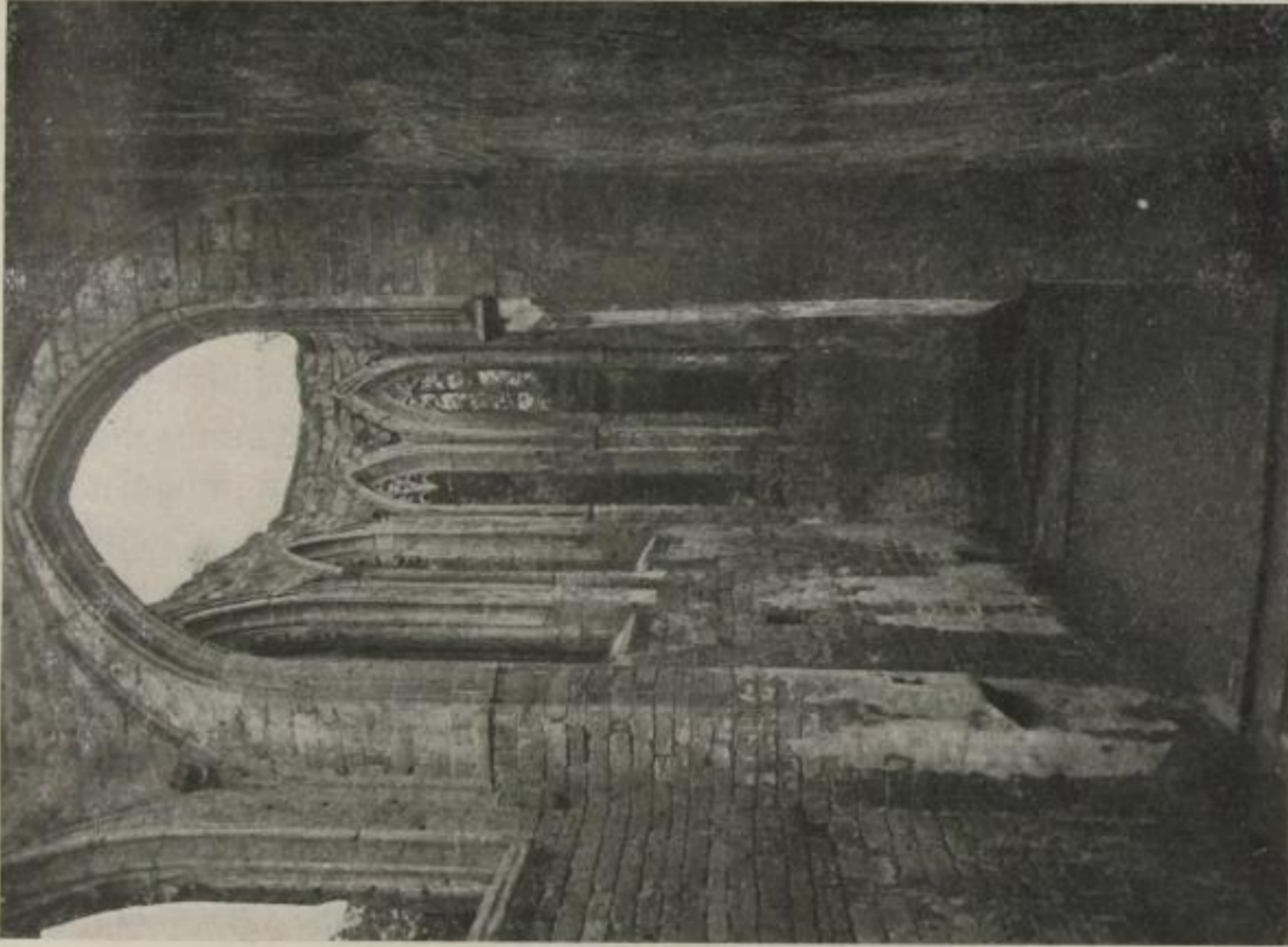


Abbildung 26 Oppin, Inneres der Klosterfirchenuine

Rienzi und Petrarca*) ausgehenden Lockrufe zur Erneuerung der politischen Weltstellung Roms, zur Wiederaufrichtung des antiken römischen Reiches: es war das Frührot der Renaissance. Gewiß, der nüchterne Karl hat dazu gelächelt, wenn sich Cola di Rienzi 1350 bei ihm Schutz suchend als „Ritter durch den heiligen Geist, Tribun der Freiheit, des Friedens und der Gerechtigkeit, den Befreier und Augustus der römischen Republik“ bezeichnete. Aber er ließ doch die Briefe, die Cola aus seinem Gefängnis in Raudnitz an den König, an den Erzbischof Arnest von Prag

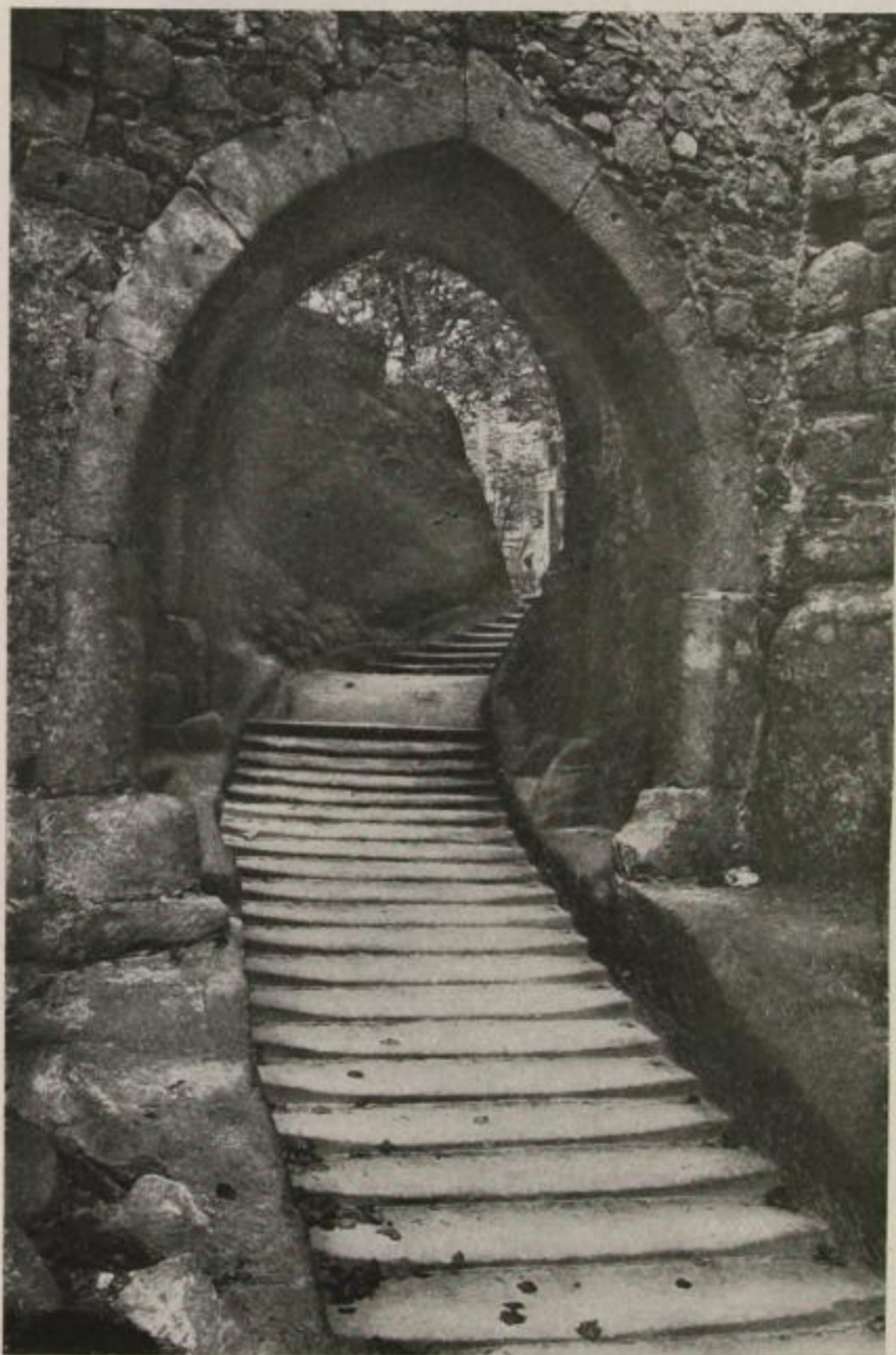


Abbildung 27 Opatowitz, Das obere Burgtor

und andere Großen des böhmischen Hofes schrieb, aufbewahren und ihre schwungvolle lateinische Redekunst in seiner Kanzlei nachahmen. Als Petrarca 1354 mit Karl in Mantua zusammentraf und den Kaiser von neuem dazu aufrief, die Herrlichkeit Roms wieder aufzurichten, ging Karl nicht darauf ein, und als Petrarca dann des Buches gedachte, das er über den Wert der Einsamkeit (*de vita solitaria*) geschrieben hatte, sagte der König gar, er wolle das Buch, wenn es ihm in die Hände käme, verbrennen lassen. Er nahm damit die Partei des Coluccio Salutati, der als praktischer Staatsmann der petrarchischen Weltflucht sein „Leben in der Gesellschaft und in der Tätigkeit“ (*de vita associabili et operativa*) gegenüberstellte. Und doch bahnte sich seit jener persönlichen Berührung in Mantua ein brieflicher Verkehr an zwischen dem Kaiser

und dem berühmten Dichter und Gelehrten, namentlich seit Petrarca 1356 als Gesandter der Visconti in Prag gewesen war.

So hat allmählich doch das neue, auf dem Studium der Antike beruhende Sonderbewußtsein Petrarcas, sein Begehren nach Ruhm, seine Neigung, in Ein-

*) Georg Voigt, *Die Wiederbelebung des klassischen Altertums* (Berlin, 1880), I, 21 f., II, 266. O. E. Schmidt, Coluccio Salutati, in *Grube-Schmidt, Biographische Miniaturbilder I*, 1–16.

samkeit und Stille den Eingebungen des eigenen Genius zu lauschen, bei Karl IV. einen gewissen Eindruck gemacht und eine gewisse Nachfolge hervorgerufen. Er war der erste Fürst des Mittelalters, der das Bedürfnis empfand, eine Selbstbiographie zu schreiben; er befriedigte den in ihm keimenden Sondertrieb (Individualismus) aber auch durch Erbauung von Kirchen und Schlössern, die sein innerstes Wesen wiederstrahlten. Die Burg Karlstein an der Beraun, die überdies nach einem französischen Muster, dem Schloß der Päpste in Avignon, erbaut wurde, ist kein Erzeugnis nüchterner Erwägung eines Staatsmannes, sondern ein Denkmal der Persönlichkeit ihres Erbauers. Sie enthielt nicht nur den Raum für die böhmischen Kroninsignien und sein Archiv, sondern in der Marienkapelle auch Darstellungen aus dem Leben des Kaisers von dem Straßburger Meister Nikolaus Wurmser.

Diese andere, auf Persönlichkeitskultus gerichtete Seite seines Wesens müssen wir uns vor Augen halten, wenn wir seine Bauten auf dem Oybin verstehen wollen. Die dort von Heinrich von Leipa um 1315 errichtete Burg war 1319 in den Besitz des Königs Johann von Böhmen, 1346 in den Besitz seines Sohnes Karl gekommen. Er sah sie zuerst 1348 gelegentlich eines Aufenthaltes in Sittau. Zunächst hören wir nichts von besonderen den Oybin betreffenden Plänen. Aber im Jahre 1364 verlangte er von den Sittauer Bürgern, daß sie ihm „das gemach uf dem Oyben kegin der stat“ bauten, das ist das auf der Nordkante des Selsens stehende „Kaiserhaus“. Im folgenden Jahre (1365) brachte Karl von einer Reise nach Avignon zwei französische Cölestinermonche mit, die 1366 östlich von der Burg ein Kloster zu bauen begannen, zu dem auf des Kaisers Geheiß Sittau die Bau- fuhren und Arbeiter stellen mußte. So entstand fast in den gleichen Maßen wie die gleichzeitige Apollinariskirche in Prag die Klosterkirche auf dem Oybin in den nach oben weisenden schlanken und graziösen Formen französischer Gotik; sie ist, soweit es der Selsen erlaubte, umgeben von einem Kranze von Kapellen, die wieder auf einem der Verteidigung dienenden System von Gewölben ruhen. Was beabsichtigte Karl IV. mit diesen Bauten des Kaiserhauses und des Klosters? Rein religiöse, politische oder wirtschaftliche Erwägungen können den Bau in der Abgeschlossenheit und Einsamkeit dieses waldigen Selskessels nicht erklären. Anders sieht die Sache aus, wenn wir den Oybin mit der berühmten Einsiedelei Petrarcas in Vacluse vergleichen. Vacluse (Vallis clausa) ist ein wildromantisches Selsental in der Nähe von Avignon, in dem die Sorgues zwischen 200 Meter hohen Wänden entspringt. Dort lebte Petrarca lange Jahre in harmlosem Verkehre mit den einfachen Landleuten, die nichts wußten von seinem literarischen Ruhm. Er streift durch Wälder und Wiesen, besteigt eine Anhöhe und freut sich der Aussicht, er lauscht dem Gesang der Vögel und dem Gebrüll der Rinder im Tal, und dann wieder erquickt ihn die Stille des Studienzimmers, in dem er oft unter seinen Büchern fast bis zum Morgen wacht. Ein Ort ganz ähnlicher Art und ganz ähnlicher Stimmung ist der Oybin. Wie für die Erbauung der Burg Karlstein das feste Schloß der Päpste in Avignon das Muster war, so hat dem Kaiser auch für die Erbauung des Klosters und des Hauses auf dem Oybin ein französisches Modell, die Klause des Petrarca, vorgeschwebt. Es ist auch zu beachten, daß er nicht deutschen Mönchen die Einrichtung anvertraute, sondern französischen, die er

aus Avignon mitbrachte, und daß diese Cölestiner waren, Mitglieder eines Ordens, der sich ein beschauliches, den Wünschen Petrarcas nahe kommendes Leben als Ziel gesetzt hatte. Karl IV. hat schon 1369 einmal eine Nacht in seiner werdenden Schöpfung zugebracht. Und der Gedanke ist nicht abzuweisen, daß er mit zunehmendem Alter hier öfters zu weilen wünschte, ja vielleicht wollte er seinen Lebensabend in dieser Stätte der Selbstbespiegelung zubringen. Die Regierungsgeschäfte ließen ihn nicht dazu kommen, und so ist er, von ihnen aufgerieben, schließlich in Prag 1378 gestorben. Ein Hauch petrarchischer Romantik, aus der heraus dieser Sitz heiliger Stille und Beschaulichkeit inmitten einer unberührten Natur gegründet wurde, weht noch heute um diese Mauern. Ich kenne keine stimmungsvollere Klosterruine in Sachsen als den Oybin; ihr besonderer Reiz liegt in der harmonischen Vermählung der aus feinstem Sorngefühl und hochfliegenden Ideen erzeugten Baukunst mit der großartigen Natur des Selsens und des Waldes. Sie erfüllt, an stillen Tagen genossen, auch noch heute die Absicht ihres Erbauers, den Menschen zur Sammlung und Selbstbesinnung zu rufen, und der Mensch von heute hat noch mehr Grund, diesem Rufe zu folgen, als der des 14. Jahrhunderts.

Louis Riedel

Der Heimat- und Mundartdichter des Vogtlandes, Oberlehrer Louis Riedel,

der sich um vogtländische Sprache und Würdigung und Erhaltung vogtländischer Art unvergängliche Verdienste erworben hat, feiert am 29. April 1917 (Sonntag Jubilate) seinen 70. Geburtstag! — Trotz der schweren, tiefsten Weltkriegszeit soll dieser Ehrentag für unseren Altmeister Riedel nicht ganz sang- und klang- und achtlos vorübergehen, sondern durch einige schlichte, weihvolle Seierstunden (im Sestsaale des Städtischen Realgymnasiums zu Plauen) ausgezeichnet werden. Einem Lieblings- und Lebenswunsch des Dichters entsprechend ist außerdem geplant, das Beste seines Schaffens, in zwei handlichen Bänden vereinigt und mit schönen Bildern geschmückt, herauszugeben. Zur Verwirklichung dieses Wunsches soll bis zum 29. April 1917 der Grundstock für eine „Riedelwerk-Spende“ geschaffen werden! Es sei auch an dieser Stelle herzlich darum gebeten, Beiträge zur Riedelwerk-Spende recht bald und recht reichlich an die Vogtländische Bank in Plauen (Buchnummer 28838) oder an den unterzeichneten Vorsitzenden der Vereinigung vogtländischer Schriftsteller, Künstler und Kunstfreunde senden zu wollen.

Karl Rödiger,

Plauen i. V., Rahnizstraße 40.



Für die Schriftleitung des Textes verantwortlich: Werner Schmidt;
Druck: Lehmannsche Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung, beide in Dresden.



Die Mitteilungen des Vereins werden in Bänden zu 12 Nummern durch den Vorstand herausgegeben.

Abgeschlossen am 31. März 1917.

Warum schützen wir die Vögel?

Von Martin Braeß

Der Vogelschutz ist älter, als man gewöhnlich meint. Seine Anfänge gehen bis ins Mittelalter zurück. Erließen doch schon im 14. und 15. Jahrhundert einige Reichsstädte, unter andern Nürnberg und Straßburg, ebenso die Hansestadt Lübeck, ausführliche Polizeiverordnungen, die sich der Vogelwelt annahmen, da deren Bestand durch den allgemein geübten Massensfang bedroht erschien. Namentlich suchten diese Verordnungen, durchaus in unserm Sinne, die Brut der Singvögel zu schützen, indem sie den Vogelfstellern schwere Strafen androhten.

Aber wenn wir den Begriff Vogelschutz weiter fassen, als er gegenwärtig gebraucht wird, und schon in der Teilnahme des Menschen an der Vogelwelt einen, wenn auch vielfach noch unbewußten Antrieb sehen, sich dieser in freundlicher Fürsorge anzunehmen, so können wir die ersten leisen Regungen hierfür schon in der grauen Urzeit der Menschheit nachweisen. Wir wissen, daß z. B. Tauben und Hühner zu den ältesten Hausgenossen des Menschen gehören; der Ursprung ihrer Eingewöhnung verliert sich im Dunkel der Vorgeschichte. Was war es aber anders als eine Art Vogelschutz, wenn man gewisse Vögel, deren Wert man erkannt hatte, auf der Jagd einsing und, statt sie zu töten, durch Zähmung und Züchtung sich dienstbar machte? Auch sind gewiß manche Vögel schon in den frühesten Zeiten

nur des Vergnügens wegen als Haus- oder Hofgenossen gehalten worden, namentlich Wasser- und Sühnervogel oder Papageien, wie wir dies von verschiedenen Indianerstämmen Amerikas wissen — ein Beweis für das innige Verhältnis des Menschen zur Tierwelt, dem auch die Bibel einen so köstlich naiven Ausdruck gibt, wenn sie berichtet, Gott habe die Tiere zum ersten Menschen gebracht, „daß er sähe, wie er sie nannte“.

Wir hören ferner von der Tierverehrung der alten Ägypter, die den Ibis und Sperber heilig hielten, auch Schlangennadler und Falken, Storch und Nasgeier aus gleichem Grunde schätzten, von den Indern und andern Völkern des Morgenlandes, die ihre Gottheiten oftmals durch Vögel sinnbildlich darstellten. Es ist bekannt, daß bei den Griechen die Eule der Pallas Athene geweiht war und daß unsere Vorfahren den Raben, den Storch, den Kuckuck, selbst das kleine Rotkehlchen mit Wodan in Verbindung brachten, während sie in den Eulen die Verkörperung unheimlicher Mächte fürchteten.

Solche Beziehung unserer Vögel zur Religion, wie sie sich ja auch in dem blütenreichen Kranz von Märchen, Sagen und abergläubischen Vorstellungen offenbart, den das Volk um das Leben seiner gefiederten Lieblinge gewunden hat, ist für diese zu einer Art Schreibrief geworden und hat ihnen von alters her und teilweise bis in unsere Zeit Schutz gewährt, oftmals wirksamer als die schärfsten Gesetze. Der Jäger scheut sich, den Storch zu schießen, obgleich dieser der Niederjagd einigen Schaden zufügt, oftmals aus keinem andern Grunde, als weil man auch heute noch allgemein das dunkle Gefühl hat, daß Adebar der Gottheit geweiht sei. Und wenn wir den Bauer fragen, warum er es gern sieht, daß sich die Schwälbchen bei ihm zu Gäste laden, so antwortet er: „Heilige Vögel sind's, die dem Gehöft und seinen Bewohnern Glück bringen; eine schwere Sünde, auch nur eins ihrer Nester zu zerstören.“ Wer möchte es über sich bringen, solch frommen Glauben überlegen und spöttisch zu belächeln!

Sind somit die ersten Grundlagen des Vogelschutzes darauf zurückzuführen, daß die Vogelwelt von jeher die Aufmerksamkeit und Teilnahme des Menschen mehr als irgendeine andere Tierklasse auf sich gelenkt hat, so verdankt der praktische Vogelschutz unserer Tage seine erste Anregung der Ausübung der Jagd. Schon im frühen Mittelalter waren die fürstlichen und geistlichen Jagdherren eifrigst darauf bedacht, strenge Maßregeln zu treffen, um eine Schmälerung ihrer Rechte vorzubeugen. So wurde die Tötung oder Entwendung des „Sederspiels“, wie man den zur Beizjagd abgerichteten Falken nannte, mit den härtesten Strafen bedroht, ebenso das unbefugte Töten eines Reiheres, dessen Jagd lange Zeit ausschließlich dem Vergnügen fürstlicher Personen vorbehalten war. Und wie sehr das eigenmächtige Vorfahren im „Bannwalde“, an dem nur der Fürst, der Bischof oder der Edelmann ein Recht hatte, geahndet wurde, das berichtet uns z. B. der im 12. Jahrhundert herausgegebene „Sachsenspiegel“. So ward der Bannforst bereits zu einem Schutzgebiet für die Vögel, da eben nur der Eigentümer sein Jagdrecht hier ausüben durfte.

Indessen soll nicht verschwiegen werden, daß man auch schon in sehr früher Zeit hie und da in dem Vogel mehr sah, als nur ein willkommenes Wildbret. Auch unsere Altvordern ergötzten sich an dem Gesang der kleinen „Waldvöglein“,

unter denen „Srau Nachtigall“ in hundert Minneliedern gepriesen ward, und wenn mit dem Wachstum der Städte und ihrer Macht die von ihnen erlassenen „Vogler- und Pürsch-Ordnungen“ immer mehr Bestimmungen aufnahmen, die dem Schutze der Kleinvögel galten, so ist solche Fürsorge in erster Linie auf die ästhetische Würdigung dieser Geschöpfe zurückzuführen. Denn die Kenntnis von der Lebensweise der einzelnen Vögel, dem Nutzen, den sie der Land- und Forstwirtschaft bringen, oder dem Schaden, den sie der Fischerei, die größeren auch der Jagd zufügen, war so mangelhaft, daß die Bedeutung der Vogelwelt für den Haushalt der Natur und des Menschen doch erst in neuerer Zeit erkannt ward und nun für das Maß des Schutzes, den man den einzelnen Arten gewährte, den Ausschlag gab.

Mag auch bereits am Ausgange des Mittelalters in einigen Köpfen die Vorstellung dämmern, daß der Vogel durch Vertilgung schädlicher Kerbtiere der Natur und dem Wald zum Segen gereicht und daß eine örtliche Abnahme der Kleinvögel infolge des üblichen Massenfanges mit Netzen u. dgl. das Meer der Seld- und Forstschädlinge begünstige, so blieb doch diese Einsicht, im wesentlichen wenigstens, dem 18. und 19. Jahrhundert vorbehalten. Aber auch innerhalb dieses Zeitraumes sind es anfangs immer nur kleine Gebiete, wo ein gewisser Vogelschutz gesetzlich durchgeführt ward, z. B. im Lippe'schen, in Hessen-Kassel, in Schlesien, und dabei handelte es sich stets im wesentlichen nur darum, dem unbefugten Schießen und Fangen, sowie besonders dem Ausnehmen der Nester zu wehren, auch wohl zur Vernichtung schädlicher Vögel, wie Krähen, Dohlen, Elstern, Sperlinge u. a. aufzufordern, während all die Maßnahmen unseres heute geübten praktischen Vogelschutzes — Darbietung von Nistgelegenheiten, Winterfütterung, Schaffung von Vogelschutzgebieten, Rücksichtnahme auf die Vogelwelt bei so manchen land- und forstwirtschaftlichen Arbeiten — in ihren Anfängen nur bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückreichen, zum Teil auch noch jüngeren Ursprungs sind.

Der Nützlichkeitsgedanke war es, dem man noch vor einem Menschenalter ausschließlich folgte. Man teilte die heimatlichen Vögel geradezu in zwei scharf voneinander geschiedene Gruppen: in nützliche und schädliche. Schutz den einen, Vernichtung den andern! Schutz den Wohltätern des Obstgartens und des Seldes, also den Meisen, Kleibern, Staren, Grasmücken, Bachstelzen, kurz allen Kerbtierfressern; Vernichtung aber denen, die wie alle Raubvögel als Jagdschädlinge oder wie die meisten Sumpf- und Wasservögel als Fischliebhaber gebrandmarkt wurden. Man beachtete es nicht, daß dieser Unterschied — nützlich und schädlich — doch nur im Hinblick auf den Haushalt des Menschen einen Sinn hat, während die freie Natur solche Zweiteilung nicht kennt. Hier hat jedes Geschöpf seine Bedeutung für das große Ganze, das die Griechen mit dem Worte „kosmos“ so schön bezeichneten. Greifen wir störend in das freie Getriebe der Kräfte, so vernichten wir das wunderbare Gleichgewicht, das die Natur, sich selbst überlassen, stets bestrebt ist wiederherzustellen, und im letzten Grunde schädigen wir uns selbst.

Nun wird uns entgegnet: der Mensch ist der Herr der Schöpfung; seine ganze Kultur baut sich darauf auf, daß er sich die Natur untertan macht; in vollkommener Unberührtheit kann er sie nicht erhalten. Gewiß, aber hat die Losung eines weisen Herrschers nicht zu lauten: Erhalten und pflegen, statt zu zerstören und zu

vernichten? Gibt es in unsrer Heimat auch nur eine Vogelart, die um der Kultur willen aus der Liste des Lebens gestrichen werden müßte? Wer darf behaupten, daß dieser Vogel nur nützliche, jener nur schädliche Eigenschaften besitzt? Und wer soll der Richter sein, wer das Urteil sprechen? Der Jäger, der Förster, der Landmann, der Gärtner, der Obstzüchter, der Weinbergbesitzer, der Bienenvater, der Briestauben-, der Geflügelzüchter? Es ist doch auch zu beachten, daß viele Vögel im Laufe des Jahres ihre Hauptnahrung wechseln. Die sog. „Körnerfresser“ vertilgen im Frühjahr, wenn sie Junge haben, eine Menge von Kerbtieren; die Raubvögel, die um diese Zeit manches Vogelnest plündern, helfen im Herbst dem Landmann beim Kampfe gegen die kleinen graufelligen Mager. Und ebenso kommt es bei der Beurteilung von Nutzen und Schaden ganz auf die Örtlichkeit an. Unsrer Amsel hat unter den Gartenbesitzern mit Recht nur wenig Freunde, während draußen im Wald der scheue Schwarzrock zu den durchaus nützlichen Vögeln gehört.

Wir wollen nun keineswegs dem Nützlichkeitsstandpunkt jede Berechtigung absprechen, aber das glauben wir doch bereits gezeigt zu haben, daß es gar nicht möglich ist, diesen Standpunkt in allen Fällen einzunehmen, ihn zum Ausgangspunkt der ganzen großen Vogelschutzbewegung zu wählen und als solchen festzuhalten. Man würde sich, da die wirtschaftlichen Interessen der einzelnen ganz verschieden sind, nie und nimmer einigen können. Auch gibt es höhere, idealere Gesichtspunkte als die ewige Rücksicht auf den Geldbeutel. Und diese Erkenntnis bricht sich immer mehr Bahn. Mit Genugtuung begrüßen wir es, daß Prof. Dr. Karl Hennicke in seinem umfassenden „Handbuch des Vogelschutzes“ dem Kapitel, das die wirtschaftliche Bedeutung der Vögel behandelt, zwei Abschnitte über die ethische und die ästhetische Begründung des Vogelschutzes voranstellt und damit dem Nützlichkeitsprinzip — ganz im Sinne meines väterlichen Freundes, des unvergeßlichen K. Th. Liebe — nicht mehr den ersten Platz einräumt. Ich möchte außerdem noch eine wissenschaftliche Begründung des Vogelschutzes anerkannt wissen und endlich auch die Volkstümlichkeit mancher Vögel als Grund anführen, gerade solchen besonderen Freunden unseres Volkes vor allen andern Schutz und liebevolle Pflege zu widmen. Mit andern Worten, es kann sich beim Vogelschutz nicht nur darum handeln, wirtschaftliche Fragen zu lösen, sondern die ganze große Bewegung ist als ein Teil der Naturschutzbestrebungen aufzufassen. Es gilt, die gesamte Vogelwelt der Heimat, an erster Stelle die durch die Kultur, durch Unvernunft und Roheit hart bedrängten Arten — ohne jede Auswahl — zu erhalten und so die Schätze einer unverdorbenen Natur vor dem Untergang zu retten. In diesem einen großen Ziel müßten sich alle einig sein, die das Glück haben, durch ihren Beruf in engster Sühlung mit unsrer Allmutter Natur zu stehen. Jedes kleinliche, selbstjüchtige Sonderinteresse müßte in Rücksicht auf das Wohl der Gesamtheit, wie auf die unverleßliche Schönheit und Heiligkeit der Schöpfung verstummen. Auch der Ärmste darf ja den Anspruch erheben, daß ihm niemand durch mutwillige Eingriffe sein Recht an der Herrlichkeit und Mannigfaltigkeit der Natur beeinträchtige; denn nicht dem einzelnen ist diese, sondern der Gesamtheit. Erst dann, wenn sich ein jeder solche Gedanken zur Richtschnur seines Handelns nimmt, wird der Vogelschutz wahrhaft volkstümlich geworden sein.

Die Erhaltung unsrer heimatlichen Vogelwelt wird dem Naturfreund ganz besonders deshalb so sehr am Herzen liegen, weil keine andre Tierklasse die Landschaft auch nur annähernd so freundlich zu beleben vermag. Schon der frische, fröhliche Flug durch die Lüfte erfreut uns. Wenn die Möwen den meerumbrandeten Küstenseiten umschwärmen, wenn die Schwälbchen über den Dorsteich dahinschießen, ihre Brust nur flüchtig ins Naß tauchend, um dann blitzschnell emporzusteigen, höher als die schlanken Pappeln am Ufer, wenn die Mauersegler am geröteten Abendhimmel ihre weiten Bogen beschreiben, die Kiebitze ihre Flugkünste über den feuchten Wiesen zeigen, wenn die Dohlen das alte Gemäuer umkreisen oder ein kleines Sälkchen, im Morgenglanz rüttelnd, sein Spiel treibt: da fühlt ein jeder das Walten der Schönheit. O, wie viel würde dem Landschaftsbild fehlen, wenn es plötzlich solchen Reizes für alle Seiten beraubt wäre!

Aber auch andre Vögel, die vielleicht weniger Meister des Fluges sind als die genannten, tragen durch ihre bloße Erscheinung viel zur Belebung der Landschaft bei. Oft ist's die Wirkung der Masse, die zur Geltung kommt. Da haben sich im Herbst viele tausend Stare vereinigt, eine fliegende Wolke, die beständig ihre Form ändert und, einem Riesenball vergleichbar, durch die Luft rollt. Oder der Kranichzug, wie man ihn bisweilen an hellen Herbsttagen beobachten kann; ein seltsames Bild: zwei dunkle, ungleich lange Striche, in spitzem Winkel sich vereinigend, stürmen am Himmel gen Süden — im Verein mit dem fallenden Laub, den kahlen Seldern, der letzten Rose im Garten von starkem Eindruck auf unser Gemüt. Ganz anders der endlose Zug der Krähen, die am dämmernden Winterabend schweren Flügelchlags über die verschneite Flur ziehen, den Schlafplätzen zu drüben im Walde, der die Landschaft düster begrenzt. Im Frühjahr aber die heimkehrenden Störche. Eine weißglänzende Wolke am strahlenden Blau der Himmelskugel; ein paar Stöckchen lösen sich ab; zusehends wachsen sie größer und größer, jetzt sind's wirkliche Störche. In weitem Bogen fliegen sie um das Dorf, und nun fassen sie Fuß auf dem alten Horst droben am strohgedeckten Bauernhaus; er hat den Winterstürmen getrotzt. Stroh klappern sie: daheim sind wir, wieder daheim! Die weiße Wolke aber verschwindet am Horizont.

Die ästhetische Bedeutung der Vögel beruht jedoch ebenso sehr auf ihrer hervorragenden Stimmbegabung, wie auf ihrer bloßen Erscheinung. Saatengrün, Blumenduft, Vogelgesang, das sind die Gaben des Lenzes, die das Herz jedes Naturfreundes höher schlagen lassen. Über der sprossenden Flur der Lerche jubelndes Lied am strahlenden Morgen; im dunkeln Gebüsch am Rande des im Mondschein glitzernden Wassers der Nachtigall inniges Seufzen und Schluchzen; im maigrünen Laubwalde die sehnsuchtsvolle Strophe des Rotkehlchens; am heißen Sommertag der Pirolruf im Talgrund; im Park und Garten der plaudernde Gesang der Grasmücken; das ganze Jahr hindurch, selbst im harten Winter noch, der fröhliche Schlag des niedlichen Zaunkönigs — ach, wie arm wäre die Welt, wie öd, wie tot, wie traurig, wenn der süße Gesang der munteren Schar plötzlich verstümmte! Aber auch andre Lautäußerungen der Vögel sind bisweilen von stärkster Wirkung — ein einzelner Schrei oder ein ohrenbetäubendes Stimmengewirr, ein feiner Lockruf oder der Trommelwirbel eines Spechts — dem Landschaftsbild wird dadurch eine

ganz bestimmte Särbung verliehen. Wir empfinden die Harmonie von Vogelstimme und Landschaft; wir empfinden wahre, reine Schönheit.

Die hübschen Farben des Vogelkleids sind von geringerer Bedeutung; auch der bunte Vogel fällt nicht besonders auf, wenn er ruht. Die Bewegung bleibt immer die Hauptsache. Dann aber freuen wir uns über das leuchtende Gold des Grünspechts, das Weiß und Schwarz der Kiebitze oder das wunderbare Saphirblau des Eisvogels, der über dem dunkeln Wasserspiegel dahinschießt, ein blinkender Edelstein, ein leuchtender Sonnen. Natürlich wird die Farbenwirkung erhöht, sobald viele Vögel sich zu Gesellschaften vereinigen: weißschimmernde Möwen, als habe sich der Teich oder See mit einer Sülle von Wasserrosen bedeckt, oder ein Trupp rotleuchtender Kreuzschnäbel auf schneebedecktem Sichtenzweig. Wie bei den Blumen ist es: so schön eine einzelne Blüte des Mohns, des Buschweidenröschens, der Dotterblume — im Gesamtbild der Landschaft tut's doch immer erst die Masse.

Und solcher Schönheit sollten wir gleichgültig, empfindungslos gegenüberstehen, sollten untätig zuschauen, wie so viele Kräfte am Werke sind, der Vogelwelt von Jahr zu Jahr die Lebensbedingungen zu erschweren, so daß bereits recht zahlreiche Arten aus unsrer Heimat gewichen sind? Nein, hier heißt es, allen Übergriffen des Unverständes, der Selbstsucht und Roheit tatkräftig entgegenzutreten und andererseits durch besondere Maßnahmen, wie sie Freiherr v. Berlepsch in seinem Büchlein „Der gesamte Vogelschutz“ so sachgemäß dargestellt hat, alles das wieder zu ersetzen, was der Vogelwelt die Kultur geraubt hat. Gerade der Heimatschutz hat sich allezeit bereitwilligst in den Dienst des Vogelschutzes gestellt und dessen Bestrebungen von Anfang an als einen Teil seiner Arbeit erkannt. Und mit Recht: wir wollen der Heimat ihre Schönheit erhalten. Aber es ist nicht nur der anmutige Wechsel von Berg und Tal, der plätschernde Bach, der steilaufragende Selsen, der glitzernde See, es sind nicht nur die reichgesegneten Sluren, die friedlichen Dörfer, die blühenden Städte, nicht nur der ernste Wald, die lieblichen Seldgehölze, die freundliche Au mit ihrer Blumenpracht: ein großer Reiz der Landschaft, der uns freilich oft erst dann zum Bewußtsein kommt, wenn er irgendwo fehlt, geht von der Tierwelt, an erster Stelle von der Vogelwelt aus. Wenn ihre der Landschaft eigentümlichen Vertreter verschwunden sind, dann hat der Reichtum, die Mannigfaltigkeit der Natur eine schwere Einbuße erlitten — schweigend steht der Wald, tot liegt der See, öde die Slur; verarmt ist die Heimat und verarmt mit ihr unser Leben.

Aber auch die Wissenschaft kann nicht gleichgültig zusehen, wenn die Vogelwelt der Heimat einzelner Arten völlig beraubt wird und von ganzen Familien bisweilen nur noch klägliche Reste zu finden sind. Wohl darf man hoffen, daß kein einziger unsrer deutschen Brutvögel in absehbarer Zeit von der Bildfläche des Lebens völlig verschwinden wird, wie auf Neuseeland der Riesenmoa oder an den Küsten des Atlantischen Ozeans der Riesenalk, von deren Lebensweise wir uns heute nur noch ein unklares Bild machen können, aber so viel darf man voraussetzen, daß einzelne Arten vielleicht in kaum einem Menschenalter innerhalb unsrer deutschen Reichsgrenzen vergeblich zu suchen sein werden, falls nicht tatkräftige Maßnahmen für ihren unbedingten Schutz sorgen. Das Schicksal, das den Wald-

rapp ereilt hat, der früher ein deutscher Brutvogel war, jetzt aber in ganz Europa nicht mehr zu finden ist und nur noch in Afrika und Vorderasien lebt, droht mehr als einem Mitglied unsrer deutschen Vogelwelt.

Besonders gefährdet sind die großen Arten, auf die es jeder „Schiefer“ abgesehen hat. Wir erinnern nur an die Raubvögel. Ist die Sorge, den Stein- und den Seeadler, den Sischadler und den Wanderfalken, den Uhu u. a. in kurzer Zeit völlig zu verlieren, etwa unbegründet? Die Tragödie des Bartgeiers, den das vorige Jahrhundert in den Alpen vernichtet hat und der nur noch an ein paar Stellen in Europa ein unsicheres Dasein fristet, ist bekannt genug. Können Abbildungen, Skelette, Eier, Sederbälge, wie sie die Museen aufbewahren, dem Forscher auch nur annähernd die eigenen Beobachtungen in freier Natur ersetzen? Kann er eine Vorstellung von dem majestätischen Kreisen des Adlers gewinnen, von dem Pfeilschnellen Flug des Wanderfalken, von der beständig wechselnden Physiognomie des Uhus oder von dessen gewaltiger Stimme, die im Frühjahr durch den nächtlichen Gebirgswald heult, oder kann er sich ein Bild machen von all den Szenen, die sich am Forst abspielen, wenn er niemals mehr einen großen Raubvogel in freier Natur erblickt, niemals mehr seinen eigentümlichen Ruf vernimmt? Und was von diesem königlichen Geschlecht gilt, das gilt mehr oder weniger auch von dem Kollkraben, dem schwarzen Storch, dem Kranich und – wenigstens für einzelne Teile unsrer Heimat – von dem Eisvogel, der Mandelkrähe, der Ringdrossel, der Wachtel, dem Wiedehopf u. a.

Aber noch eins. Es handelt sich für die Wissenschaft nicht nur darum, die einzelne Art vor dem Untergang bewahrt zu sehen, sondern auch um die Erhaltung der ganzen Lebensgemeinschaft. Wo diese gestört wird, da erscheint das Bild unwahr, verzerrt. Die Raubvögel z. B. sind mehr als alle andern auf die Erbeutung von Wirbeltieren, besonders von kleinen Säugetieren und Vögeln angewiesen. Vernichten wir sie, sind die Könige der Lüfte tot, so führen ihre Untertanen, die ihnen bisher tributpflichtig waren, ein ganz anderes Dasein. Die neuen Lebensbedingungen aber erzeugen neue Gewohnheiten. Wo bietet sich dann noch dem Forscher die ursprüngliche Natur, der er doch seine Lebensaufgabe widmet?

Zum Schluß möchte ich auch von einer volkstümlichen Begründung des Vogelschutzes reden. Es gibt eine ganze Reihe von Vögeln, denen unser Volk von den ältesten Zeiten an besondere Anteilnahme entgegengebracht hat. Märchen, Sagen und Sabeln erzählen von ihnen, frommer Aberglaube umschwebt sie geheimnisvoll. Wenn wir vom Hofgeschlag absehen, so gehören hierher Nachtigall, Seisig, Kuckuck, Rabe, Adler, Wiedehopf, Storch, Reiher, Wachtel, Lerche, Schwalbe, Kreuzschnabel, alle Eulen, auch Elster, Dohle u. a. Mehr als die Hälfte von ihnen bedarf unsers Schutzes und ist seiner würdig.

So viele Tiere, die uns von frühester Kindheit an aus dem Märchen oder Tierespos vertraut sind, suchen wir heute in unsrer Heimat vergebens. Namentlich haben die großen Raubtiere weichen müssen. Den letzten Wolf hat man in Sachsen schon längst erlegt, bei Dippoldiswalde z. B. am 6. März 1802, wie ein Denkstein meldet; auch in der Nähe des Auers bei Moritzburg steht eine „Wolfssäule“. Wer könnte wünschen, ähnliche Zeugen früheren Lebens demaleinst auch für den Sisch-

adler, den Reiher, den Kranich oder gar für unsern Hausstorch errichtet zu sehen! Der Großvater erzählt dann den Enkeln von den stolzen Beherrschern des Luftmeers, den scheuen Sischern, der herbstlichen Reisegesellschaft, von den gemütlichen Bewohnern des Hauses, die er in den Tagen seiner Jugend noch gut gekannt hat. Mit leuchtenden Augen lauschen die Kleinen; wie ein Märchen hören sie's an — „es war einmal . . .“ Nur im Munde des Volkes leben sie dann noch, die volkstümlichsten Gestalten der Vogelwelt, in Liedern, in Büchern und vielleicht im engen Gefängnis des zoologischen Gartens. Vergangen, vorbei . . . Noch ist's Zeit, sie zu retten. Es kommt nur darauf an, daß jeder, der ein Gewehr führen oder ein Eisen stellen darf, gerade diesen Tieren gegenüber die Achtung beweist, die wir alle den Werken der Natur schuldig sind.

Streifzüge durch die Vogelwelt der Heimat

Von Rud. Zimmermann, z. Z. im Seld

Mit 10 Abbildungen nach Aufnahmen des Verfassers

Nachdruck verboten

Von der Überzeugung ausgehend, daß die Vogelkenntnis die erste Grundlage des Vogelschutzes bildet und daß nur der unsre Vogelwelt schätzen und lieben wird, dem sie durch eigene Erlebnisse dem Herzen näher gebracht worden ist, habe ich in den letzten Jahren Naturfreunde und vor allem unsre heranwachsende, für alles Schöne und Gute ja noch so leicht empfängliche Jugend mit hinausgenommen in Slur und Seld und zu den rohr- und schilfbestandenen Ufern unsrer vogelreichen Teiche und habe sie teilnehmen lassen an den Freuden und Genüssen der Beobachtung unsres gefiederten Volkes. Und ganz ähnlich möchte ich es auch in diesem der Vogelwelt gewidmeten Hefte halten. Ich möchte seine vielen Leser und Leserinnen bitten, mir im Geiste auf einem Streifzug durch die Sluren der Heimat zu folgen.

Die obstbaumbestandene Straße, die uns aus der Stadt hinausführt, liegt im goldigsten Frühlingssonnenglanz. Von grünenden Seldern steigen die Lerchen in die klaren Lüfte und schmettern aus sonnigen Höhen ihre jubelnden Lieder über das weite Land. Und von den Bäumen, die die Straße säumen, tönen hochzeitlich geschmückter Goldammern anspruchslöse Weisen und eines Buchfinken heller Schlag hinein in das Gezwitzcher frohgemuter Meisen. Von Ast zu Ast, von Zweig zu Zweig fliegen sie, Blatt um Blatt nach Insekten und ihren Larven absuchend. Die zierliche Blaumeise in ihrem farbigen Kleide hier über uns ist besonders emsig; mit reichgefülltem Schnabel sehen wir sie einige Bäume weiterfliegen und in einer Höhle verschwinden, die im Laufe der Jahre dort entstanden ist, wo einst der Straßenwärter einen dünnen Ast beseitigt hat, und die nun ihre Kinderwiege birgt (Abb. 1). Kaum hat sie die Höhle wieder verlassen, so fliegt auch schon der andere Vogel des Pärchens futterbeladen hinein, und ihm folgt auf dem Fuße wieder von neuem der erste. Wollen wir mit der Uhr in der Hand einmal die Zahl der Sütterungen feststellen? Ich habe es manchmal schon getan und bis zu 60, ja selbst bis zu 74 Sütterungen in der Stunde gezählt. Mit geradezu zwingender Gewalt überkommt einem angesichts solcher Zahlen dann auch die Überzeugung von dem hohen

Nutzen der kleinen Vögel, von ihren gewaltigen Leistungen in der Schädlingsvertilgung. Und die von Geheimrat Dr. Roerig durch das Experiment gefundenen Werte, daß ein Meisenpaar mitsamt seiner jährlichen Nachkommenschaft im Zeitraum von nur einem Jahre mindestens 1½ Zentner Insekten vertilgen kann, was uns fürs erste fast unfassbar erscheinen will, werden uns zur vollen Gewißheit.

Das eben beobachtete Blaumeisenpärchen bildet aber durchaus nicht das einzige in der Allee fütternde Vogelpaar dieser Art. Wir sehen noch ein anderes in einem der Nistkästen, die der Straßenwärter hier und da auf einem der Bäume aufgehängt hat, aus- und einschlüpfen, dort wieder Kohlmeisen, die ihrer in einer natürlichen Höhle auf Nahrung harrenden Kinderschar Sutter zutragen, beobachten



Abbildung 1 Blaumeise vor der Nisthöhle

den sonst gar nicht so beliebten, jetzt aber gleichfalls reiche Insektenmengen eintragenden Seldsperling, schauen einem Aaleiberpaar zu, dem ein nahes Seldgehölz keine Nistgelegenheit geboten hat und das daher den Aufenthalt in jenem mit dem in der Obstallee vertauschte, und sehen schließlich auch noch zwei Pärchen unseres schönen Gartenrotschwanzes ebenfalls wieder in natürlichen Höhlen die Jungen mit Sutter versorgen. Eine reiche Sülle fütternder Vögel fürwahr auf einem verhältnismäßig kleinen Raum! Allerdings enthält die Allee noch eine Anzahl älterer, höhlenreicher Bäume; sie sind hier noch nicht so völlig beseitigt worden, wie das so oft geschieht, und außerdem hat der Straßenwärter durch das Aufhängen künstlicher Nistkästen für reichere Nistgelegenheiten gesorgt, eine Maßregel, die man unbedingt in allen Obstalleen befolgen sollte, um durch eine verhältnismäßig geringe Ausgabe die weit höheren Kosten der Raupenbekämpfung herabzumindern und so

den Obstertrag zu steigern. Aber auch die älteren, höhlenbergenden Bäume sollte man nicht so rücksichtslos entfernen, wie das fast überall gebräuchlich ist, vielmehr den einen oder den andern stehen lassen, selbst wenn sein Ertrag gering sein sollte. Den Minderertrag hebt ja immer der mittelbare Nutzen reichlich wieder auf. Gerade in unsern Obstalleen habe ich es häufig gefunden, daß die hier heimischen Vogelarten die natürlichen Höhlen viel lieber beziehen und ihnen den Vorzug vor Nistkästen meistens auch dann noch geben, wenn sie gegen Wetterunbilden weit weniger geschützt sind, als die in dieser Hinsicht ja weit sichereren künstlichen. Ich habe über einige derartige Fälle bereits an anderer Stelle (Ornith. Monatschr. 1916, S. 356) berichtet. Unsere Blaumeisen-Aufnahme gibt solch einen Fall wieder; die



Abbildung 2 Gartengrasmäcke am Nest

Eingangsöffnung der Höhle ist genau nach oben gerichtet und gestattet daher Wind und Wetter ungehinderten Zutritt zu dem Innern. Unbegreiflich will uns die Wahl solcher wenig wettergeschützten Höhlen scheinen, wenn den Vögeln geschütztere zur Verfügung stehen, und manchmal hat sich mir in solchen Fällen die Frage aufgedrängt, ob nicht vielleicht die inneren Maße der heute üblichen Meisenkästen für die oft so hohe Jungenzahl etwas zu eng sind. Das Blaumeisenpaar, dessen Nisthöhle unsere Aufnahme wiedergibt, nannte eine 13köpfige Kinderschar sein eigen, die in der gewählten größeren natürlichen Höhle auch ganz bequem Platz hatte, für die aber vielleicht der Raum in der engeren künstlichen Höhle etwas knapp geworden wäre. Unsere Vogelschützer mögen diesen Verhältnissen doch einmal ihre Aufmerksamkeit schenken.

Seitlich unseres Weges ist in einem kleinen, mit einer steppenartigen Pflanzenwelt sowie mit niedrigen Kiefern und schlank gewachsenen Birken bestandenen Hügel

ein Steinbruch angelegt. Jahrelang allerdings ist es schon her, daß in ihm der letzte Stein gebrochen worden ist; das kleine Häuschen, in dem einst die Arbeiter ihre Mahlzeiten einnahmen, ist von einem dichten Kranz grüner Hecken umgeben. Die Warnrufe eines unscheinbar graubräunlich gekleideten Vögelchens lassen uns aufmerksam werden. Es ist eine Gartengrasmücke. Ihr Warnen und die zitternden Flügelschläge sagen uns, daß wir uns in der Nähe ihres Nestes befinden. Gedeckt stellen wir uns an, und nach einiger Zeit sehen wir sie in einer von Sarren und Weidenröschen durchsetzten Himbeerhecke verschwinden, in der wir dann nachforschend auch das etwas lose gebaute Nest mit fünf, erst wenige Tage alten Jungen entdecken (Abb. 2). Um die Vögel bei der Sütterung ihrer Kleinen beobachten zu können, legen wir das Nest für einige Zeit durch ein vorsichtiges, leichtes Zurückbiegen der verdeckenden Zweige etwas frei. Und nun sehen wir von unserm Beobachtungsstand aus, wie die alten Vögel ununterbrochen mit Futter anfliegen, wie sie die weit aufgerissenen Schnäbel der hungrigen Kleinen stopfen und wie dann endlich einer der Vögel sich schützend über der gesättigten Kinder-schar niederläßt. Kann es etwas Schöneres geben, als dieses rührende Bemühen der kleinen Vögel um ihre Jungen? Während wir noch mit der Beobachtung dieses Gartengrasmückenpaares beschäftigt sind, sehen wir an einer entfernteren Hecke ein unsern Vögeln recht ähnliches Paar an- und abfliegen. Es handelt sich diesmal, wie der mit dem Glase



Abbildung 3 Saungrasmücke am Nest

deutlich erkennbare dunkle Augenstreifen der Vögel und die weiße Kehle sowie die etwas geringere Größe uns verraten, um Saungrasmücken, deren zwischen Sarrenwedeln stehendes Nest ebenfalls fünf Junge birgt (Abb. 3). Auch dieses Pärchen füttert mit emsigem Fleiß und trägt ununterbrochen den futterverlangenden Kleinen reiche Insektenmengen zu. Leider haben unsere Grasmücken, die nicht nur recht verdienstvolle Insektenvertilger, sondern auch vortreffliche Sänger sind — die Mönchs-

und auch die Gartengrasmücke zeichnen sich durch ihre reichmodulierten Lieder besonders aus — an vielen Orten infolge der noch immer zunehmenden Beseitigung allen Gebüschs und der Hecken auffallend abgenommen.

Der Steinbruch beherbergt aber noch eine Anzahl weiterer Bewohner aus der Vogelwelt. In einem Mauerspalt in dem verlassenen Arbeiterhäuschen hat eine Kohlmeisenfamilie Wohnung genommen, und hinter dem geschlossenen, aber längst schadhast gewordenen Laden eines der Fenster sehen wir Gartenrotschwänzchen futterbeladen verschwinden (Abb. 4). Ein anderes Rotschwanzpärchen hat sein Nest in einem Selspalt einer der Steinbruchswände errichtet und sich damit die Nistweise gewählt, die die bergbewohnenden Vögel unsrer Art befolgen und die für sie wohl auch die ursprünglichste ist und ihnen allgemein eigen war, bevor sie in fern zurückliegenden Zeiten aus den wilden Selseinsamkeiten der Gebirge den baumreichen Tieflandsgegenden zuwanderten und sich selbst dem Menschen angeschlossen. Die Rot-



Abbildung 4 Gartenrotschwanz

schwänzchen hier in dem Steinbruch geben sich ja auch weit scheuer als jenes Paar, das wir heute schon an der belebten Straße angetroffen haben (Abb. 5), und scheuer vor allem auch als jene, die wir aus den obstbaumbestandenen Gärten der Ortschaften kennen. Hart klingt das warnende Teck-teck, das die um ihr Familienglück bangenden Vögel ausstoßen, sobald sie unser gewahr werden. An der Böschung des Zufahrtsweges zu dem Steinbruch mußte gar eine kleine Höhle im Erdreich einem Tannenmeisenpaar Nistgelegenheit geben (Abb. 6). Unsrer Meisen leiden ja fast überall unter empfindlichem Mangel an geeigneten Nistgelegenheiten und sind daher in einem immer größeren Maße auf die Annahme ihnen sonst nicht eigener Niststätten angewiesen; die Tannenmeise besonders ist recht erfinderisch in der Wahl solcher. Sreilich nicht immer zu ihrem Vorteil, wie ja auch der von uns hier beobachtete Fall zeigt. Denn es leuchtet ohne weiteres ein, daß Gelege und Brut in solch einer Erdhöhle weit größeren Gefahren als in einer viel sichereren Baumhöhle ausgesetzt sind. Tierische Seinde finden leichter Zugang, und auch ein



Abbildung 5 Gartenrotschwanz am Nest



Abbildung 6 Tannenmeise an der Nisthöhle im Erdboden

nur mäßiger Regen kann durch Aufweichen und Abschwemmen des Erdreichs das Nest zerstören.

Vielleicht würden wir, wenn wir in dem Steinbruch weiter Umschau halten wollten, noch andere Vogelwohnsitze entdecken; denn solche auflässigen und üppig bewachsenen Steinbrüche beherbergen fast immer eine reiche und dabei auch recht vielgestaltige Vogelwelt, zu deren Vermehrung wir durch allerhand kleine Nachhilfen viel beitragen können. Ich denke da besonders an das Aufhängen künstlicher Nisthöhlen auf allen größeren Bäumen sowie an die Schaffung besserer Neststandorte in den Gebüsch und Hecken durch Beschneiden der Stämmchen zur Erzielung von Astquirlen oder Zusammenbinden größerer Ranken. Und ich möchte



Abbildung 7 Baumpieper, in geduckter Stellung zum Neste gehend

alle vogelschützerisch sich betätigenden Kreise ganz besonders auf solche nicht mehr betriebene, keinen Nutzen mehr bringende und daher in der Regel auch leicht zu erwerbende oder zu pachtende Steinbrüche aufmerksam machen. Die hier auf Vogelschutzmaßnahmen verwendete Mühe wird immer lohnend und oft wertvoller sein, als die Anlage sogenannter Vogelschutzgehölze mit völlig unzulänglichen Mitteln, wie man sie gar nicht so selten antreffen kann. Vogelschutzgehölze verlangen, wenn sie ihren Zweck erfüllen sollen, ziemlich viel Mühe und Sorgfalt und einen gar nicht so unerheblichen Kostenaufwand, und wo man ihnen diese Mühe und Sorgfalt nicht angedeihen lassen, den Geldaufwand nicht bringen kann, sollte man eben nur auf Maßnahmen ähnlich der hier erwähnten bedacht sein. Man wird dann auch nicht über Enttäuschungen zu klagen haben, wie sie nicht ausbleiben werden, wenn man sich Aufgaben stellt, für die die vorhandenen Kräfte und Mittel nicht ausreichen.

Den Steinbruch verlassend, wenden wir uns einem nahen Walde zu, der uns längst schon gelockt hat. Rotkehlchens reich moduliertes Lied und der Amsel und Singdrossel prächtige Weisen vereinen sich mit den Liedern der Laubsänger, dem schlicht vorgetragenen der Heckenbraunelle und dem kräftigeren des lebhaften Saunkönigs, sowie mit einer Menge anderer Stimmen und Laute zu einem einzig schönen, klangvollen Konzert.

Immer wieder bleiben wir stehen, um aus der Sülle der Töne die Weisen der einzelnen Sänger herauszuhören oder ihrem Leben und Treiben zuzuschauen. Dort, wo ein schöner, von dunklen Tannen und Sichten, hochstrebenden Buchen und lichten Lärchen zusammen-gesetzter Altholzbestand an eine Kultur junger Sichten angrenzt, lassen von einer halbwüchsigen Sichte herab zwei unscheinbar erdgrau gekleidete Vögelchen eintönige Warnrufe erklingen. „Sib-sib . . . sib-sib!“ Es sind Baumpieper, die uns damit verraten, daß wir uns in der Nähe ihres Nestes befinden. Solange wir uns aber den Vögeln frei zeigen, werden sie kaum anfliegen; denn scheu und vorsichtig ist der Baumpieper. Um daher den Standort des immer sehr gut versteckten bodenständigen Nestes zu erfahren, müssen wir uns gedeckt anstellen; wir nehmen hinter dem grauen Stamm einer hohen Buche Platz. Nun beruhigen sich die Vögel allmählich wieder, und schließlich sehen wir den einen von ihnen sich schräg auf den Boden herablassen und trippelnden Schrittes vor-



Abbildung 8 Teichrohrsänger, brütend

sichtig im Heidelbeergestrüpp untertauchen, um jedoch nach kurzer Zeit wieder hervorzukommen. Während er sich in die Lüfte schwingt und in dem Altholzbestand verschwindet, strebt auch der andere der Vögel in ganz gleicher Weise jener Stelle zu, an der schon der erste unsern Blicken entchwand. Einige halbwüchsige, mit ihren dichten Ästen bis auf den Boden reichende Sichten gestatten uns ein weiteres gedecktes Herangehen, und wir sehen nun, wie der erste der Vögel wieder zurückkehrt und trippelnden, jetzt aber rascheren Schrittes dem Heidelbeergestrüpp

zustrebt, in geduckter Stellung in diesem dahinläuft und schließlich unter einem überhängenden Grasbüschel, dem Standort seines Nestes, verschwindet (Abb. 7). Alle unsere Bodenbrüter verhalten sich am Nest ganz wie dieser Baumpieper; nie wird man sie unmittelbar am Neste anfliegen, sondern sich ihm immer aus größerer Entfernung laufend und in geduckter Stellung nähern sehen.



Abbildung 9 Drosselrohrsänger, die Jungen fütternd.

In der Anlage der Nester über dem Wasser liegt ein ziemlich hoher Schutz derselben vor tierischen Seinden. Gefahren drohen ihnen eigentlich nur durch stürmische Winde, und hier und da wohl auch durch den Menschen insofern, als an Teichen, die der Fischzucht dienen, häufig im Frühjahr um die Brutzeit der Rohrsänger das Rohr abgemäht wird, wobei natürlich die Nester mit zerstört werden. Zu vermeiden wäre dies ohne alle Nachteile, wenn man die Beseitigung des Rohres einige Wochen später vornehmen wollte. Die jungen Rohrsänger verlassen in der Regel schon

Der Wald würde uns noch reiche Gelegenheit zu ähnlichen Beobachtungen bieten; aber da wir heute auch dem Teiche, der an ihn grenzt, noch einen Besuch zgedacht haben, bleibt uns dazu leider keine Zeit übrig, und so wandern wir denn auf moosbewachsenen Wegen und begleitet von den Liedern lebensfroher Sänger unserm Ziele zu. Ein buntes, vielgestaltiges Leben herrscht auf dem Teiche. Dunkle Blässhühner und buntfarbige Enten tummeln sich auf der freien Wasserfläche; die Taucher zeigen uns ihre Wasserkünste, und aus dem dichten, die Ufer säumenden Rohrmantel tönen die Stimmen der Rohrsänger. In das laut und schnarrend anhebende, fast quiekend endigende „karre-karre-kiet-kiet“ des Drosselrohrsängers klingt das weit leisere und auch etwas reicher modulierte, immerhin noch eintönige und ebenfalls an schnarrenden Lauten reiche Lied des kleinen Teichrohrsängers. Beide sind vollendete Nestbaukünstler; sie bauen ihre über dem Wasser stehenden tiefmuldigen Korbnester mit einer geradezu staunenswerten Fertigkeit zwischen die schlanken Rohrhalm (Abb. 8 u. 9).

ein bis zwei Tage vor erlangter Flugfertigkeit die Nester und klettern an den Rohr- und Schilfstengeln umher. Mit ihren unverhältnismäßig langen Beinen weitausgreifend, gewähren sie einen urkomischen Anblick, und wenn sie dann gar eine solch selbstbewußt-abwehrende Haltung annehmen, wie der junge Drosselsänger auf unsrer Abbildung, möchte man oft laut auflachen (Abb. 10). Das frühzeitige Verlassen der Nester hat freilich auch rechte Nachteile im Gefolge. Die bei ihrem Umherklettern ermüdeten Vögel fallen sehr leicht entkräftet ins Wasser und gehen zugrunde, besonders auf den Teichen, wo im Herbst das alte Rohr entfernt worden ist und das neu hervor-



Abbildung 10 Junger Drosselrohrsänger

gesprossene daher lockerer steht als dort, wo sich zwischen die Salme des jungen noch das alte, dürr gewordene und geknickte Rohr drängt und ein regelloses Durcheinander bildet, auf dem die jungen Vögel überall Sitz- und Ruhepunkte finden.

Auch die Rohrammer, deren Männchen mit dem rußschwarzen Köpfschen und der blendend weißen Halsbinde einen recht eigenartigen Anblick gewähren, sehen wir geschäftig an hochaufragenden Rohr- und Schilfstengeln umherklettern. Auf den feuchten Wiesen aber, die den Teich umgeben, schauen wir die so verschwenderisch in Goldgelb gekleidete Schafstelze, den braunkehligen Wiesenschmäzer und den un-

scheinbaren Wiesenpieper, von dem schon beobachteten Baumpieper kaum zu unterscheiden. Gern würden wir auch ihrem Treiben noch ein wenig zuschauen; die schon tiefstehende Sonne aber erinnert uns an die Heimkehr, und Abschied nehmend von den Stätten, die uns heute des Schönen so viel boten, bleibt uns die Hoffnung auf eine baldige Wiederkehr.

Die Gefahr der Ausrottung ansehnlicher Vögel

Von Dr. Alwin Voigt

Schon vor dem Weltkriege war uns bekannt, daß für kein anderes Volk das Sehnen nach Naturgenuß und nach Einblicken in die Geheimnisse der Lebenserscheinungen so bezeichnend ist, wie für das deutsche. Der längere Aufenthalt so vieler unsrer Freunde in Seundesland hat ihnen und uns diese Tatsache erst recht vor Augen geführt. Während die romanischen Völkerschaften auch die höheren Tiere nicht als Lebewesen zu achten scheinen, ist der Deutsche eher geneigt, ins Gegenteil umzuschlagen und dem Tier menschliche Gefühle und Fähigkeiten anzudichten, wie das zumal in den Tierschutz-Kalendern gepflegt wird. Hüten wir uns jedoch vor dem Hauptfehler so vieler Volksbeurteiler, unbedacht zu verallgemeinern. Es gibt auch im deutschen Volke weite Kreise, die von der hervorgehobenen deutschen Eigenart recht wenig verspüren lassen. Es sind vornehmlich diejenigen, deren Beschäftigung mit Naturdingen zum Gewerbe geworden ist, während die ideale Anschauung und Wertschätzung des Naturlebens mehr den Vertretern der Wissenschaft und dem sonntäglichen Umgang mit der Natur vorbehalten ist. Leute, die auf den Ertrag von Wald und Flur angewiesen sind, beurteilen Naturdinge meist nur von einem recht engherzigen Nützlichkeitsstandpunkte aus. Was ihrer Meinung nach Schaden anrichtet — und wäre es auch nur in vereinzelt Fällen — wird verfolgt und womöglich ausgerottet; nur das Verwertbare achten sie in der Natur. Versucht man ihnen Hochachtung vor den Wunderwerken der Schöpfung einzulösen, ihnen begreiflich zu machen, daß jedes Tier seine Daseinsberechtigung hat und einen Daseinszweck, so findet man wenig Verständnis. Wer mit Slinte und Art in der Hand unbeschränkt über Leben und Tod dessen verfügen kann, was er um sich und hoch in den Lüften erspäht, kennt nur den einen Zweck seines Reviers, daß es ihm Gewinn bringe, und wäre es nur eine Jagdtrophäe, die er zeigt und dann wegwirft. Man kann es ja verstehen, daß der Jagdbesitzer Raubvögel wegschießt, die es auf seine Sasanerie abgesehen haben, und daß fast überall im Reiche der Sasan als Jagdwild gehegt und beschützt wird, ist für den Raubvogelbestand verhängnisvoll geworden, zumal auch die Briestaubenzüchter hohe Prämien zahlen für Erlegung eines „Wanderfalken“, das bedeutet aber in der Praxis: für Erlegung eines jeden größeren Raubvogels.

Wenn es nun auch solchen von vielen Seiten als berechtigt anerkannten Interessen gegenüber kaum möglich ist, in nächster Zeit jede Abschußprämie abzuschaffen und auch Schießverbote in Staatsforsten nicht ausreichen, der Verminderung unseres Raubvogelbestandes zu steuern, so wollen wir doch keine Mühe

scheuen, die in weniger verkehrreichen Gegenden etwa noch vorhandenen Brutgebiete solange als möglich zu erhalten. Ich setze dabei meine Hoffnung auf die gut redigierten Jägerzeitungen und die deutschen Jagdschutzvereine, sowie deren Einfluß auf die Jagdgesetzgebung. Da vereinen sich Männer, die weitblickender sind als die große Menge, Männer, denen daran liegt, daß der deutsche Wald nicht verödet, von denen man erwarten kann, daß sie nicht nur jagdbares Wild, sondern auch verschwindende stattliche Vogelgestalten als Naturdenkmäler zu schützen wissen. Solche Bestrebungen gilt es tatkräftig zu unterstützen. Wer persönlichen Einfluß haben kann auf Besitzer und Beamte in Revieren, wo es noch etwas zu retten gibt, bemühe sich, sie zur Wertschätzung der lebendigen Seltenheiten zu erziehen, nicht der toten. Wer nicht loskommen kann vom kleinlichen Abwägen über Nutzen und Schaden, dem gebe man zu bedenken, daß vereinzelte Eingriffe in sein Eigentum durch einen Vogel durch anderweite wertvolle Dienste im Haushalte der Natur ausgeglichen werden. Wenn er das nicht glaubt, so weise man hin auf die große Zahl von Stubenvogel-Liebhabern und die Opfer, welche solche bringen, um ein paar gesiederte Lieblinge im Käfig oder in einer Vogelstube zu halten und zu beobachten. Warum gibt es nicht mehr Liebhaber für frei lebende Vögel unter den Revierverwaltern und Jagdpächtern? Zumal wenn sie in ihren Wäldern Seltenheiten beherbergen, die man sonst mit großen Kosten als Schaustücke im Tiergarten hält?

Vielleicht gibt es unter den Jagdpächtern mehr Liebhaber als Wildhändler. Aber ihnen hat es zumeist die Romantik des Weidwerks angetan, und dazu gehört ein Aufweisen von Jagdtrophäen, wenn möglich der Ruf eines sichern Schützen, der auch den Vogel hoch in den Lüften nicht verfehlt. Man rühmt sich, einen solchen erlegt zu haben. Lebenlassen erscheint dem gedankenlosen Schiesser nicht weidmännisch. Seine Gedankenlosigkeit läßt sich entschuldigen mit dem jedem Naturfreunde unverständlichen Mangel an Verantwortungsgefühl bei den Behörden, die Jagdscheine ausstellen, ohne nach dem Schicksal der einheimischen Tierwelt zu fragen. Zwar gibt es jetzt solche, die auf dem Jagdschein Eulen, Bussarde und Turmfalken usw. als jagdbar bezeichnen, so daß ihnen während der Brutzeit nicht nachgestellt werden darf, auch wird der Abschluß von Adlern, vom Uhu und andern Naturdenkmälern verboten; aber es fehlt den aufsichtführenden Gendarmen an den erforderlichen Kenntnissen und am Interesse für die Sache, um solchen Bestimmungen Nachdruck zu verleihen. Zunächst müßte doch in den Sorstakademien für Natur- und Heimatschutz Verständnis und Interesse erweckt werden. Durch einen Sorstmann erfuhr ich, daß bei einer Entenjagd auch mehrere Zwergrohrdommeln herabgeschossen wurden, wie sich herausstellte, durch Sorstassessoren. Als Entschuldigung gaben sie ihre Unkenntnis zu. Das Vogelschutzgesetz fragt nicht nach der Daseinsberechtigung und nicht ausreichend nach der Erhaltung gefährdeter Großvögel, sondern beurteilt die Vögel nur nach Schaden und Nutzen. Abschlußprämien dürften nicht den gesamten Artbestand bedrohen, sondern nur von Fall zu Fall gestattet werden, wo eine Vogelart in bedrohlicher Menge austritt und erheblichen Schaden anrichtet, und nur solange dieser Zustand dauert.

Wenn die Presse der Erhaltung unsrer Großvögel Interesse entgegenbringt, darf sie nicht die Erlegung eines Adlers, eines Uhus u. dgl. als Jagdglück preisen,

sondern muß darauf hinweisen, wie die Nachwelt solchen Raub an der heimatlichen Natur beurteilen wird, wenn sie all diese herrlichen Gestalten nur noch ausgestopft im Museum bewundern darf.

Auch sollte sie sich gegen so rohe Sängmethoden wenden, wie das Pfahleisenstellen. Warum empört sich nicht das Volksempfinden dagegen? Weil alle Wirbeltierfresser als Missetäter gelten, die unter allen Umständen und mit allen Mitteln vernichtet werden müssen! Bussarde und Eulen sind zwar vorwiegend Mäusejäger; aber sobald nur ein paar Sälle bekannt werden, daß einer dieser Krummschnäbel hie und da einen Vogel oder einen Junghasen erbeutete, glaubt sich das Volk berechtigt, über ihn den Stab zu brechen und den Lauf der Dinge in der Lebewelt verbessern zu müssen. Wie sehr man sich berufen und berechtigt fühlt, mit dem Abschießen und Sängen solcher Mäusejäger ein Vollstreckungsurteil zu fällen, beweist der Brauch, erlegte Eulen, Bussarde usw. ans Scheumentor zu nageln. Vielfach kann man hören, daß solche Unsitte mit abergläubischen Anschauungen gedeckt erscheint; meist sieht man in ihr eine Warnung und Scheuchung der sich dem Dorfgebiet nähernden überlebenden Raubvögel.

Wer Pfahleisen ins Seld stellt, bedenkt nicht, daß gerade die Wohltäter der Landwirtschaft, Vögel, welche nach Seldmäusen spähen, grausam umgebracht werden. Wie bedauerlich ist doch das Dahinschwinden der Eulen! Wenn auch Waldkauz und Waldohreule nicht allzusehr gelitten haben, weil sie Waldvögel sind und sich am Tage wenig bemerkbar machen, so sind doch Schleiereule und Steinkauz aus den meisten Ortschaften völlig verschwunden. Sumal die erstere, der so fein gekleidete Schleierkauz, geht rasch der Vernichtung entgegen, weil er fast ausschließlich Dorfbewohner ist. In Mecklenburg heißt er Schün-Uhl (Scheunen-Eule). Das häßliche Kreischen der Alten, das Schnarchen der Jungen wird von empfindlichen Leuten als arge nächtliche Ruhestörung verpönt. Daß diese Vögel nachts nicht schlafen und noch dazu so häßliche Stimmen hören lassen, finden krankhafte Gemüter unheimlich. Allerlei Aberglaube kommt hinzu, und die Frauensleute geben erst Ruhe, wenn der Bauer zur Slinte greift und den verwünschten Käuz abschießt. Wenn das niedliche, in seinem Benehmen und seinen Rufweisen so interessante Käuzchen Dorfgärten und überhaupt Schlupfen nahe bei menschlichen Wohnungen bezieht, macht es sich furchtsamen Anwohnern ebenfalls verhaßt, so daß ihm arg nachgestellt wird; aber an einsamen Kopfweidenbeständen, verfallenen Sandgruben mit verlassenen Kaninchenlöchern, im Geschlücht von Weinbergsgeländen und ähnlichen Orten ist es noch leidlich häufig. Es ist doch auch die kleinste Art der Familie, und die kleinen halten immer leichter durch als die großen.

Das lenkt unsre Gedanken auf den Uhu, von dem in Deutschland sicher keine 50 Paare mehr brüten; wenn eine Tierart einmal so weit aufgerieben worden ist, ist ihr völliges Schwinden nur noch eine Frage der Zeit. Die wenigen Horstplätze sind den Jagdinhabern bekannt, und wenn der Uhuselsen auch nicht leicht zugänglich ist, Jahr für Jahr wird die Kletterpartie wieder gewagt; denn die flüggen Jungen werden gut bezahlt. Es gibt immer noch Liebhaber des Schießens aus der Krähenhütte. Vor derselben sitzt auf einer Stange zusammengehockt und augenverdrehend der angekettete König der Nachtraubvögel, und wenn auch

wochenlang keine Krähe, kein Bussard oder Raubwürger darauf zeichnet, es wird immer wieder versucht. Man hat doch so viel von schönen Erfolgen dieser Jagdweise gelesen! Aber wie lange ist das her! Seitdem ist alles Sederwild arg zusammengeschossen worden, die Zahl der Jagdbeflissenen hingegen hat sich bedeutend vermehrt. Als er noch häufiger war, stellte man auch dem alten Uhu eifrig nach, zumal wenn einer aus den Resten am Sraßplake als Wilddieb erkannt wurde. Wenn der Jagdnachbar dasselbe Wild erlegt, gibt man sich zufrieden; denn der hat das Recht dazu. Den Uhu als Jagdmitinhaber zu achten, könnte nur dem in den Sinn kommen, der so prächtige Tiergestalten zu schätzen weiß und ihnen dasselbe Daseinsrecht zugesteht, wie sich selbst. Aber wo findet man Leute, die so viel Achtung vor der Umwelt empfinden, Leute, die in dem seltsamen Wesen der Eulen einen tieferen Sinn und anziehende Studienobjekte erkennen? Jetzt steht zwar der Uhu auf der Liste der geschützten Naturdenkmäler; doch damit kommt man zu spät. Vor 20 Jahren gab es im Elbsandsteingebirge noch drei Uhuhorste; seit 10 Jahren ist auch der letzte (bei Hohnstein) verwaist. So ist's auch dem Uhu bei Burgk a. d. oberen Saale ergangen. Sorstmeister Loos hat mit großen Kosten versucht, verlassene Uhureviere neu zu besiedeln, leider ohne Erfolg. Kürzlich wurde mir mitgeteilt, daß ein Uhu in Thüringen an einer Starkstromleitung verunglückte. Auch Turmfalken und andre Raubvögel fanden den Tod auf diese Weise.

Wie unter den Eulen die größte Art am ärgsten gefährdet ist, so verhält sich's auch unter den Rabenvögeln. Der urdeutsche, von Sagen umwobene Kolk-rabe ist seit 1850 im Königreich Sachsen als Brutvogel verschwunden. Wenn hie und da verlautet, es sei noch einer gesehen worden, so mag das damit zu erklären sein, daß mancher Beobachter den Raben und die Rabenkrähe nicht sicher zu unterscheiden vermag. In Schleswig-Holstein und in den einsamsten Sorsten Ostdeutschlands vermochten sich bisher noch einige Paare der stattlichen Motansvögel zu halten. Sie wurden wohl auch als Naturdenkmäler unter Schutz gestellt, doch das nützt nichts, solange das Giftbrockenlegen noch gestattet ist. Der Rabe fällt dem Gift eher zum Opfer, als der Suchs, auf den es abgesehen ist.

Sehr zu beklagen ist auch das Verschwinden der großen helleuchtenden Würgerarten (*Lanius excubitor* und *minor*). Der hochelegant gekleidete Schwarzstirnwürger war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Mitteldeutschland fast allbekannt; in Sachsen und den angrenzenden Gebieten kommt er seit Jahrzehnten nicht einmal als Durchzugsgast mehr vor. Aber auch der nur etwas größere, fast ebenso schöne Raubwürger geht mehr und mehr zurück. Mir ist aus unserm Königreich nur noch ein einziger Brutbezirk bekannt, der noch dazu ganz an der Nordgrenze liegt. Jeder Natur-, insbesondere jeder Vogelfreund, dem sich Gelegenheit bot, ihn näher kennen zu lernen, wird mir zustimmen, wenn ich den großen Würger als eine der interessantesten Vogelgestalten bezeichne. Wie er Umschau hält auf der Spitze eines Baumes oder Strauches, so vornehm in Haltung und Tracht, wie er rüttelt über dem Beutetier, und wenn er gar seine Rufe hören läßt! Darin offenbart er eine unglaubliche Mannigfaltigkeit. Das elsterartige Schackern und kurze Rufe ähnlich denen des Neuntöters hört man wohl am meisten; wer aber Glück

hat, kann sich überzeugen, daß dem Vogel auch laute Töne zur Verfügung stehen, die mit den klangschönsten Drosseltouren wetteifern, und daß er über Plauder- und Nachahmungskünste verfügt, wie sie Eichelhäher und Elster zuweilen üben.

Wäre er nicht so umsichtig und klug, so wäre er gewiß auch schon an den wenigen Plätzen verschwunden, wo er sich noch findet. So wie Mandelkrähe, Wiedehopf und andere auffällige Tiergestalten reizt er den Schießberechtigten, ihn zu erlegen. Wie nahe läge es doch für die Behörden, welche Jagdkarten ausstellen, die arg gefährdeten ansehnlichen Vogelgestalten in guten Bildern vorzuführen und streng daran festzuhalten, daß der Abschuß solcher den Verlust des Jagdscheins nach sich zieht! Es gibt aber auch Verfechter des Vogelschutzes, die den Lanius-Arten das Todesurteil sprechen, weil sie einmal Zeugen waren, daß eines dieser Lebenswunder einen jungen Vogel umbrachte. Diesen gebe ich zu bedenken, daß es zur natürlichen Ordnung der Dinge gehört, daß nicht alle dem Ei entschlüpften Jungvögel alt werden. Wenn dem nicht gewehrt würde, müßte sich die Individuenzahl jeder Art von Jahr zu Jahr mindestens verdoppeln, und wohin das führen würde, ist jedem Einsichtigen klar. Was verschlägt es, wenn hier und da ein Hänfling, ein paar junge Goldammern oder Sinken, die allerorten so häufig sind, einem großen Würger zum Opfer fallen! Diese Kleinvögel bleiben uns erhalten, obschon die Katzen hundertmal so viele vertilgen, als von Würgern erbeutet werden. Letztere aber auszutilgen, das wäre ein Raub an der heimatischen Natur, der sich nie wieder gutmachen läßt.

Sreilich, die „echten Praktiker“ haben kein Verständnis für möglichst ungeschmälerte Erhaltung des heimischen Vogellebens; für sie gibt es nur einen durchschlagenden Gesichtspunkt, den vom Schaden und Nutzen. Das trat in schärfster Form in dem Entwurf eines neuen preußischen Sischereigesetzes hervor, der im Jahre vor dem Weltkriege zur Beratung vorlag. Er verlangte, daß alle fischfressenden Vögel vertilgt werden sollten, vom Sischadler herab bis zum Eisvogel. Glücklicherweise hat der preußische Landtag Männer wie Landrat Ecker, Stadtschulrat Dr. Schepp u. a., die gegen solch naturwidriges Vernichtungswerk Einspruch erhoben. Der Entwurf wird in dieser Schärfe nicht Gesetzeskraft erlangen.

Daß die unglaublich gefräßigen und in mancher Beziehung häßlichen Kormorane nur noch in einer westpreußischen Brutkolonie als Naturdenkmal unter strengster Überwachung erhalten werden konnten, läßt sich verschmerzen. Wenn man aber auch für die immer sehr vereinzelt stolze Erscheinung eines Sisch- oder Sluſadlers, der ein so herrlicher Bestandteil der heimatischen Natur sein könnte, keinen andern Gesichtspunkt kennt, als den des Nutzens und Schadens, so ist das doch recht bedauerlich.

Für Erhaltung des Sischreihers liegen die Verhältnisse insofern etwas günstiger, als er gesellig brütet und seine Brutkolonien so seltsame Schauspiele bieten, daß sie als Sehenswürdigkeiten allgemein anerkannt werden, womit hie und da ihre Duldung erreicht werden konnte. Zwar findet in solchen jedes Jahr ein kräftiger Abschuß statt, aber meist nur in dem Maße, daß der Bestand erhalten bleibt.

Im Königreich Sachsen dürfte die Kolonie auf einer Insel des Forstsees bei Wermsdorf die letzte gewesen sein. Im Jahre 1888 war sie von 20 Paaren

(in früheren Jahren) auf 8 zurückgegangen (s. Bänder, Ornithologia Saxonica), und auch dieser letzte Rest wurde durch Säulen einiger Forstbäume zersprengt. Heute gehört der Sischreihler nicht mehr unter die sächsischen Brutvögel. Aber umherstreichende kann man gelegentlich an allen größeren Gewässern treffen. Lebhafter fließende Flußabschnitte, die auch bei andauerndem Froste nicht so bald zufrieren, sind im Winter nicht nur Sammelplätze für Stockenten, sondern ziehen auch Sischreihler an. An der vereisten Mulde unterhalb Wurzen habe ich in einem kalten Januar fünf und mehr Stück gezählt. An Uferplätzen, die von Reihern regelmäßig besucht werden, legen die Sischereiberechtigten Reihereisen. Diesen sind aber auch weit seltener Großvögel wie Schwarzstorch und Rohrdommel schon zum Opfer gefallen. Außerdem stellen die Sischereibesitzer großer Teichgebiete mit Slinte bewaffnete Aufseher an. Ein solcher erzählte mir, daß er im Frühjahr 1908 mehr als ein Duzend Rohrdommeln erlegt habe, die im Teichgebiet von Königswartha als Durchzugsgäste gewillt hatten. Was fragen solche Leute darnach, daß die Rohrdommeln Lebewesen von ungewöhnlichem biologischen Interesse sind, daß den Rohrdickichten ein Stück Frühlingnacht-Sauber verloren geht, wenn die dumpfen Rufe, deren Bildung so viele Rätsel aufgibt, für alle Zeiten verklungen sind!

Außer diesen großen werden auch zwei kleinere, durchaus originelle Vögel als Sischereischädlinge vernichtet, der Eisvogel und die Wasseramsel.

Wie oft haben von der Farbenpracht des Eisvogels begeisterte Naturfreunde diesen seltsamen Einsiedler als lebenden Edelstein gepriesen! Wie eigenartig ist seine Haltung, wenn er auf Beute lauert! Er scheint seine ganze Aufmerksamkeit ins Wasser zu versenken und bemerkt es doch nur zu bald, wenn sich eine Gefahr naht. Er sieht uns früher, als wir ihn, und gewöhnlich verdanken wir's erst den scharfen Pfeiflauten, mit denen er abstreicht, wenn wir noch einen flüchtigen Blick auf sein herrliches Gefieder erhaschen. Seine Sähigkeit, tiefe Nisthöhlen in lehmige Uferwände zu graben, ist erstaunlich, da man an seinem Körperbau kaum besondere Werkzeuge dazu entdecken kann, sondern nur Ausrüstung zum Spähen und zum Erhaschen der Beutetiere im Wasser. Ob es vorwiegend Nutzfische sind oder wertloses Getier, das zu untersuchen fällt dem Sischereipächter nicht ein. Er sieht in dem Vogel einen Konkurrenten, mit dem er kurzen Prozeß macht, und niemand erhebt Einspruch dagegen. Namentlich das Aufstellen besonderer Pfahleisen für Eisvögel ist schändlich; deren Herstellung und Verkauf müßte untersagt werden.

Ähnlich liegen die Verhältnisse mit der Wasseramsel (Cinclus). Sie ist nicht so farbenprächtigt, aber doch recht auffallend gekleidet. Die reinweiße Brust wird ringsum scharf abgegrenzt durch reines Braun bis Schwarzbraun. Das Nest ist oft ein großer Moosklumpen in Felshöhlungen an Gebirgswässern. Der Vogel ist ebenso ungesellig und vorsichtig wie der Eisvogel und entweicht, sobald er uns bemerkt, mit schwächeren zrd- oder zrb-Lauten. Aber wer das Glück hatte, ihn öfter singen zu hören, kann zu der Meinung kommen, daß in ihm ein Geist von wunderlichen Sähigkeiten wohnt, ein Nix, der die Romantik der durch Selsenlabyrinth rauschenden Bergwässer wesentlich erhöht.

Den Sischern gelten auch manche Schwimmvögel als verdächtig. Ich kam einmal dazu, wie ein Teichaufseher ganze Schüsseln voll Tauchereier angehäuft

hatte. Auf meine Frage nach dem Grunde erhielt ich die Antwort, daß Taucher die Sischbrut wegfräßen. Wenn man nur das erste Gelege nimmt und das Auskommen des Nachgeleges nicht stört, so ist damit den meisten Wasservögeln kein Schaden zugefügt; die massenhaft auftretenden, wie Bläßhühner und Möwen, können auf diese Weise sogar recht nutzbar gemacht werden. Daß man aber die Nester zerstört und die Brutvögel erschlägt, dürfte auf keinen Fall geduldet werden. Zwischen den Teichvögeln und den Sischen existieren auf Erhaltung der Lebensgemeinschaften eingestellte Wechselbeziehungen, in die der Mensch nicht eingreifen sollte. Die Pflanzen- und Tierwelt hat Jahrtausende bestanden und sich gar herrlich fortentwickelt, als es Menschen noch nicht gab. Allerdings sind in grauer Vorzeit viele Tierformen untergegangen, aber wohl in der Regel nicht so, daß Tierfresser ihre Beutetiere austilgten — sie wären ja dann selbst dem Hungertode verfallen — sondern, wie die zahlreichen Überreste, insbesondere Knochenfunde beweisen, meist durch Überflutungen bzw. durch Versinken in Mooren und Schlammablagerungen.

Als die Erdrinde noch schwächer war und Hebungen und Senkungen in viel stärkerem Maße als in der Gegenwart die Landgrenzen verschoben, bereiteten große Katastrophen ganzen Saunen den Untergang. Allmählich erstarrte das Antlitz der Erde, jene Katastrophen wurden schwächer. Da trat ein anderer vernichtender Faktor in die Lebenswelt ein: der Mensch. Zur Steinzeit beschränkte sich sein Tun und Treiben aufs Land und auf Binnengewässer, er erlegte Tiere nur mit wenig leistungsfähigen Waffen. Das ist im letzten Jahrhundert anders geworden. Mit furchtbaren Waffen ausgerüstet, alle Gegenden der Erde absuchend, hat er schon so manche Arten völlig ausgerottet. In Nordamerika ist voriges Jahr die letzte Wandertaube in einem zoologischen Garten gestorben, ein Vogel, der vor 100 Jahren — wie sein Name andeutet — noch in ungeheuren Scharen vorhanden war. Den Bison hätte ein gleiches Schicksal ereilt, wenn sich nicht zuletzt der Staat der letzten Reste angenommen hätte. In Afrika ist das Quagga ausgerottet worden. Riesenalk und in früheren Zeiten Dronte und Moa sind bis aufs letzte Stück vertilgt worden. Auf diese Tatsachen kann man nicht oft genug hinweisen; denn wo man sich gefährdeter Großvögel annimmt, begegnet man oft im Volke und auch bei den Grünröcken einem naiven Optimismus. An die Möglichkeit völligen Unterganges einheimischer Vogelarten glaubt man nicht. Zum Beleg weist man vielleicht auf Reviere hin, wo einige der gefährdeten Arten trotz Abschusses jedes Jahr wieder zu beobachten sind. Daß sie aber in vielen andern verschwunden sind, wissen diese Optimisten nicht oder wollen es mit belanglosen Zufälligkeiten erklären.

Bei alledem ist nicht zu übersehen, daß die Kraft der Tierarten, sich Gefahren gegenüber zu behaupten, sehr verschieden ist und daß bei dem Hinschwinden mancher Art noch andre Umstände in Betracht kommen, als der Einfluß des Menschen. Einer großen Zahl von Vögeln liegt es nahe, sich den durch menschliche Kultur veränderten Verhältnissen anzupassen, anderen nicht. Dohlen, Turmfalken, Schwalben, Segler, Hausrotschwänzchen usw., die in grauer Vorzeit nur Selslandschaften besiedeln konnten, haben in den Steinbauten der Menschen ihre Nistgelegenheiten bedeutend erweitert gefunden, desgleichen Steppenvögel durch den Getreidebau,

die Gebirgsbachstelze, indem sie dem Ufergemäuer, den Brücken und Stegen folgend sich nach dem Flachland zu ausbreitete. Vögel hingegen, die Ödland und Moräste besiedeln, mußten in dem Maße an Verbreitung abnehmen, wie jene Landschaften mit dem Vordringen menschlicher Kultur. Manche Vögel werden immer seltener, weil Deutschland in der Randzone ihres Verbreitungsgebietes liegt und nicht die günstigen Daseinsbedingungen bietet, wie ihre engere Heimat, in der sie vielleicht recht zahlreich vorhanden sind. Andre Arten sind allerorten selten und treten nirgends sehr hervor. In dieser Hinsicht ist es lehrreich, auf unsre Störche hinzuweisen. Ehe der Mensch Häuser baute, dürften beide Arten Baumnester gewesen sein. Jedenfalls hat sich aber schon damals der Schwarzstorch ins dunkle Waldinnere zurückgezogen, hat ungesellig gewohnt und sich wenig vermehrt. Der weiße Storch hingegen hat sich mit dem Hervortreten von Hausbauten seit frühester Zeit dem Menschen angeschlossen und sich dabei gut vermehrt. Auffallenderweise geht gegenwärtig sein Bestand stark zurück. Zwar findet man ihn im norddeutschen Flachland hie und da noch ziemlich allgemein verbreitet, aber die 1902 und 1912 vorgenommenen Zählungen besetzter Horste haben dargetan, daß sein Bestand in diesen 10 Jahren auf ein Drittel zusammengeschrumpft ist. Seyder (s. *Ornis Saxonica*) fand 1906 im westsächsischen Sachsen noch 10 Storchnester besetzt. Klengel stellte 1913 fest, daß der stattliche Vogel in diesem Teile Sachsens als Brutvogel verschwunden und nur östlich der Elbe noch in 21 Brutpaaren vorhanden war.

Noch ein Blick auf Rebhuhn und Wachtel. Der Satz, daß die kleineren Arten sich leichter halten können als die großen, bestätigt sich hier offenbar nicht. Das liegt in dem Umstande begründet, daß die Wachtel immer in Seldern Deckung sucht. Sie kommt deshalb auch so spät hier an. Da nun die größere Seldausnutzung, insbesondere der in den letzten 50 Jahren immer weiter greifende Anbau der Rüben, das Schwinden der Seldunkräuter mit sich bringt, auf welche die Wachtel angewiesen ist, wird dies Hühnchen immer seltener. Dazu kommt, daß es als schlechter Slieger doch Zugvogel ist und dabei sich zusammenschart, so daß — wo die Scharen vom Sluge ermattet rasten — alle Bedingungen zum Massenmord und Massenfang gegeben sind.

Wenn von Vogelschutz die Rede ist, liegt es dem Empfinden der großen Menge am nächsten, an den Rückgang der Singvögel zu denken, weil ihnen diese geläufiger und lieber sind, als die in ihrem Bestand stark zusammengeschrumpften Großvögel, von denen die meisten Hörer eines Vogelschutzredners kaum irgendwelche Anschauung haben. Wenn ich solche Laien an einem sonnigen Frühlingmorgen hinausgeführt habe in unsre Park- und Auenwälder, so konnten sie sich überzeugen, daß wir uns noch eines guten Kleinvogelbestandes erfreuen, wenn auch nicht alle Arten alljährlich gleich zahlreich vorkommen, und die Arten, die Schilf- und Sumpfpflanzendickichte bewohnen, mit diesen einen Rückgang erleben müssen. Ein hocherfreulicher Anpassungsvorgang wie die Einbürgerung des virtuosen Sumpfröhrsängers in Getreidefeldern steht nicht vereinzelt da, und wir haben schon oben mehrere Singvögel namhaft gemacht, deren Bestand nicht ab-, sondern zugenommen hat. Diese kleinen zu schützen, fühlt sich jeder Naturfreund berufen, übereifrige möchten sogar das Singsingen überzähliger Männchen zur Einkäfigung untersagt wissen.

Der Jagdpächter kümmert sich um dies Kleinzeug nicht, es sei denn, daß er im Herbst Kramtsvögel fangen möchte, was ihm hoffentlich bald wieder gesetzlich untersagt sein wird.

Winterfütterung und Anbringen von Meisenkästen wird mit Recht empfohlen, aber der immer seltener werdenden Großvögel, die doch so sehr geeignet sind, die Landschaft wunderbar zu beleben, nimmt sich nicht so leicht jemand an, und so werden sie es sein, die zuerst der immer fühlbarer werdenden Herrschaft kurz-sichtiger menschlicher Interessen zum Opfer fallen. Nicht nur Einzelwesen, ganze Artbestände gehen dem Tode entgegen. Die große Menge weiß davon nichts und bleibt davon unberührt. Nicht wenige sind damit ganz einverstanden, soweit sich's um Arten handelt, die Miteßer sind an einem Tische, der nach ihrer Anschauung nur für sie allein gedeckt ist. Dieser Übermacht gegenüber steht ein kleines Häuflein Vertreter des Natur- und Heimatschutzgedankens. Möchte es diesem Aufsatz beschieden sein, ihre Zahl und ihren Einfluß zu mehren!

Sedermild und Vogelschutz in Altsachsen

Von Dr. Koepert

Der Heimatschutz sieht seine Aufgabe auch darin, die heimische Tier- und Pflanzenwelt zu schützen und zu erhalten. Leider ist manche Pflanze und manche Tierart, welche früher in unsrer Heimat vorkam, den veränderten Kulturbedingungen und auch dem menschlichen Unverstand zum Opfer gefallen. Um sich nun ein Bild von dem früheren Vorkommen machen zu können, hat Verfasser dieser Zeilen die archivalische Sorschung zu Hilfe genommen, um dadurch Aufschlüsse wenigstens über einige für die Jagd in Betracht kommende Tiere zu erhalten. In einer Programmabhandlung des Vikthum'schen Gymnasiums vom Jahre 1914 (Jagdzoologisches aus Altsachsen) hat er versucht, dem Vorkommen gewisser Jagdtiere und deren Jagdmethoden, auf aktenmäßiges Material gestützt, nachzugehen. In unsern Archiven ruht noch ein großes jagdgeschichtliches Quellenmaterial, das der Bearbeitung durch kundige Hand harret. Die erwähnte Abhandlung behandelt Jagdrecht und Jagdgerechtigkeit in Altsachsen, Vorkommen von Bären und Wölfen in früheren Jahrhunderten, Bären- und Wolfsjagd und -fang, Kampfsjagen, Vorkommen und Sang des Bibern, die Reiherjagd mit dem Salken, den Auergarten bei Moritzburg und das Jägerhaus zu Alt-Dresden.

Da uns an dieser Stelle hauptsächlich die heimische Vogelwelt interessiert, so sollen hier einige Proben, welche das Sedermild betreffen, mitgeteilt werden.

Bekanntlich spielte die Reiherjagd mit dem Salken*) eine große Rolle auch bei uns in Sachsen, und zwar bis etwa in die Mitte des 18. Jahrhunderts. Um die Jagd ausüben zu können, waren reichbesetzte Reiherstände Voraussetzung. Man ist in unsern Tagen allgemein der Meinung, daß man früher Rücksichten ökonomischer Art der Jagd zuliebe nicht gelten ließ, daß man vielmehr die Interessen der Jagd

*) Vergl. v. Minkwitz, Salkenjagd am Hofe zu Dresden. Mitteil. des kgl. Sächs. Altertums-Vereins Bd. XVIII.

allen andern voranzetzte. Dies war jedoch durchaus nicht immer der Fall. Wie man früher auch schon Vogelschutzmandate zum Schutze gewisser Vögel herausgab, so gibt ein vom Verfasser aufgefundenes Aktenstück Kunde davon, daß man, wenn ökonomische Interessen auf dem Spiele standen, vor radikalen Maßregeln nicht zurückschreckte und sogar eine gutbesetzte Reiherkolonie mit Stumpf und Stiel ausrottete, da die Reiher der Fischerei großen Schaden zufügten. So war es die Aufgabe eines gewissen Gregor Böhme, Sörsters in Erkmannsdorf, der später als Fischmeister genannt wird, gewisse Reiherhorste während der Brutzeit zu zerstören, wie aus folgendem Attestat vom Jahre 1660 hervorgeht:

„Auf Churfürstliche Durchlaucht zu Sachsen und Burggrafen zu Magdeburg, Herrn Johann Georg des Anderen gnädigster Anordnung nach wegen Vertilgung der Reiher hat deßhalben Untergefekten Dato Gregor Böhme, Sörster zu Erkmannsdorf, sich allhier bei dem Dolauischen Ritterfisz in Tiefenau angegeben, in der Seine gnädigst ihm erteilte Instruktion, das, weil im hiesigen Pusche ein ziemlicher Reiher Standt, Er solche als schädliche Raubvögel bei iziger Bruthzeit gleich anderen Orten auch verderben und ausrotten sollte, nicht allein vorgezeiget, sondern auch hierzu, weil solche Raubvögel Ihren Standt oder Horst auf hohen stärken Eichen nahe beyammen, das Ihnen mit schießen wenig abzubrechen wäre, umb hülfliche Handtleistung anzuhalten, worauf dann auß schuldigstem gehorsam gedachter Böhme vom hiesigen Gerichte Leute zugegeben, wie auch lange Leitern und Stangen ihm verschafft worden, damit dieser schädliche Vogel, so die Fischwasser dieser gegend so genöset, daß man fast nicht mehr ein Schock Fische erlangen kann, Ihr Standt durch herunterstoßen der Nester oder Horste ruinirt und die Jungen umgebracht werden möchten. Da im beysein meiner Unterbeamten undt andre Leute Gegenwarth in herunterstoßen, Erstlicher in vierunddrenßig Horste oder Nester, 135 junge Reiher, deren theils schon fliegen wollten, die meisten aber halb erwachsen gewesen, ferner in fünf Horsten oder Nestern vierzehn bebrütete Eier annoch befunden worden, wodurch also vor diesmahl der gantze Reiherstandt allhier ruinirt worden, das Sie nicht mehr aufkommen werden, undt da ja wider alles verhoffen einer oder mehr Seinen Standt wieder suchen und anbauen wollte, soll Selbiger fürderhin mitt schießen abgewehret und da einer oder der andre geschossen, sollen Solche, oder doch nur die Klauen, die Brust- und Kopffedern davon Ihrer Churf. Durchlaucht schuldigstermaßen eingeliefert werden. Was die obig gedachten jungen Raubvögel anbelanget, hatt endesbenannter Böhme die Klauen davon in viel Stücke zerhauen, begraben undt das Wildpreth unter die Eichen, wor Sie Ihren Standt gehabt, das Sie deswegen scheu werden sollen, werfen und verstreuen lassen. Das dieses nun also erfolget und geschehen, habe ich Endesbenannter gedachten Böhmen dieses Attestatum auff Sein begehren abzugeben nicht unterlassen sollen. Signatum Tiefenau 11. May 1660. Mathias von Roda, Dolauischer Gerichtsvogt.“

In den nächsten drei Tagen beschäftigte sich Böhme mit dem Zerstören der im „Elßpusche“ vorhandenen Reiherkolonie, wo er 13 alte und 130 junge Reiher tötete und 29 Eier unschädlich machte. Die Klauen der Reiher wurden alle zerhauen und in die Elster geworfen. (Tiefenau und der Elßpusch liegen nahe der schwarzen Elster, östlich von Torgau.)

Der obige Bericht zeigt uns, welch starke Reiherkolonien damals in Mitteldeutschland bestanden.

Aber auch anderes Sederwild gab es früher in viel größerem Bestande als jetzt, z. B. Auer- und Birkwild. Das Auervild ist in seinem Vorkommen jetzt auf wenige Reviere beschränkt, z. B. in den Revieren bei Bad Elster, bei Zittau und

hier und da vereinzelt im Erzgebirge. Ein Bericht der Oberforstmeistereien aus dem Jahre 1727 zeigt uns, wie verbreitet dieses hohe Sederwild in Sachsen war. Birkwild gibt es bei uns auch jetzt noch verhältnismäßig häufig. Es berichteten die Oberforstmeistereien von

Bärenfels	einen Bestand von 52 ♂ und 64 ♀ Auerwild
Söllichau	" " " 18 " " 33 " "
Schoeneck	" " " 20 " " 30 " "
Grillenburg	" " " 9 " " 18 " "
Cunersdorf	" " " 26 " " 59 " "
Liebenwerda	" " " 13 " " 41 " "
Schlettau	" " " 69 " " 93 " "
Augustsburg	" " " 4 " " 4 " "
Alt-Dresdner Heide	" " " 6 " " 5 " "
Laufnitz	" " " 10 " " 12 " "
Dahlen	" " " 12 " " 24 " "

1735 gibt die Oberforst- und Wildmeisterei Bärenfels einen Bestand von insgesamt 51 Auerhähnen, 87 Auerhennen, 22 Birkhähnen und 31 Birkhennen an. Auch die Verzeichnisse über in den Dresdner Bezirk eingeführtes steuerpflichtiges Sederwild geben interessante Aufschlüsse. So finden sich in dem Verzeichnis der 1778 zu Dresden-Sriedrichstadt eingebrachten voraccisierten Viktualien u. a. aufgeführt: 64 Stück Auerhähne und Trappen, 1959 Birkhühner und Sasanen, 12361 Rebhühner und Schnepfen, 4031 Siemer, 1507 $\frac{1}{3}$ Mdl. Drosseln, 3733 Mdl. Lerchen, 7611 Mdl. gemeine Vögel.

Das ist nur die Zahl der durch ein einziges Stadttor eingeführten Vögel.

Nach einem Bericht des Wildmeisters Puttrich im Jahre 1758 waren in der Dresdner Heide vorhanden insgesamt 24 Stück (♂ und ♀) Auerwild und 37 Stück (♂ und ♀) Birkwild.

In früheren Jahrhunderten war man gezwungen, für Zeiten der Not Fleisch zu konservieren und in „Rauchhäusern“ aufzubewahren. So wurden u. a. im Churf. Proviand- und Rauchhaus zu Dresden im Jahre 1669 zum Räuchern oder Einsetzen eingeliefert: 4 Schwäne, 65 Auerwildpret, 751 Rebhühner.

Die Sasanen fanden ums Jahr 1479 Eingang in Sachsen und haben sich seitdem stetig vermehrt. Kurfürstliche Sasanerien gab es 1740 im Großen Garten zu Dresden, in Kalkreuth, Moritzburg, Pillnitz und Sedlitz. Die Strecken der Sasanenjagden im Großen Garten waren ziemlich ansehnlich; so wurden am 18. Januar 1729 dortselbst 400, am 4. Februar 1740 sogar 500 Stück Sasanen, vom 9. bis 21. Februar des folgenden Jahres 700 Stück erlegt.

Sasanen auszusetzen, war nicht etwa jedermann erlaubt. Zur Anlegung eines Sasanengeheges war eine besondere Konzession nötig. Eine solche wurde u. a. dem Besitzer des Rittergutes Sscheckwitz, dem Sekretär Johann Sriedrich Gloven, unter dem 23. Januar 1739 erteilt. Die Urkunde lautet:

Sriedrich August, König und Churfürst.

Rat und liebe getreue, wir haben dem secretario Johann Sriedrich Gloven auf unterthänigstes Ansuchen bei seinem Rittergut Sscheckwitz und sämtlichen dazugehörigen

Ortschaften, Seldern, Gehölzen, Wiesen, das Befugnis in Freiheit Safane auszusetzen und zu hegen, zu schießen und zu fangen, nicht nur allein vor sich, sondern auch auf alle und jede künftigen Besitzer dieses Gutes, jedoch unter der Bedingung der wirklichen Aussetzung derer Safane gnädigst zugestanden, begehren daher hiermit befehlend, ihr wollet auch euren Ortes darnach gehorsamst achten . . .

Befehl an Oberforstmeister von Heerdegen und die Beamten zu Dresden."

Nachdem nun Oberförster Klingsohr attestiert hatte, daß wirklich 30 Safane ausgelegt sind, tritt die Konzession in Kraft.

Auch der Entenfang wurde durch besondere Einrichtungen betrieben; namentlich im Elbgebiet bei Torgau und in Moritzburg waren Entenfänger angestellt, ein Posten, der zeitweilig auch von einer Frau versehen wurde. Im Jahre 1731 war die Stelle unbesezt, und ein gewisser George Richter bewarb sich um sie mit folgendem Schreiben:!

"Ew. Kgl. Majestät sind gnädigst erinnert, wasmaßen die in Moritzburg bestellt gewesene Entenfängerin mit dem Tode vor einigen Tagen abgegangen. Wie nun nicht zu zweifeln, daß deren Stelle durch ein anderes subjectum und zwar dem Vernehmen nach durch ihre in Torgau befindliche Tochter ersetzt, folglich der Entenfang hierdurch vakant werden dürfte, ich aber diese Profession von Jugend auf bei dem Hochfürstlichen Merseburgischen Entenfänger Andreas Köppen obgelegen, auch zeithero bemüht gewesen, eine und andre inventiones zur Einfangung wilder Gänse, deren es in Torgau und der Gegend verschiedene giebet, ausfindig zu machen, und solches durch zu erlangende Gelegenheit zur völligen perfection zu bringen, mir getraue. Als habe hierdurch Ew. Kgl. Majestät in alleruntertänigstem Gehorsam angehen und bitten wollen, mich als Entenfänger in Torgau gnädig an und in Pflicht nehmen zu lassen, gegen hiermit zugleich allergehorsamstes Erbieten, daß ich sodann einen wilden Gänsefang nach meiner invention auf eigne Kosten anlegen, und selbigen sobald als möglich in stand zu bringen bemüht sein werde.

Dresden, 2. Oktober 1731.

George Richter."

Da die Vögel Gegenstand der Jagd waren, so lag dem Jagdherrn natürlich daran, den Sang während der Brutzeit zu verbieten; es waren weniger vogelschützerische Beweggründe, als jagdliche, welche in den Vogelschutzmandaten von 1543, 1573, 1598 u. a. zum Ausdruck gelangten. Das lezterwähnte Mandat von 1598 ist vom Vormunde der minderjährigen Söhne Christians I., dem Administrator von Chursachsen, Friedrich Wilhelm, Herzog zu Sachsen, erlassen, der in Torgau residierte. Unter Hinweis auf das in Vergessenheit geratene Mandat von Churfürst August vom Jahre 1575 verordnet er folgendes:

"So werden wir doch glaubwürdig berichtet, daß ermelten Churfürst Augusti milder Gedächtnis E. Befehligen und Ausschreiben an mehreren Örthern bis daher keine Solge geleistet, und daß sich unsrer Jungen Veitern E. E. E. Ambtere, auch derer vom Adel, und andern Unterthanen, sonderlich aber Hirten und Schäfer, an vielen örten ungeschewet, aus sonderlichem vorsehlichem ungehorsam unterstehen sollen, nicht allein die obgemelten Vögel, sondern auch Starren, Tauben, Druffel und all ander jung Sederwildpret zu unrechter und verbotener Zeit auszusteigen und hinwegzunehmen, auch bisweilen die Alten, mit sonderlich hierzu angerichteten Schleiffen, über den Eiern oder Brut zu fangen, auch wohl die Eier oder Junge gänzlich hinweg zu tragen, sowohl sonsten solch Sederwildpret mit täglichem Schießen scheu zu machen und dadurch an Vermehrung desselben merklichen Schaden und Abgang zu verursachen. Inmaßen wir dann auch berichtet worden, daß die Sischer und andre mit dem verbotenen Zeug, Netzen und Garn den jungen Sischsatz, Strich, auch Brut verderben und damit die Ströme

und Wasser eröhen, dieweil wir dann in tragender Vormundschaft und Administration, hierüber als einen Landschaden, billig ein ungnädiges Mißfallen tragen, und nicht gemeint sind, denen Dingen hierfür also zuzusehen. So thun wir die vorigen ausgegangenen Befehle und Mandate auch hiermit abermals dergestalt vernewern, Und begehren darauf ernstlich befehlende, daß alle und jede ermelter unsrer freundlichen lieben Vettern und Pflegsöhne, Erbschutzverwandte, Stifft und Unterthanen, sie seind vom Adel oder sonst, sich hierfür des Weidwerks mit der Eule, Kloben, Leimstange oder andern Vogelfangens, und Verderbung der Jungen, Bruth oder Eyer, durch welche wege es geschehen möge, auch sonst alles fahens, schießens und Niederweidwerktreibens in der verbotenen Zeit als von Sastnacht an bis auf Bartholomei gänzlich enthalten, Mit der Eule, Leimstange und Kloben aber nicht eher, als Johanneis Baptistae zu gehen anfangen. Mit der ausdrücklichen Verwarnung, da jemand hierüber brüchig befunden und angetroffen wurde, daß wir nicht allein die allbereit aufgesetzte Straff der Einhundert Scheffel Hafer, sondern auch, was in ihrer **LL** Landesordnung des Schießens halben für Straff verordnet und darüber, so oft es geschieht, noch fünfzig Gulden, welche halb in ihrer **LL** nepst angelegen Amt, und die andere Hälfte demjenigen, der solche Verbrecher und Uebertreter anzeigen wird, gegeben werden sollen, unnachlässig einbringen. Und do jemandes solche Straff nicht zu erlegen vermöchte, denselben auf ermessen, in andre wege gebührllich und ernstlich am Leibe strafen lassen wollen, Wie wir dann uns auch nicht weniger gegen diejenigen, welche sich des verbotenen Sischens gebrauchen, und die Wasser verwüsten, mit unnachlässiger ernster Straff zu erzeigen gemeint und entschlossen sind

Gegeben zu Torgaw den 22. Martii anno 1598."

An Weitschweifigkeit läßt dieses Mandat, wie so viele der damaligen Zeit, nichts zu wünschen übrig. Besonders bemerkenswert sind die hohen Strafen, die auf solche Vergehen gesetzt wurden.

Es würde der Zweck dieser Zeilen erreicht sein, wenn sie in der angegebenen Richtung zu archivalischen Forschungen anregen würden. In vielen Forstämtern und auch städtischen Archiven sind alte Schriftstücke und Rechnungen, Steuerverzeichnisse usw. vorhanden, aus deren Studium man interessante Rückschlüsse auf die Häufigkeit des Vorkommens gewisser Vogel- und Säugetierarten machen kann; ebenso ist es interessant, aus alten Verordnungen den Wandlungen des Vogelschutzgedankens im Laufe der Zeiten nachzugehen. Das liebevolle Versenken in die Vergangenheit läßt uns die Gegenwart verstehen.

Am Sorellenbach und Sischteich

Von A. Jacobi

Die vielen Quertäler unseres Erzgebirges und die Lausitzer Erhebungen sind schon frühzeitig und dicht besiedelt worden. Von den muntern Bächen, die sie durch-eilen, hat der menschliche Gewerbsleiß zahlreiche Abschnitte in Besitz genommen, um von der Naturkraft seine Sägemühlen und Holzschleifereien treiben zu lassen. Dadurch ist den tierischen Bewohnern und Anwohnern vielfach der Wohnraum verkleinert worden. Die Bachforelle flieht vor der vermehrten Nachstellung und sieht sich mancher Laichgelegenheit beraubt; der scheue Sischotter und die geflügelten Kostgänger lieben den gesteigerten Verkehr ebensowenig und suchen die entlegensten Täler auf.

Wenn also der Freund heimatlicher Natur auf einer Wanderung längs der Quellwässer unsrer Flüsse nach der Vogelwelt fragt, die ihnen eigen ist, so muß ihm ein sachkundiger Begleiter oft mehr von den ornithologischen Erscheinungen erzählen, denen man an unsern Sorellenbächen begegnen sollte, als daß er sie ihm auch zeigen könnte. Immerhin bleibt uns noch manche abgelegene Talstrecke erhalten, wo man auf eine Begegnung mit den anziehendsten und zugleich verborgensten Mitgliedern der deutschen Vogelwelt rechnen darf, und dazu sollen diese Seilen zunächst einen Anhalt geben.

Am häufigsten ist da oben sicher die graue Bachstelze, auch die gelbe genannt, denn zart grau ist nur ihre Oberseite, schön schwefelgelb ihr Bauch. Noch viel zierlicher als die gewöhnliche weiße Bachstelze, ist sie wirklich unzertrennlich vom Bachlaufe mit klar fließendem Wasser, ohne sich jedoch ans Gebirge zu binden; vielmehr hat sie sich neuerdings auch häufig in der Ebene angesiedelt. Wo sich murmelnde Wellen um Steinblöcke drängen, auf Kiesbänken und mit Vorliebe an Wehren, da trippelt der schlanke Vogel geschäftig umher, der allzunahen Begegnung mit uns in gewandtem Bogenfluge ausweichend. Trotz einer gewissen Scheuheit hält sich die Bachstelze ganz gern an die Nachbarschaft des Menschen; sie nistet oft bei den Brücken und Mühlen, sogar mitten in den Dörfern und Städtchen hausen die Pärchen. — Recht ähnliche Gewohnheiten hat der Wasserstaar (Wasseramsel, Wasserchwäzer). Wenn wir irgendein stilleres, bachdurchzogenes Seitental aufsuchen und vorsichtig aufwärtschreitend die Blöcke und Steine am Ufersaum ins Auge fassen, so kann uns leicht ein schimmerndweißer Fleck inmitten des Steingrau und Moosgrün auffallen, der sich beim Näherkommen zum dunkelbraunen Körper eines fast droffelgroßen, gedrungenen Vogels ergänzt. Sein kurzer Schwanz ist immerfort in zuckender Bewegung wie beim Zaunkönig, dessen natürlicher Verwandter der Wasserchwäzer ist. Ganz nahe läßt uns der Vogel nie herankommen, sondern macht sich im schnurrenden Sluge davon, immer dicht überm Wasserspiegel, allen Biegungen des Flußlaufes genau folgend. Glaubt er sich aber unbeobachtet, so entwickelt er ein höchst anziehendes Treiben. Dieser echte Singvogel ist nämlich ein Schwimmer und Taucher, der jede Ente schlägt. Mag sich's um einen Gießbach oder den brausenden Strudel eines Wehres handeln — ist das Wasser nur klar, der Grund unbewachsen, so stürzt sich der Schwäzer kühn hinein, rudert eifrig unter dem Wasser herum, scheinbar auf dem Boden laufend, und kommt oft erst eine ganze Strecke aufwärts wieder zum Vorschein. Dann faßt er auf einem Vorsprung Posten und schüttelt das Wasser in Perlen von seinem dichtpelzigen Gefieder ab. Dort, aber nie auf Bäumen, läßt er auch seinen munter schwakenden Gesang hören, den selbst der strenge Winterfrost nicht zum Verstummen bringt, solange nur das Wasser so weit offen bleibt, um ihm Nahrung zu spenden. Diese besteht aus all dem Kleingetier, das an und unter den Steinen sitzt oder auf dem Grunde kriecht; gelegentlich werden winzige Sischlein, wie Elritzen und Stichlinge, genommen, vielleicht auch mal etwas Sorellenbrut. Letztere Nahrung sollte aber für den Nuznießer der Sischweid wirklich kein Grund sein, eine der reizendsten Vogelgestalten, die uns sogar im Winter treu bleibt, zu verfolgen, wie es leider nicht selten geschieht. Der Schaden ist so gering, daß er gar nicht verspürt werden kann;

denn Sischnahrung ist es nicht, auf die unser Wasserstaar angewiesen wäre oder die er selbst bei gebotener Gelegenheit bevorzugte. Dies muß man freilich von dem dritten im Bunde unsrer gefiederten Wasserfreunde zugestehen, dem Eisvogel. Selten werden wir diese farbenprächtige Erscheinung anders zu Gesicht bekommen, als wenn sie wie ein belebter Smaragd dahinschießt, grüngoldne oder blaue Strahlen ausfendend, je nachdem die Sonne auf die metallschimmernde Oberseite des Vogels fällt. Wer solchen Anblick einmal genoß, vergißt ihn nie wieder und freut sich dieses Geschenks der Tropen an unser Nordland; denn unser Eisvogel ist der einzige europäische Vertreter einer Vogelfamilie, die in zahlreichen, immer prächtig gefärbten Mitgliedern die heiße Zone bewohnt. In ihm haben wir es mit einem richtigen Sischer zu tun. Einsam und menschen scheu ist er, schweigsam und träge bis zu dem Augenblick, wo er von hoher Warte aus seine Beute im Wellenspiel erblickt. Dann stürzt er sich von seinem Hochsitz hinunter in die Strömung, taucht aber sofort wieder auf, gewöhnlich mit einem zappelnden Sischlein im Schnabel. Auch unter dem Sang des Eisvogels spielt die Sorelle keine Hauptrolle, denn er ist kein Seinschmecker. Wenn wir's immerhin dem Sorellenzüchter nicht verübeln dürfen, daß er sich des Vogels an den Brutteichen mit Salte und Sinte erwehrt, so wäre anderseits eine grundsätzliche Vertilgung des Eisvogels ebenso überflüssig wie frevelhaft, geradezu ein Raub von Juwelen aus dem Kronschatz der Natur. Laßt uns den Eisvogel und den Wasserstaar, ihr Sischwirte!

Hat uns an den Gebirgswässern ein artenarmes und einzeln auftretendes Vogelleben beschäftigt, so wird das Schauspiel weit figurenreicher in der Ebene, an den Seen und großen Teichen unsrer Niederung. Was besonders die Lausitz an natürlichen Wasserflächen darzubieten hatte, das hat der Mensch künstlich vermehrt durch Dammbau und Aufstauung, um Raum für die Massen wertvoller Nutzfische zu schaffen, zumal des Karpfens. Diese seichten, warmen, von Baumreihen umsäumten, von üppigem Schilf- und Seggenwuchs durchsetzten Weiher sind ein Anziehungspunkt für eine Menge Vögel aus den verschiedensten Gruppen, von denen manche Arten ein reiches Leben auf und am Wasser hervorbringen. Der Weite des Lebensraums entspricht hier auch die Mannigfaltigkeit der Lebensäußerung.

Nähern wir uns solch einem großen Sischteich, etwa in der Gegend von Großenhain oder Königswartha! Wenn uns die waldige Umgebung auch eine unbemerkte Annäherung erlaubt, so daß wir hinter Weidenbüschen und dicken Pappelstämmen gedeckt die Vogelwelt belauschen zu können glauben — gar bald hat uns eine Sumpfmiese entdeckt. Sie, die unscheinbarste, aber beweglichste ihres quecksilbrigen Geschlechts, durchstreift unausgesetzt ihr Reich, eben den Buschdamm des Teichs, und alsbald ertönt ihr „Siä-hähähä“, das heißt in der Meisensprache: „Salt, wer da?“ Im niedrigen Röhricht am Ufer werden dann wohl die schmucken Rohrammern aufmerksam; sie klettern gewandt an den Rohrhalmern in die Höhe, Umschau zu halten, und machen sich dann gern längere Zeit bemerklich, so daß man die schwarzweiße Kopfhaube der Männchen ziemlich weithin erkennen kann. Schwerer zu sehen als zu hören sind die verschiedenen Rohr- und Schilffänger, die das eigentliche Röhrdickicht in mehreren Arten und in kopfreichen Gesellschaften bewohnen. Unscheinbar sind sie, aber stimmungswaltig wie ihre

ein Stockwerk tiefer hausenden Nachbarn, die Srösche, deren Musik Drossel- und Teichrohrfänger scheinbar nachzuahmen bemüht sind.

Anderes das Bild, wenn sich der Besucher durch die umgebenden Wiesen herantirpschen will. Dann pflegt sich der kiebige wachsame Schar zu erheben, die Luft mit klagenden Rufen erfüllend; in kühnem Sturzfluge schießt ein oder das andere Paar auf den Eindringling zu, wenn es seine Brut bedroht glaubt. Der weithallende Kiebiruf findet sofort Beachtung bei den auffallendsten und zugleich anmutigsten Mitgliedern der Teichfauna, den Lachmöwen. Diese binnenländische Vertreterin des küstenbewohnenden Geschlechts der Möwen vereinigt in sich eine zierliche Gestalt und die schmuckste Verteilung gegensätzlicher Farben: schwarzbraun die Kapuze, zart blaugrau der Mantel, blendendweiß die Unterseite, deren Sauberkeit der Vogel vor jeder Befleckung durch Moder und Schlamm zu bewahren versteht; nur in der Nähe wird das schöne Karminrot des Schnabels und der Beine sichtbar. In einer solchen Möwenkolonie herrscht immerfort Leben und Bewegung, indem von allen Seiten Mitglieder den Brutplatz auffuchen oder auf Nahrung ausziehen, während andere umherschwimmen, noch andere beim ewigen Gezänk an den Niststätten hin- und herflattern. Wenn aber Beunruhigung eintritt, steigt die ganze Schar von zwei-, drei-, fünftausend weißen Vögeln auf, und man hat in der Ebene den Eindruck wie an einem nordischen Vogelberge, wo unzählbare Mengen von Seevögeln die Selsenküste umschwärmen; ja anfangs, wenn die ganze Vogelwolke über dem Teiche schwebt, ist der Vergleich mit einem Schneegestöber nicht übertrieben. Und dazu der Lärm! Hoch und schrill ist der einzige Stimmlaut; von jeder Möwe in rascher Wiederholung ausgestoßen, verursacht er ein fast betäubendes Getöse, das noch stundenlang im Ohre nachklingt. Indessen die Lebhaftigkeit des Vorgangs und die Schönheit dieses Triumphs der weißen Farbe, wie sie das Grün der Pflanzen verdrängt und einen Vorhang vor das Himmelblau zieht, all das ergötzt das Auge mehr, als das Ohr leidet, und man freut sich so starker Eindrücke. Solch ein Leben müßte jeder Landsee, jeder größere Sischteich ernähren, sobald ihnen die natürliche Bewachung gelassen ist; aber nicht immer finden wir dort eine Möwenbrutstätte. Unserer Heimat sind nur wenige erhalten geblieben; vier etwa sind es, wo Duzende Platz hätten und einstmals auch wohl fanden. Verdrängt und eingeengt hat sie die Gewinnsucht des Menschen, der sich die leckern, leicht einzusammelnden Möweneier zu eigen macht. Nun verträgt sich das Bestehen einer Möwenkolonie ganz gut mit einer mäßigen Entnahme von Eiern; wo aber kurzfristige Habgier die Grenze überschreitet, da verschwinden die nützlichen Gäste, wie es jüngst auf den Moritzburger Teichen geschehen ist, und suchen eine Stätte auf, wo man sie weniger ausbeutet. Der Schaden trifft nicht nur den Jagdinhaber, sondern auch den Landwirt. Denn die Möwe ist nur in bescheidenstem Maße ein Sischfresser; vielmehr sucht sie ihre Nahrung vorwiegend auf dem Festen, namentlich auf frischgestürzten Aekern, wo sie mit den Krähen in der Vertilgung von Mäusen und Engerlingen wetteifert.

Neben den Lachmöwen machen sich die verschiedenen Lappentaucher oder Steißfüße recht bemerklich, so benannt nach ihren lappig gespalteneu und ganz hinten am Rumpf eingelenkten Schwimmsfüßen. Wir haben in Sachsen vier Arten

als Brutvögel, alle äußerst verschieden in Größe und Zeichnung. Der große Haubentaucher mit seinem prächtigen Kopfschmuck von weißen und rostroten Büschelfedern ist eine wahre Zierde jedes Gewässers. Doch muß man ihn sehr vorsichtig beschleichen, um seinen Anblick in der Nähe zu genießen; denn beim geringsten Argwohn eilt er der weit entlegenen Mitte der Teichfläche zu. Ebenso hübsch bei anderer Farbenverteilung ist der Kopfschmuck des rothalsigen und des Ohrentauchers, die an Größe abnehmen; nur der Zwergtaucher ist unscheinbar. Wenn auch die letzten drei sich weniger sehen lassen, der kleinste sogar ängstlich das Sreie meidet, so halten sie doch mit ihren Stimmäußerungen weniger zurück; namentlich zur Paarungszeit verraten sie sich dadurch. Bald sind's rauhe, weithin schallende Rufe wie von Raben, bald ein ferkelmäßiges Quicken, aber auch wohl lautende Triller bei den kleinsten Arten. Letztere sind leider sehr vom Abschluß bedroht, obwohl sie der Sischerei keinerlei Schaden tun, während allerdings ihr großer Verwandter, wenigstens auf Brut- und Streckteichen, manchen Schaden stiftet.

Wo jene stattlichen Schwimmvögel fehlen, auf kleineren Teichen mit spärlichem Pflanzenwuchs, da ist wenigstens das schwarze Wasserhuhn oder „die Bläße“ vorhanden. Schieferschwarz ist das Gefieder, leuchtendweiß der Schnabel und die nackte Stirnshiele, denen der Vogel seinen Volksnamen verdankt. Immer paarweise herumschwimmend und wenig scheu, trägt der Vogel zur Belebung selbst des ödesten Gewässers bei, wenn ihm auch keine besondere Anmut gegeben ist und seine Sanktsucht den andersartigen Teichgenossen oft lästig fällt. Darunter haben sogar die Wildenten zu leiden, die vielfach mit den Blässen den Wohnort teilen. Wir besitzen in Sachsen eine besonders große Zahl der binnenländischen Entenarten als Brutvögel, und zwar von den Tauchenten sowohl wie von den bloßen Schwimmern. Es sind sehr stattliche Erscheinungen darunter, mit buntgemustertem Paarungskleide oder mit eigenartigen Schmuckfedern an Kopf und Schwanz, und da sie gern das Sreie aufsuchen, so sind sie meistens eine Zierde für den Wasserspiegel. Sogar ihr Flug trägt zur Abwechslung im Tönen und Klängen des Teiches bei; denn manche erzeugen nicht nur mit der Kehle, sondern auch durch den Flügelschlag eigentümliche Laute, beispielsweise die gewöhnliche Märzente und die gerade noch an unsrer Ostgrenze vorkommende Schellente, die wie mit kleinen Schellen klingelt. Sumal vor dem eigentlichen Beginn der Brutzeit, wo noch Scharen von Enten vor ihrer Weiterreise nach Norden auf den großen Teichen Rast halten, sind diese ein dankbares Ziel für den Vogelfreund. Die bunten Erpel, die noch keine Eifersucht um die schmucklosen Entenweibchen aufregt, bieten, durch das Sernglas gesehen, einen schönen Anblick, wenn sie in kleinen Gesellschaften auf dem leichtbewegten Wasser schaukeln. Jede Störung bringt Wechsel in das Bild. Dann schwingen sich ganze Trupps in die Luft, um Nachbargewässer aufzusuchen, und liefern das bezeichnende Flugbild der Enten — den langen, vorgestreckten Hals, dem sich der platte, fast schwanzlose Rumpf anschließt. So eilt schließlich die ganze Bewohnerchaft hin und her mit lebhaftem Rufen und Schnattern, bis sie Beruhigung fassend wieder ihr Element aufsucht.

Endlich müssen wir zweier stolzer Vogelgestalten gedenken, denen in Sachsen kein Heimatrecht mehr gegönnt wird, des Sischadlers und des Sischreihers.

Einmal waren ihre Horste die Merkzeichen unsrer großen Teichgebiete im Osten und Westen, aber unausgesetzte Verfolgung hat mit ihrem Nisten innerhalb der sächsischen Grenze aufgeräumt. Immerhin sind sie als Besucher und Durchzügler von außerhalb keine ungewöhnlichen Erscheinungen, das durch Erwerbssinn nicht beeinflusste Auge erfreuend. Kein schöneres Ereignis für den Naturfreund, als wenn der schwarzweiße Sischadler über einem See kreist, hie und da auf Beute hinunterstoßend, und wohltuend wirkt die hohe Gestalt des Reiherz, wenn er bedächtig am flachen Uferaum dahersteigt, wogegen alles andere Geflügel sich platt auf's Wasser duckt. Glücklicherweise geben einige Sorsten der preussischen Oberlausitz dem Reiher noch die Möglichkeit, sich gelegentlich bei uns zu zeigen, und der Sischadler holt sich noch oft seinen Tribut aus unsern Karpfenwässern.

Hiermit schließt meine Beantwortung der Frage, welche Vögel dem Naturbeobachter begegnen können, wenn er sich am Gebirgsbach und Niederungsteiche umsieht. Mehr als einmal mußte der Hinweis eingeschränkt werden auf dasjenige, was man eigentlich antreffen sollte, wenn dem Naturleben sein ungestörter Verlauf gelassen würde. Diesen heimatlichen Schatz vor weiterer Beraubung zu hüten, sei und bleibe eine unsrer Aufgaben!

Stubenvögel

Von Karl Söhle

Man hat sie halt, die Stubenvögel. Als Stubentiere hat man sie, liebt, pflegt man sie, so gut wie Hund und Katz' und so gut auch wie die trauten Stubenpflanzen. Und wie diese wird man sie ewig haben, lieben, pflegen; daran ist nicht zu rütteln. Mögen auch unvernünftige Gesetze die Stubenvögel vollends noch verbieten wollen — man ist ja auf dem besten Wege dazu —: ertöten läßt sich die tief im Volksgemüt wurzelnde Sitte, Vögel für die Stube einzukäfigen, nicht.

Allerdings, die holden Gefiederten haben nicht als Gefangene zu gelten, vielmehr als Stubengenossen; eine Herzensangelegenheit muß die Sache sein. Ich meine, so aufgefaßt, bedarf die uralte Sitte der Stubenvogelhaltung überhaupt weiter keinerlei Rechtfertigung. Das Wildtier ist doch damit zum Haustier geworden.

Von Vogelschutz redet man heutzutage viel und in hohen Worten. Selbstverständlich ist der Vogelpfleger als bester Kenner des Vogels damit natürlich auch der berufene Vogelschützer. Und so haben allezeit unsre führenden Ornithologen — nur an den prächtigen Liebe will ich erinnern, an Alfred Brehm, an von Berlepsch — der Stubenvogelpflege kräftiglich das Wort geredet; sie alle waren eifrige und begeisterte Vogelwirte, und wenn sie da von ihren Erfahrungen reden, geht ihnen das Herz auf. Nicht umsonst besitzen wir eine wahrhaft klassische ornithologische Litteratur und insonderheit auch über Stubenvogelhaltung. Möchten doch daraus zuvörderst alle diejenigen sich genauer unterrichten, die sich berufen fühlen, die Stubenvogelhaltung zu bekämpfen. In Bayern tut's mit Unterstützung der Regierung, wie verlautet, ein ehemaliger höherer Offizier. Lieber Gott, man kämpft in der Hauptsache mit den sattnam bekannten Gefühlssphrasen. „Ach, der arme gefangene Vogel,“ seufzt man und verdreht die Augen. „Der arme Hund,

die arme Kuh, das arme Pferd, Schwein usw." — damit könnte man ihnen logischer weise dagegen auftrumpfen. Phrasen! Geschmacklosigkeiten! Auch alle sonst gegen das Halten von Stubenvögeln angeführte Gründe sind nicht stichhaltig. Das ist von berufenen Sedern schon oft genug nachgewiesen worden. Auch in unsern grünen Heimatschutzheften von Martin Braes, unserm sächsischen getreuen Eckart aller vogelschützerischen Bestrebungen. Und so kann ich mich füglich wohl darauf beschränken, noch einmal die wichtigsten Punkte kurz zusammenzufassen.

Die Abnahme der Singvögel wird durch das bißchen Vogelfang nicht beeinflusst, vielmehr hat diese traurige Tatsache, das weiß man, ganz andere, breitere Ursachen. Tröstend ist dabei allerdings, daß vielfach die Abnahme bestimmter Arten infolge Verkürzung ihrer Nist- und Daseinsbedingungen durch das Überhandnehmen anderer Arten wieder einigermaßen wettgemacht wird. Ein gefangener Vogel nun — man sehe sich doch bitte einen richtig gehaltenen Stubenvogel einmal genauer an. Viel länger dauert er aus, als ein frei lebender, häufig zehn Jahre. Draußen — das hat schon Naumann festgestellt, erreicht er im Kampf ums Dasein durchschnittlich nur ein Alter von drei Jahren. Serner: nur Männchen kommen für die Gefangenschaft in Betracht; die aber sind stark in der Überzahl, auf fünf Männchen entfallen drei Weibchen. Und überdies erweisen sich die ledigen Hähne in der Brutzeit auch noch als arge Störenfriede. Also —? Damit wäre, meine ich, das Halten von Stubenvögeln schon geradezu philosophisch gerechtfertigt. Und gar wenn man sich banalerweise auf den Nützlichkeitsstandpunkt stellen will? Für die Natur sind nützlich und schädlich relative Begriffe. Jedes Lebewesen, auch das winzigste Insekt, trägt im Naturleben dazu bei, gewissermaßen als Stifchen oder Rädchen, daß die große Maschine im Gange bleibt. Überhaupt man ist geneigt, auf Grund neuerer Forschungen die „absolute“ Nützlichkeit auch der Singvögel etwas anzuzweifeln. Gewiß haben sie schon ihre land- und forstwirtschaftliche Bedeutung — jedenfalls aber machen die zahllosen Raubinsekten sich um das Vertilgen der Schädlinge mindestens ebenso verdient, wie die Vögel. Und so meine ich, der einzig richtige Standpunkt wäre, man soll den Vogel um seiner selbst willen gelten lassen, als ein Naturdenkmal ihn auffassen, und zwar als eins von höchstem poetischen Reiz.

Was im Schelten auf das Gefangenhalten der Singvögel noch im besonderen das immer wiederkehrende Gezeter über die „engen Käfige“ betrifft, so bitte ich, man bedenke doch folgendes: Erstens ist's im allgemeinen überhaupt falsch, Tieren menschliches Empfinden zuzumessen. Jedes Tier, der Mensch auch, ist ein „Gewohnheitstier“. Nicht zu seinem Vergnügen fliegt der Vogel, mächtig sich dabei anstrengend, der Hunger vielmehr ist's, der ihn dazu antreibt. Sindet er Nahrung zur Genüge, so lebt er, wie man beobachten kann, in einem selbstbeschränkten, ganz erstaunlich kleinen Revier. Es ist schon so: „De Hauptsak bliwvt de Nahrung“, sagt Srik Reuter. Und in seinem Gebauer nun — fast jeder Vogel gewöhnt sich erstaunlich schnell ein — da braucht er sich nur zu bücken und zuzupicken, er hat hier das beste Sutter und in reichlicher Zumessung immer vor'm Schnabel. Hier bleibt er geschützt vor Gefahren, vor jeder Art seelischer Erschütterung. Und von seiner schnellen Ausöhnung mit seinem Schicksal, von seiner Harmonie mit Gott und der Welt, davon zeugt alsbald und in gar

nicht mißzuverstehender Weise sein Gesang. Ja, wie bald und wie eifervoll singt er doch! Und das keineswegs nur immer im Antriebe der allgewaltigen Brunst, vielmehr er singt ebenso häufig aus reinem Behagen am Leben. Es wird schnell sein Dasein im Gebauer ihm zur „süßen Gewohnheit“. Viel fleißiger, schöner, kunstmäßiger singen vielfach gefangene Vögel als frei lebende. Haben sie doch nichts weiter zu tun, als über ihren Gesang nachzudenken, als richtige Musikanten, die sie nun sind.

Also nochmals, man hat sie, die holden gefiederten Stubengenossen, und trotz aller noch so unverständigen, scharfen Verbote vom grünen Tisch aus: man wird sie so lange haben, bis das letzte Sünkchen Naturgefühl in uns traurigen Stadtmenschen zu erlöschen droht. Und wenn der Vogelschützer auch mit dem bloßen Schwert dreinschlägt! Wer draußen lebt, im Wald, im Gebirge, könnte ja der Stubenvogel zur Not entraten; wen aber das Schicksal in die Mauern der Stadt gebannt hat, ich meine, soll sein Gemüt nicht ganz verkümmern, muß er denn doch etwas haben, was ihn mit der Natur verbindet: also einen Waldvogel, und wär's auch nur ein Zeisig. Ein einheimischer Waldvogel aber muß es sein, allerdings, denn nur bei einem solchen kann man was fühlen und kann man denken an Wald und Wiese und Feld, an die ganze grüngoldne Herrlichkeit draußen. Ein Exote, sei er auch noch so bunt und nett, er läßt einen innerlich kalt. Sein Gesang ist inhaltlos. Und mit einem Kanarienvogel ist's auch nicht viel anders. Er ist ein Kunstprodukt. So 'n Ding könnte man schließlich auch aus Blech herstellen und zum Singen mit einem Schlüssel hinten aufziehen. Dagegen ein Waldvogel! Der ganze Frühling breitet sich um einen aus, läßt ein Rotkehlchen im Zimmer seine zarten Melodien ertönen, immer leise erst, tremolierend, als hörte man ferne silberne Glöcklein; wie ein Traum klingt's von Sonne und Frühling. Oder ein Schwarzplättchen mit seinem eilig-lustigen Geplauder, seinem jubelhellen Überschlag. Oder auch die bescheideneren Sänger, jedes Tönchen von ihnen hat sein Besonderes, schon das Zwitschen des Grünlings, das Gäckern des Hänflings. Man horche bei einem rechten Vogelwirt nur einmal scharfer hin, wo er einen guten Stamm beisammen hat. All das Klingen und Schockeln, Diedeln und Dittern, das Lullen und Tiesen und Tüten und Trillern, das Gätzen und Tacken und Schnickern, immer hin und her und auf und ab! Und zumal wenn der Winter dabei noch seine Tacken grimmig herauskehrt! Seine Waldvögel, sie geben ihm oft das einzigste Stückchen Poesie, wahrhaftig, so einem armen, meinetwegen aus dem Erzgebirge eingewanderten Slickschneider oder -schuster. Er fühlt, wenn er sie sieht und hört, sich zurückversetzt in seinen heimatlichen Wald, nach dem er als guter Deutscher Heimweh hat lebenslang. Das muß man sich vergegenwärtigen. Und geht der Zusammenhang mit der Natur dadurch auch seiner stadtgeborenen Nachkommenschaft doch nicht ganz verloren. Also die Stubenvögel haben auch ihre besondere erziehliche Bedeutung. Sicherlich sind sie mit die besten Erzieher für Natur- und Heimatschutz. Mögen hier ja auch die Gebauer getrost manchmal etwas eng sein. Oft sieht's auch gefährlicher aus, als es wirklich ist. Ich wies schon hin auf die Macht der Gewohnheit. Schaut man jedoch in den Sutternapf: da fehlt's in der Regel an nichts. Für sein „Kädel“ oder seine „Platte“ spart auch der Ärmste sich lieber selber das Brot vom Munde ab. Übrigens sah ich auch einmal bei einem Dienst-

mann die Vögel in den teuersten und besten Schindler- und Rausch-Käfigen und in musterhafter Sauberkeit, und ihr Wirt erklärte mir, mit Vergnügen stünde er wegen seiner Vögel früh eine Stunde zeitiger auf. Wer einen Vogel hält und noch dazu einen Kennervogel, einen Weichfresser — nun, der weiß doch schließlich, warum, und er kennt in der Pflege sich gründlich aus. Sonst würde er doch auch nichts davon haben. Allerdings ist die Pflege der Weichfresser, also der eigentlichen Edelsänger, eine ziemlich kostspielige Sache, und schon deshalb kann man wohl immer annehmen, wirklich nur wahrhaftige Liebe zur Sache, vereint mit Erfahrung, einem gründlichen Sichauskennen in der Pflege bilden die Triebfedern. Ich spreche aus eigener Erfahrung, der ich schon bald dreißig Jahre stets Waldvögel und hauptsächlich Weichfresser gepflegt habe. Darüber brauche ich mich heute wohl nicht genauer auszusprechen, wie man ihnen das Sutter zu bereiten hat. Ich verweise auf die mancherlei guten Bücher, nach deren Sutteranweisungen man sich zunächst richten kann, auf die „Gefiederten Sängerkönige“ von Matthias Rausch und auf die „Einheimischen Stubenvögel“ von Karl Ruß, in der trefflichen Neubearbeitung von Karl Neunzig.

Wie man Stubenvögel ganz im allgemeinen liebt und pflegt, darüber zuguterletzt noch ein paar Worte. Man wird ihnen in der Stube den zweckmäßigen, richtigen Platz geben, wo sie Deckung haben und vor Zug und Kälte geschützt sind. Das ist natürlich von größter Wichtigkeit. Im Sommer möglichst in der Nähe des Fensters und im Winter mehr im Innern der Stube; jedoch immer so sollen sie untergebracht sein, daß sie etwas Sonne haben. Die Sonne beglückt sie, wie ja überhaupt jedes Lebewesen. Nun, der richtige Vogelwirt denkt, wenn er sich eine Wohnung mietet, schon mehr dabei an seine Vögel als an sich selber. Die Gnädige freilich denkt über Vogelhaltung und den dabei unvermeidlichen Schmutz, hm! manchmal anders. Man muß da politisch zuwerke gehen, Zugeständnisse machen und unter Umständen auch Leiden zu ertragen wissen. Es gibt ja keine ungemischten Freuden im Leben. Die Versorgung soll natürlich immer so früh wie möglich geschehen. Früh das Süttern ist überhaupt das Reizvollste an der ganzen Sache. Jeder Vogel kennt natürlich seinen Pfleger und begrüßt ihn in seiner Weise. Das flattert und hüpfet und dieneret und knirrt und wippt und reckhalst und plustert sich und weht den Schnabel, tritt man früh an sie mit dem Sutterkasten heran. Besonders wenn man sie länger hat, da vermenschlichen sie geradezu mit der Zeit. Ich hatte acht Jahre eine Heidelerche. Also zwei Jahre eigentlich über die Möglichkeit; denn schnelllebig, wie sie sind, dauern sie nur sechs Jahre aus. Besagte Heidelerche, unbeschreiblich zahm und liebenswürdig, begrüßte mich, wenn sie mich auch nachts nach Hause kommen hörte, immer mit Lockrufen und Gesang. Sie schauen einen an so gescheit, so interessiert, so fragend, sprechend, aus ihren großen, scharfblickenden, glänzenden Augen; man wird schwach darob allemal, und schier alle Spezereien Arabiens, alle Gewürze beider Indien möchte man für sie zusammentragen, wenn ihnen damit gedient wäre. Die wahren und richtigen Leckerbissen für sie aber, sie krabbeln im Mehlwürmertopf. Was einem Seinschmecker Kaviar und Austern, ist dem Rotkehlchen, ist dem Sprosser der Mehlwurm. Und im Sommer gar, wenn man ihnen frische Ameiseneier einfüllen kann, da erklingt zum Lohn dafür schon immer gleich im Verdauen ihr Jubelgesang.



Störche und Storchnester im östlichen Sachsen

Von A. Klengel

Der Storch ist ein ganz eigentümlicher Vogel. Er genießt unter allem, was da fliegt im Vaterlande, die größte Volkstümlichkeit; sein Name ist in aller, besonders in aller Kinder Munde. Gesehen haben ihn freilich nur wenige, wenigstens nicht dort, wo er als herrliches Naturdenkmal noch in Freiheit lebt. Als Durchzügler taucht er wohl hin und wieder im Lande auf, aber doch so selten, daß man es für nötig hält, in den Zeitungen darüber zu berichten.

Nur der kleinste Teil der Bewohner Sachsens weiß, daß der Storch noch zu unsern Landsleuten zählt. Gar oft hat man mich erstaunt angesehen und hat am Erfolg gezweifelt, wenn ich mein Bündel schnürte und vorgab, auf „Storchreisen“ zu gehen; denn ich habe allen östlich der Elbe wohnenden Storchfamilien meinen persönlichen Besuch abgestattet und dabei auch die jetzt verlassenen Nester mit besichtigt.

Es heißt heute schon weit wandern, wenn man ein Storchnest sehen will, weit hinein in die Lausitz, wo fern von Industrie und Verkehr noch uralte strohgedeckte Wendenhöfe stehen und Frauen in malerischer Tracht den Wanderer grüßen, oder, freilich mit weniger Erfolg, in das Tiefland bei Großenhain, Wernsdorf und Borna. Es heißt aber nicht nur weit, es heißt auch bald wandern, wenn die Reise nicht vergeblich sein soll; denn die Tage des Storches sind gezählt. Das völlige Verschwinden der letzten sächsischen Storchnester ist nur noch eine Frage der Zeit, wenn nicht bald Mittel und Wege gefunden werden, die des Storches Aussterben verhüten oder wenigstens aufhalten.

Es war nicht immer so im Sachsenlande. Der Storch war einst weit verbreitet, und Storchnester wurden in großer Zahl angetroffen.

Einigen Orten slawischen Ursprungs hat der Storch (wendisch bacon, batjon) sogar den Namen gegeben. Es seien nur genannt das heutige Storchha bei Bautzen,

welches urkundlich als Bathen (= Storchheim) erwähnt wird, und das heutige Großbothen, welches im Jahre 1291 den Namen Patin theutunica (= deutsches Storchdorf) führte.*)

In Gegenden, wie in unserm Erzgebirge, wo man heute weit und breit vergeblich nach ihm suchen würde, ist der Storch einst auch vertreten gewesen. So hat er bis ins 17. Jahrhundert hinein in Schneeberg**) und Adorf***) genistet, wie die Chronisten berichten.

Auch an der Elbe bei Meißen, wo er seit Jahrzehnten nicht mehr zu finden ist, hat er einst mit seinem schwarzen Bruder, dem nur noch in Norddeutschland in wenigen Brutpaaren vorkommenden Waldstörche, gewohnt, wie uns G. Fabricius überliefert hat.†)

Eingehende Aufzeichnungen über die Verbreitung des Storches in Sachsen in früherer Zeit fehlen gänzlich. Die ersten, für die meisten Gegenden allerdings unvollständigen Nachrichten sind in den 1885–1894 erschienenen Jahresberichten der Ornithologischen Beobachtungs-Stationen im Königreich Sachsen niedergelegt.

Die in diesen Berichten enthaltenen knappen Angaben reichen aber schon aus, um im Vergleich mit dem heutigen Bestand eine außerordentlich starke Abnahme des Storches in den letzten Jahrzehnten feststellen zu können. In den meisten Dörfern, die in den Berichten noch als Storchorte genannt sind, wird man den Vogel heute vergeblich suchen. Seit einem Jahrzehnt gehört es zu den größten Seltenheiten, daß sich ein Storchpaar in einem Orte neu festhaft macht.

Das Auffuchen der Storchnester und die nötigen Feststellungen sind denn auch mit nicht unerheblichen Schwierigkeiten verbunden, wovon nur einige erwähnt sein mögen. Oft wissen die Ortsbewohner selbst nichts davon, daß sie im Dorfe noch ein Storchnest ihr eigen nennen. Mehrmals wurde von ernst zu nehmenden Leuten behauptet, im Nachbardorfe befänden sich Storchnester; folgte man den Worten, so fand man dort als Überrest einstiger Storchherrlichkeit nur noch den Namen Storchdietrich oder Storchschulze vor, den der Volksmund dem Manne gegeben hatte, auf dessen Gehöft einst der Storch klapperte. In einem andern Orte wurde von einer Nachbarin bestimmt angegeben, es seien Junge im Neste; doch zeigte das auf dem Neste wachsende Gras dem Kenner mit Sicherheit, daß sich, wenigstens in diesem Jahre, überhaupt kein Storch dort hatte blicken lassen. Bei der Storchforschung muß man deshalb möglichst an dem Grundsätze festhalten, nur das zu glauben, was man selbst gesehen hat.

Mit Hilfe sorgfältiger Aufzeichnungen des Lehrers Kramer in Großhennersdorf, der dankenswerten Feststellungen der Gendarmerie-Wachtmeister und mit Hilfe einiger hundert Kilometer Fußwanderungen habe ich nun die Bestandsaufnahme, wenigstens östlich der Elbe, soweit gefördert, daß ich sie als fast lückenlos bezeichnen kann. Den Schlußstein wage ich auch hier noch nicht aufzusetzen; denn wie unsicher das Bauwerk immer noch ist, möge daraus ersehen werden, daß mir erst kürzlich

*) Sen, Die slawischen Siedlungen im Königreich Sachsen, Dresden. 1893.

**) Melzer, Bergkläufftige Beschreibung der Bergstadt Schneeberg. 1684.

***) Arenkel, Blicke in die Vergangenheit der Stadt Adorf. 1862.

†) Georgii Fabricii, Rerum Misnicarum. 1564.

noch das Vorhandensein eines Storchnestes in Rachel gemeldet wurde, obwohl ich den Ort gründlich, aber ergebnislos durchsucht und durchfragt zu haben vermeinte. Ein in sämtlichen sächsischen Zeitungen abgedruckter Aufruf hat nichts Neues zutage gebracht.

Das Vorkommen des Storches östlich der Elbe — nur von diesem Landesteile Sachsens soll heute berichtet werden — gliedert sich in drei getrennte Gebiete, die etwa



Abbildung 1 Flügel Jungstörche

Aufnahme mit Busch „Vis-Telar“ 1:7,7, Nr. 4; 55 cm Brennweite

mit den Amtshauptmannschaften Bauken, Kamenz und Großenhain zusammenfallen. Ganz abseits davon liegt das Nest in Drausendorf an der Meißner, in welchem 1913 letztmalig gebrütet wurde.

Im Baukenener Gebiet führt der Storch noch das ursprünglichste Dasein, da ihm hier Strohdächer als bevorzugter Baugrund reichlich zur Verfügung stehen.

So zahlreich wie einst ist er aber auch hier bei weitem nicht mehr anzutreffen. Noch 1888 wird berichtet, daß sich allein in nächster Umgebung des Dorfes Klitz 20 Nester befanden. Heute zählt die gesamte Amtshauptmannschaft Bauken überhaupt nur noch 16 Nester, wovon im Jahre 1916 nur 12 mit Brutpaaren besetzt waren. So sieht es also jetzt in der storchreichsten Gegend Sachsens aus.

Die Kamenzer Gegend zählt heute noch 5 Nester; nur 2 davon sahen im Jahre 1916 Jungstörche aufkommen. Reicher an Nestern ist der Bereich der Amtshauptmannschaft Großenhain; es sind noch 20 vorhanden. Leider wurde im Jahre 1916 aber nur noch in dreien davon gebrütet. Der reiche Storchbestand, den diese Ge-

gend noch vor 20—30 Jahren zeigte, ist also fast am Ende angelangt.

Im Jahre 1916 zählte demnach Ostsachsen noch 42 Storchnester; davon waren 17 mit Brutpaaren besetzt und nur in 16 kamen Junge auf. Die Gesamtzahl des Nachwuchses betrug etwa 50.

Alljährlich schreitet die Entvölkerung der Nester weiter vorwärts, und auch die Zahl der Nester selbst wird immer kleiner; so sind z. B. erst 1915 solche in Tschillichau und Klitz verschwunden.

Was mag nun der Grund für die rasche Abnahme des Storchengeschlechts in Sachsen sein? Gar mancherlei trägt Schuld daran.

Das Verschwinden der Strohdächer in den ländlichen Orten kann bei uns nicht als Ursache angenommen werden, wie es anderwärts oft ge-



Abbildung 2 Storchnest in Jekischeba
Aufnahme von Stadtbaumeister Görling, Bauken

schieht. Einmal ist die Zahl der strohgedeckten Gebäude gerade in den Gegenden, die vom Storch erst in letzter Zeit verlassen wurden, noch sehr groß, und dann wird fast überall für die Erhaltung des Storchnestes gesorgt, wenn die Beseitigung des Strohdaches erforderlich wird. Das Nest steht am neuen Platze auf fester Unterlage wohl auch meist noch sicherer, als auf dem alten Strohdache. Die Störche scheinen das wohl zu wissen; denn sie nehmen gut und sicher übergesetzte Nester in der Regel sofort wieder an. — Es ist dabei gleichgültig, ob das Nest auf demselben oder einem benachbarten Dache oder auf einem geeigneten Baume untergebracht worden ist.

Störungen während der Brutzeit sollen nach Berichten aus andern Storch-
 gegenden oft am Abwandern der Störche schuld sein. Diese Beobachtung konnte
 in Sachsen nicht gemacht werden. Das Nest in Wessel z. B. wurde vor mehreren
 Jahren während der Brutzeit umgeseht, stürzte dabei sogar herab, und doch blieben
 die Störche wohnen und brüten heute noch dort. Das Nest in Commerau b. K.
 mußte ebenfalls während der Brutzeit mehrmals seinen Platz wechseln, ohne daß
 die Insassen vergrämten. Das Nest in Königswartha verbrannte bei einem
 Schadenfeuer im Sommer 1915 mit den Jungstörchen; aber schon in den nächsten Tagen
 begannen die Alten auf einem Nebengebäude mit dem Neubau und brachten 1916
 dort Junge auf. Mit welcher rührender Liebe die Störche trotz aller Störungen an
 ihrer Heimat hängen, das zeigen ja auch die vielfach ver-
 öffentlichten Bilder aus den
 Kriegsgebieten. Auf stehen-
 gebliebenen Schornsteinen zer-
 schossener Häuser, auf Mauer-
 resten, ja selbst auf Stroh-
 haufen haben die treuen Vögel
 ihre Nester aufs neue gebaut.
 Ein wochenlang neben einem
 Neste stehendes Sliegerabwehr-
 geschütz störte mit seinem
 wilden Lärm den Storch in
 seinen Brutgeschäften durch-
 aus nicht.



Abbildung 3 Storchnest in Brohna
 Aufnahme von Oskar Bohr, Dresden

Die Abgänge während des
 Wanderzuges sind für die Ab-
 nahme des Storches ebenfalls
 nicht ausschlaggebend, obwohl
 bei der weiten Reise, die
 sich bis Südafrika erstreckt,
 immerhin mancherlei Ge-
 fahren drohen.

Überwuchernder Ast- und Zweigwuchs, wodurch die auf Bäumen errichteten
 Nester unzugänglich werden, trägt schon eher Schuld am Abwandern. Diese
 Beobachtung konnte namentlich in der Großenhainer Gegend gemacht werden.

Die zunehmende Austrocknung der Sümpfe, die Entwässerung der Wiesen,
 das Beseitigen offener Wasserstellen und das Geradelegen der Wasserläufe bringen
 an vielen Orten Nahrungsmangel für die Störche mit sich; die Vögel ziehen sich
 dann in ergiebigere Jagdgebiete zurück. Allerdings nehmen sie auch dort ab, wo
 noch reichlich Nahrung zu finden ist.

Da die Störche beim Abwandern zuweilen ein oder einige Jahre nicht zum
 Brüten kommen, entstehen durch den Mangel an Nachwuchs stets Lücken im
 Gesamtbestande.

Ein schwerwiegender Grund für die Abnahme ist der oft beobachtete rücksichtslose Abschluß während der Schonzeit, weniger durch Jagd als vielmehr durch Fischereiberechtigte. Alljährlich wird aus den Teichgebieten gemeldet, daß angeschossene und später verendete Störche gefunden worden sind. Eier oder noch nicht flügge Bruten gehen dadurch regelmäßig zugrunde. Der allein übriggebliebene Storch muß, vom Hunger getrieben, die Eier so lange verlassen, daß sie nicht erbrütet werden können. Schon vorhandenen Jungen kann ein alter Storch allein in den seltensten Fällen das nötige Sutter zutragen. Die Störche sind auch sehr empfindlich gegen den Verlust eines Gatten während der Brutzeit; sie paaren sich jahrelang nicht wieder — dem Volksmunde nach währt die Trauerzeit 7 Jahre —, wandern entweder ab oder bleiben als Einsiedler im Neste wohnen, eine stumme Anklage gegen den rücksichtslosen Schießer.

Die neueste, aber auch größte Gefahr für die Störche ist in der weiteren Ausbreitung der elektrischen Überlandzentralen zu erblicken. Was allen andern Kulturfortschritten nicht möglich gewesen ist, wird den Hochspannungsdrähten gelingen; sie werden in absehbarer Zeit langsam, aber sicher den Storchbestand zugrunde richten. Der gegen die Hochspannungsleitung fliegende Storch wird sofort durch Kurzschluß getötet, wenn er gleichzeitig zwei oder mehrere Drähte berührt, was bei der Größe des Vogels fast immer der Fall ist.

Wir haben heute schon eine Reihe Nester, deren Entvölkerung darauf zurückzuführen ist, so in Lichtensee, Pulsen, Steinbach, Wildenhain usw.

Nach Fertigstellung der zurzeit noch im Bau befindlichen Bauzener Überlandzentrale wird zweifellos auch unter den Störchen der Lausitz arg aufgeräumt werden. Daß die dortigen Fernleitungen unterirdisch verlegt werden, ist ziemlich belanglos; innerhalb der Orte vom Umformer bis zum Verbraucher müssen doch Freileitungen gezogen werden, und gerade innerhalb der Ortschaften sind bis jetzt die meisten verunglückten Störche gefunden worden. Nach den gesammelten Erfahrungen ist nicht anzunehmen, daß sich die Störche an die Drähte gewöhnen und so der drohenden Gefahr ausweichen werden. Am häufigsten verunglücken junge Störche; aber auch alte haben schon ihren Tod an den Leitungen gefunden, nachdem sie mehrere Jahre den dicht am Neste vorüberführenden Drähten geschickt ausgewichen waren.

Seltener sind Unfälle an Fernsprech- und Telegraphendrähten; doch sind auch diese Schwachstromleitungen nicht ungefährlich. Beim Anfliegen beschädigen sich die Störche gewöhnlich so schwer, daß sie zugrunde gehen.

Ohne Hilfeleistung durch den Menschen hat der Storch in Ostachsen bis jetzt sein Nest nur auf Strohdächern erbaut; lediglich in einem einzigen Falle wählte er eine Esse als Wohnplatz. Geköpfte Weiden und Pappeln, die man anderwärts als Brutplätze findet, sind bei uns als selbstgewählte Nestunterlagen unbekannt. Eine Besiedelung harter Dächer und Bäume kommt nur dann vor, wenn geeignete Hilfsmittel — Wagenräder, Körbe, Holz- oder Eisengestelle, Bretterkästen usw. — darauf befestigt werden.

Durch alljährliches Auflegen neuen Baumaterials erreichen die Nester zuweilen eine erstaunliche Höhe, so daß die Gefahr des Absturzes sehr groß wird. Vereinzelt ist auch schon beobachtet worden, daß Nester mit Eiern oder Jungen herabgefallen sind. Meist stellen aber die Herbst- und Winterstürme das Gleichgewicht

wieder her. Wie anderwärts, beherbergt der Storch auch in Sachsen zwischen den Baustoffen seines Nestes zahlreiche brütende Sperlingspaare. Die Zahl der Jungstörche in einem Neste ist verschieden groß; die Höchstzahl dürfte in Sachsen



Abbildung 4 Storchnest in Radel bei Bautzen
Aufnahme von B. Silleßen, Bautzen

in seltenen Fällen 5 betragen, so z. B. 1915 und 1916 in Commerau a. d. Spree. Es geht die Sage, im Neste dürfe stets nur eine ungerade Zahl Junge vorhanden sein; überzählige würden von den Alten getötet oder lebend aus dem

Neste geworfen. Das Herauswerfen junger Störche kann tatsächlich öfters beobachtet werden. Man nimmt vielfach an, sie seien zufällig herausgefallen, und setzt sie mühsam wieder ins Nest, aus dem sie aber bald aufs neue weichen müssen. Die Alten beseitigen nämlich einen oder einige ihrer Nachkömmlinge dann, wenn in besonders trockenen Jahren die Nahrung knapp zu werden beginnt, und zwar weihen sie die schwächsten Glieder der Familie dem Untergange. Die Anzahl der Jungen ist dabei nicht maßgebend. Der Storch kehrt sehr früh im Jahre aus seiner Winterherberge zu uns zurück; zuweilen bedeckt noch Frühlingsschnee das Nest. Um St. Marien (25. März) soll er dem Volksmunde nach eintreffen; meist zieht sich aber die Heimkehr bis Anfang April hin. In sehr vielen Sällen kommt das Weibchen zuerst, der Gatte folgt einige Tage später. Eigentümlich ist die frühzeitige Abreise der Störche. Um St. Bartholomäus (24. August) werden sie vom Reisesieber gepackt, dem sie nicht widerstehen können, obgleich um diese Zeit bei uns noch reichlich Nahrung zu finden ist. Einzelne treiben sich wohl auch noch später im Lande herum; ja es kommt zuweilen vor, daß sie in Sachsen überwintern, wie vor einigen Jahren ein altes Männchen in der sumpfreichen Nassau bei Meissen.

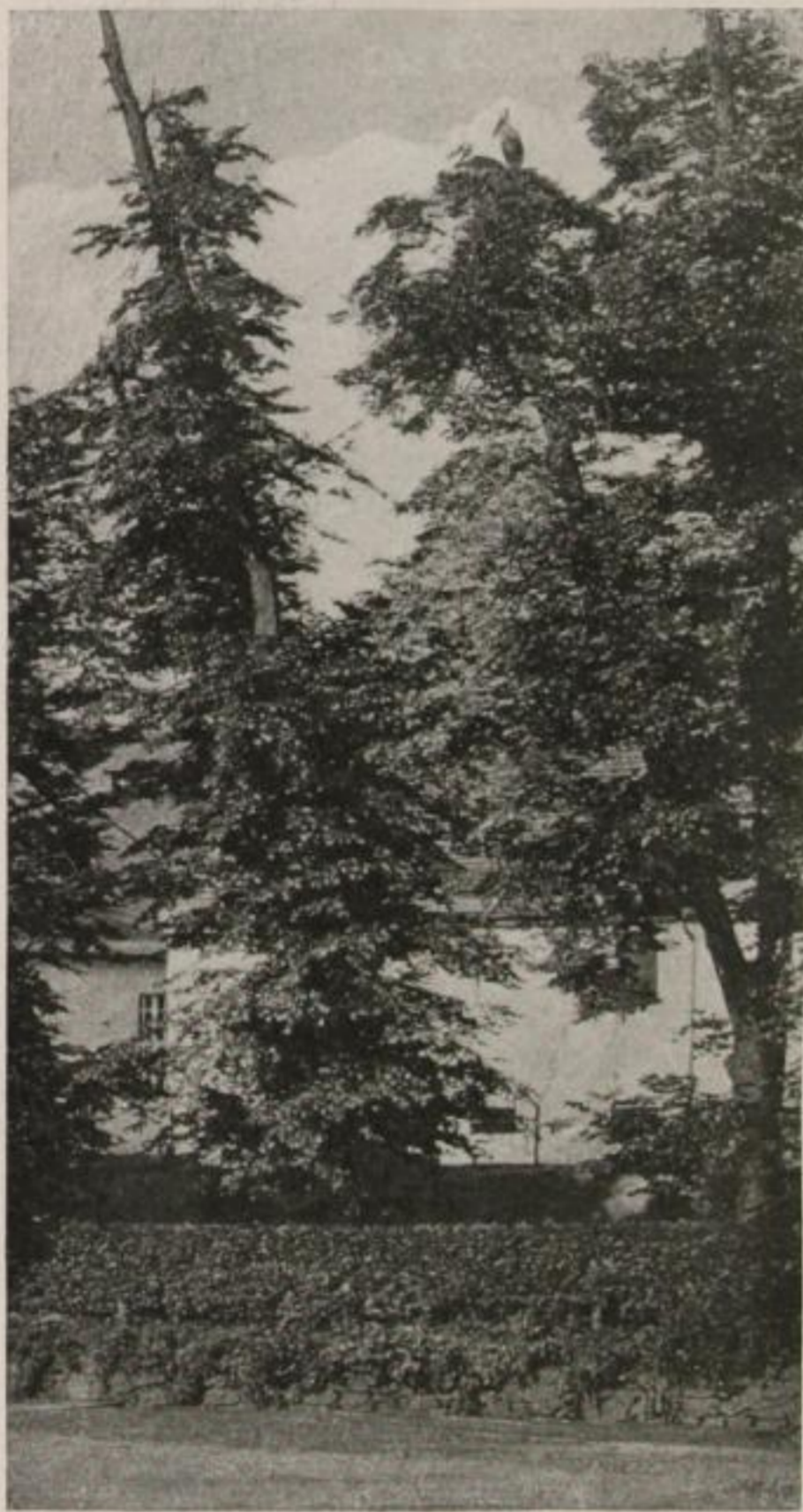


Abbildung 5 Storchnest in Deutsch-Baselitz
Aufnahme von B. Gersdorf, Kamenz

Sast überall werden alljährlich erbitterte Kämpfe um den Besitz des Nestes zwischen den eingewohnten und neu hinzukommenden Störchen ausgefochten, auch zu Zeiten, wenn sich bereits Eier im Neste befinden, die dabei oftmals zer schlagen werden. Um den seit Jahren in Bärwalde tobenden Storchstreit zu schlichten, ließ die Gemeinde ein weiteres Nest bauen, das aber bis heute unbe-
setzt geblieben ist.

Der Storch erfreut sich bei der Bevölkerung seiner Brutgebiete großer Beliebtheit und besonderen Schutzes. Nur in einem Dorfe bei Kamenz hat der Hofbesitzer das Nest herabgeworfen, weil ihm der häufige Besuch der Storchfreunde zuwider war, und in einem andern Dorfe ließ mir der Besitzer mitteilen, er werde das Nest vernichten, wenn ihm nicht alljährlich eine Prämie gezahlt würde. Das sind aber zwei vereinzelt dastehende Sälle von Verständnislosigkeit und Gewinnsucht einem aussterbenden und wohl nie wieder zu ersetzenden Naturdenkmal gegenüber.

In allen übrigen Orten steht der Storch in hohem Ansehen. Auch dafür einige Beispiele. Überall wurde mir die oft durch Jahrzehnte sich erstreckende Geschichte des Storchnestes, die zuweilen einem kleinen Romane gleicht, bereitwilligst erzählt; fast schien es, als ob man die treuen und anhänglichen Tiere als liebe Familienangehörige betrachtete.

Einzelne Nester haben sogar ihren besonderen Chronisten gefunden, wie das in Drausendorf in dem dortigen Lehrer Grunert.

Der blinde Besitzer der Storchscheune in Großgrabe bat mich flehentlich, da ich ihm versehentlich als Jäger bezeichnet worden war, doch seine Störche zu schonen, wenn sie sich in meinem Revier zeigen sollten.

Vielfach ist man den Störchen beim Bau und bei der Erhaltung des Nestes behilflich. Das Bereitstellen von sicheren Nestunterlagen wurde bereits erwähnt; wenigstens hat man Stöcke durch das Strohdach gesteckt, die dem Neste einen festen Halt bieten sollen.

In Bärwalde wurde das Storchnest auf Gemeindekosten umgesetzt, da die Scheune, auf der es seit Jahren seinen Platz hatte, umgebaut werden mußte.

Sast überall ist man davon überzeugt, daß die Gebäude, die ein Storchnest tragen, vor Seuersgefahr bewahrt bleiben. Das mag Aberglaube sein, aber oftmals stützt der Zufall die Überlieferung. In Jekscheba sind vor einigen Jahren alle Gebäude eines Gehöfts niedergebrannt, bis auf das, welches das Storchnest trug und heute noch trägt, obgleich es an eine niedergebrannte Scheune angebaut war und heftiger Wind das Feuer dagegen trieb.

Einem Volksglauben nach soll demjenigen, der ein Storchnest zerstört oder einen Storch tötet, großes Unheil, ja sogar der baldige Tod drohen. Noch in diesem Jahre versicherte mir ein alter Landmann, der plötzliche Tod des Jagdpächters sei nur darauf zurückzuführen, daß dieser kurz vorher einen Storch abgeschossen habe.

Der Storch bereitet seinem Quartiergeber manche kleine Unannehmlichkeit. So zieht er Stroh aus den Schöben der Dachfirten, was eine öftere Ausbesserung des Daches erforderlich macht. Der scharfe Auswurf der Vögel bringt auch die Nägel der Schieferdächer zum Rosten. Aber diese Übel werden überall lächelnd als selbstverständlich mit in Kauf genommen. Das in der nordöstlichen Lausitz übliche Abdecken der Strohdachfirten mit Rasenstreifen ist jedenfalls ein gutes Hilfsmittel gegen das Strohausziehen der Störche.



Abbildung 6 Storchnest in Klein-Malschwitz
Aufnahme von Erik Schr. v. Vietinghoff, Bautzen

Von der bisweilen zutage tretenden Vorliebe des Storches für weiße Bleichwäsche, die er zum Auspolstern seines Nestes verwendet, wird ebenfalls nicht viel Aufhebens gemacht.

Man ist heute leicht dazu geneigt, den Wert eines Tieres danach zu beurteilen, was es frißt, und ob es uns damit Nutzen oder Schaden bringt. Wir wollen deshalb die Speisekarte des Storches daraufhin etwas näher betrachten.

Kein Storchnestbesitzer im durchforschten Gebiete klagt darüber, daß ihm der Storch durch die Wahl seiner Nahrung irgendwie schädlich wäre. Er soll sich niemals an den Küchlein vergreifen, was ihm anderwärts nachgesagt wird, obwohl er sich an manchen Stellen als Haustier auf dem Geflügelhofe bewegt.

Ganz vereinzelt wird berichtet, daß den Störchen junge Rebhühner und Junghasen zum Opfer fallen. Doch erreicht der Schaden bei weitem nicht die Höhe, den beispielsweise die Krähen und wildernden Hunde unter der Niederjagd anrichten. Auch Vogelnester werden vom Storch wohl zuweilen heimgesucht; Verfasser konnte aber beobachten, wie es einem Kiebitzpärchen mit Leichtigkeit gelang, einen Storch vom Neste zu verscheuchen.

Sische soll der Storch nach übereinstimmenden Berichten aus mehreren reichen Gegenden nur in besonders trocknen Jahren fangen, wenn seine Lieblingsnahrung, Srösche und Schnecken, in Wiesen und Sümpfen seltener wird.

Neben Ratten und Mäusen sind auch Schlangen eine sehr beliebte Storchbeute. Das völlige Verschwinden der giftigen Kreuzotter (aus den vom Storch bewohnten Gebieten Sachsens ist sicher mit auf seine Vorliebe für diese Nahrung zurückzuführen).

Es kann mit Bestimmtheit behauptet werden, daß der Nutzen, den uns der Storch durch seine Nahrungswahl bringt, zum mindesten den Schaden aufwiegt, den er anderseits verursacht.

Weit größer aber ist der Wert des Storches als Schmuck der Landschaft, als Zierde der heimatlichen Natur. Er verleiht einer Gegend, die so glücklich ist, ihn noch als Brutvogel ihr eigen nennen zu können, einen ganz besonderen Reiz. Das ruhige Kreisen der großen Vögel am blauen Himmel gibt ein herrliches Bild. Das muntere Klappern am Neste, die rührende Fürsorge der Alten für ihre Brut, später die ersten Flugversuche der Jungen bieten weiter einen anmutigen und herzerfreuenden Anblick.

Es wäre tief zu beklagen, wenn der Storch als Brutvogel aus dem lieben Sachsenlande verschwinden würde. Und doch werden wir das Aussterben nur verzögern, nicht aufhalten können. Nach Berichten aus andern Landesteilen Deutschlands geht auch dort der Bestand der Störche in erschreckender Weise zurück; so ist er z. B. in Mecklenburg in etwa zehn Jahren auf fast ein Drittel zusammengesmolzen. Nachrichten aus Holstein lauten nicht tröstlicher. Es scheint also in Wirklichkeit keine Abwanderung stattzufinden, sondern der Untergang des Storchengeschlechts bevorzustehen.

Eine eingehende Feststellung und Beobachtung dieses aussterbenden Naturdenkmals Sachsens ist deshalb wohl am Platze. Die Sortsezung der Beobachtung

in den folgenden Jahren wird leider nur zu deutlich den weiteren Rückgang zeigen.

Hoffen wir aber, daß noch nicht so bald der Nekrolog der sächsischen Storch geschrieben werden muß, der mit den Worten beginnt:

„Es war einmal“!

Anmerkung: Ein Bericht über die Störche und Storchnester im westlichen Sachsen wird folgen, sobald die dort noch vorhandenen Nester festgestellt und näher untersucht sein werden.



Der Storchbestand Ostsachsens im Jahre 1916

Efd. Nr.	Im Jahre 1916		Ort	Standort und nähere Angaben	Letztes Brutjahr	Zahl der 1916 ausgeflogenen Jungstörche
	mit Brutpaar besetzt	besetzt oder leer				
1.	—	1	Brösa	Amtshauptmannschaft Baußen. Siegeldach einer Rittergutsscheune; 1916 ein alter Storch abhanden gekommen, der andere ist darauf abgewandert.	1915	—
2.	1	—	Brohna	Strohdach der Scheune des Wirtschaftsbesitzers Kubank; seit über 15 Jahren stets Junge vorhanden.	1916	3

Lfde. Nr.	Im Jahre 1916		Ort	Standort und nähere Angaben	Letztes Brut- jahr	Zahl der 1916 ausge- flogenen Jung- störche
	mit Brut- paar besetzt	besetzt oder leer				
3.	1	—	Caminau	Schieferdach der Scheune des Gutsbesizers Noack; seit etwa 12 Jahren stets Junge vorhanden. Das Nest wurde mehrmals ohne Schaden umgefetzt.	1916	3
4.	—	1	Commerau b. Königsw.	Schieferdach einer Scheune, vorher auf einer Linde und einem Strohdach. „Seit Menschengedenken“ stets Junge vorhanden. 1916 starb das Männchen während der Brutzeit, das Weibchen wanderte darauf ab.	1915	—
5.	1	—	Commerau a. d. Spree	Strohdach der Scheune des Gutsbesizers Linack; seit mindestens 10 Jahren stets Junge vorhanden.	1916	5
6.	1	—	Jekzscheba	Strohdach der Scheune des Gutsbesizers Schuster; seit etwa 15 Jahren stets Junge vorhanden.	1916	3
7.	1	—	Klir	Schieferdach der Scheune des Gutsbesizers Heinke; seit mehreren Jahren stets Junge vorhanden.	1916	1
8.	1	—	Königswartha	Strohdach eines Wohnhauses am Markt seit 1916; 1915 brannte das Nebenhaus mit dem Storchnefte ab, in welchem die Störche mehrere Jahre stets Junge aufgebracht hatten.	1916	3
9.	1	—	Krinitz	Ziegeldach der Scheune des Gutsbesizers Trähne seit 1913, früher auf dem Strohdache desselben Gebäudes; seit langen Jahren stets Junge vorhanden.	1916	2
10.	1	—	Malschwitz	Strohdach einer Rittergutscheune; seit langen Jahren stets Junge vorhanden.	1916	4
11.	1	—	Klein-Malschwitz	Strohdach der uralten Scheune des Gutsbesizers Sykor; seit langen Jahren stets Junge vorhanden. 1916 wurde das Gelege bei einem Kampfe mit andern Störchen zerschlagen; eine zweite Brut kam nicht mehr auf.	1916	—
12.	1	—	Niedergurig	Ziegeldach der Scheune des Gasthofsbesizers Srenzel seit 13 Jahren; früher auf dem Strohdache desselben Gebäudes. Stand bereits 1869 und ist bis heute stets mit Jungen besetzt gewesen.	1916	3
13.	—	1	Pließhowitz	Strohdach der Scheune des Gutsbesizers Santzsche; bis 1915 wurden stets Junge aufgebracht. 1916 kehrte nur das Weibchen zurück, brütete einige Zeit, warf aber dann die Eier herab.	1915	—
14.	1	—	Rachel	Strohdach einer Scheune; seit 30 Jahren stets Junge vorhanden.	1916	?

Efd. Nr.	Im Jahre 1916		Ort	Standort und nähere Angaben	Letztes Brutjahr	Zahl der 1916 ausgeflogenen Jungstörche
	mit Brutpaar besetzt	besflogen oder leer				
15.	1	—	Wessell	Schieferdach der Scheune des Gastwirts Köhler seit 1904. Ursprünglich stand das Nest auf einer Pappel am benachbarten Rittergut Lippitsch; dort gestört, übersiedelten die Störche 1888 auf die damals noch mit Stroh gedeckte Scheune; stets Junge vorhanden gewesen.	1916	4
16.	—	1	Wurschen	Esse im Rittergutshofe; lange Jahre besetzt gewesen.	1913	—
Amtshauptmannschaft Kamenz.						
17.	—	1	Bulleritz	Strohdach der Scheune des Gutsbesizers Wolf seit etwa 12 Jahren; öfter gebrütet, aber niemals Junge aufgebracht.	?	—
18.	—	1	Deutsch-Baselit	Linde im Rittergutsgarten; früher auf einem Strohdache. Seit langer Zeit fast alljährlich Junge aufgebracht.	1915	—
19.	1	—	Döbra	Strohdach des Wohnhauses der Frau Womsdorf; seit über 20 Jahren stets Junge vorhanden.	1916	4
20.	—	1	Großgrabe	Korb auf dem Ziegeldache der Scheune des Händlers Stephan, vom Strohdache desselben Gebäudes umgesetzt. Jahre hindurch wurden Junge aufgebracht.	1915	—
21.	1	—	Weißig	Strohdach der Scheune des Gutsbesizers Waurentschk; seit 13 Jahren bis auf zweimal stets Junge vorhanden.	1916	3
Amtshauptmannschaft Großenhain.						
22.	—	1	Bärwalde	Gekuppte Pappel; 1914 von einem Strohdach dorthin übersiedelt. 1916 nur ein Alter zurückgekehrt.	1915	—
23.	—	1	Brockwitz am Raschütz	Strohdach der Scheune des Gutsbesizers Händler seit 1893; anfangs waren alljährlich Junge vorhanden, jetzt nur besflogen.	1904	—
24.	—	1	Srauenhain	Pappel im Gehöft des Gutsbesizers Liebner; früher sind mehrmals Junge aufgekommen, jetzt nur besflogen.	?	—
25.	—	1	Koselit	Strohdach der Scheune des Gutsbesizers Bischoff; seit über 15 Jahren stets Junge aufgebracht. 1916 wurde das Männchen abgeschossen.	1915	—
26.	—	1	Lichtensee	Ziegeldach der Scheune des Gutsbesizers Herrmann; früher stets Junge vorhanden. 1913 ein Alter an der Hochspannung verunglückt; seitdem nur besflogen.	1912	—
27.	1	—	Naundorf	Strohdach der Scheune des Gutsbesizers Schumann seit etwa 15 Jahren, war einige Jahre verlassen, jetzt werden aber alljährlich wieder Junge aufgebracht.	1916	4
28.	1	—	Naualde	Ziegeldach der Scheune des Gutsbesizers Blochwitz; seit mehreren Jahren stets Junge vorhanden.	1916	3

Lfde. Nr.	Im Jahre 1916		Ort	Standort und nähere Angaben	Letztes Brüt- jahr	Zahl der 1916 ausge- flogenen Jung- störche
	mit Brüt- paar besetzt	besflogen oder leer				
29.	—	1	Pulsen	Strohdach der Scheune des Gutsbesitzers Erdmann seit 1904; stets Junge vorhanden, bis 1912 das Weibchen an der Hochspannung verunglückte; seitdem nur besflogen.	1911	—
30.	1	—	Pulsen	Strohdach der Scheune des Gutsbesitzers Starke; seit etwa 20 Jahren stets Junge aufgekomen.	1916	3
31.	—	1	Reinersdorf	Ziegeldach der Scheune des Pfarrlehns; früher vereinzelt Junge aufgekomen.	?	—
32.	—	1	Reppis	Ziegeldach der Scheune des Gutsbesitzers Wendt; früher stets Junge aufgekomen. 1910 wurde ein Jungstorch aus dem Neste genommen, seitdem nur besflogen.	1910	—
33.	—	1	Reppis	Gekupppte Eiche hinter dem Gehöft des Gutsbesitzers Kunath; früher mehrmals Junge aufgekomen; seit 1912 nur noch das Weibchen vorhanden.	1911	—
34.	—	1	Schweinfurth	Strohdach der Scheune des Gutsbesitzers Lorenz, früher stets Junge vorhanden. 1912 wurde das Männchen abgeschossen, das Weibchen ist seitdem ungepaart geblieben.	1911	—
35.	—	1	Skäfschen	Geköppte Pappel im Garten der Mühle seit etwa 8 Jahren; niemals gebrütet, nur vereinzelt besflogen.	—	—
36.	—	1	Spansberg	Ulme hinter dem Gehöft des Gutsbesitzers Gütte; früher stets Junge vorhanden, jetzt nur besflogen.	1914	—
37.	—	1	Steinbach	Geköppte Pappel am Hause des Wirtschaftsbesitzers Meinert. Früher öfters Junge aufgekomen; 1914 verunglückte das Männchen an der Hochspannung, seitdem verlassen.	1914	—
38.	—	1	Streumen	Eiche hinter dem Pfarrhause; früher stets Junge aufgebracht, seit mehreren Jahren nur besflogen.	?	—
39.	—	1	Stroga	Ziegeldach der Gasthofsscheune seit 12 Jahren; in einzelnen Jahren wurden Junge aufgebracht, jetzt nur besflogen.	1912	—
40.	—	1	Wildenhain	Ulme im Garten des Gutsbesitzers Böhme, von einem Strohdach dorthin versetzt. Seit über 30 Jahren stets Junge aufgebracht, bis 1915 ein Alter und ein Junger an der Hochspannung verunglückten. 1916 nur besflogen.	1915	—
41.	—	1	Wülknitz	Eiche hinter dem Gehöft des Gutsbesitzers Scheffler; früher stets Junge aufgekomen, seit mehreren Jahren nur noch besflogen.	?	—
Amtshauptmannschaft Zittau.						
42.	—	1	Drausendorf	Auf einem Strohdache seit 1895; nur vereinzelt wurden Junge aufgebracht.	1913	—

Die Schönheit des Vogelgesangs

Von Prof. Dr. Bernh. Hoffmann

Wieder naht der Frühling! Er will herein in unsre Lande, die um so be-
reiter sind ihn zu empfangen, als der alles zerstampfende und vernichtende Krieg
dank der Führung und Tapferkeit unsrer Heere außerhalb unsrer Grenzen tobt.
Auch wir Menschenkinder wollen den Frühling mit offenen Armen willkommen
heißen, in der frohen Erwartung, daß er unsre Kräfte neu beleben und unsre
Hoffnung auf einen glücklichen, den Opfern entsprechenden Frieden stärken möge.
Deshalb laß uns hinausgehen in die Natur, um dort mit Auge und Ohr die
Frühlingsbotschaft zu vernehmen! Während sich das Auge an den mannigfachen
Tönen des hervorbrechenden Grüns, an den satten Farben der schon erwachten
Blumen und an dem wunderbaren Frühlingsblau des Himmels weidet, soll das Ohr
im schönen Gesang der allmählich zurückkehrenden gefiederten Sänger schwelgen.
Oder zweifelst du daran, daß der Vogelgesang wirklich „schön“ ist? — Sast scheint
dein Blick dies sagen zu wollen. Doch brauchst du dich dieses Geständnisses nicht
zu schämen. Selbst große Gelehrte sind der Meinung gewesen, daß dem Vogel-
gesang die Schönheit abgesprochen werden müsse. So wollen wir auf unsern
gemeinsamen Wanderungen vor allem einmal den Vogelgesang unter dem ange-
deuteten Gesichtspunkte belauschen.

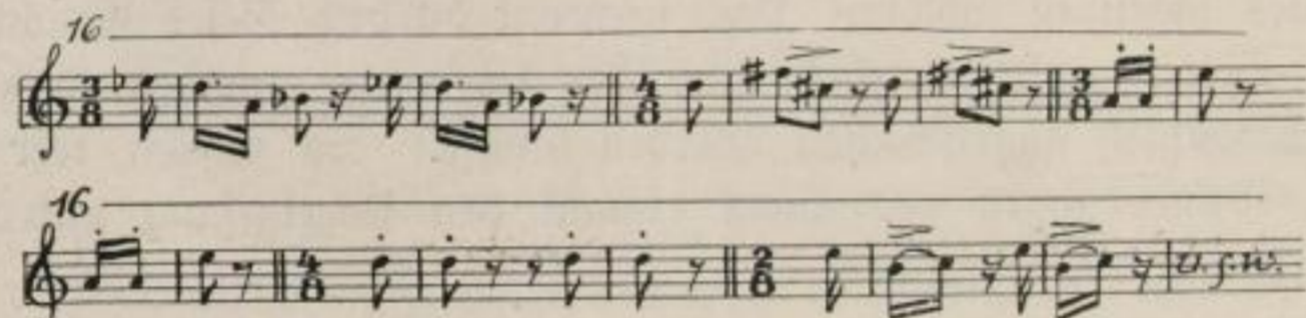
Der Tag ist günstig. Ein lauer Wind von Süden her zerstreut das Gewölk;
klar lacht die Sonne am blauen Himmelszelt; der Schnee des Winters fristet nur
hier und da noch ein kümmerliches Dasein. Aber bei alledem hören wir keine
einzige Vogelstimme. Diejenigen Vögel, deren Einzelrufe wir bis vor kurzem ver-
nommen haben, sind in die Wälder zurückgekehrt, wo ihnen der Tisch wieder
reichlicher gedeckt ist. Wir aber empfinden die Lücke im Kranze der Frühlings-
boten um so mehr. Es ist, als fehle der Grundton im großen Frühlingsakkord.
Immer größer wird unser Verlangen, den ersten jubelnden Ruf aus eines Vogels
Kehle zu vernehmen, soll er doch die Stimmung unseres Herzens wie aus einem
Banne erlösen und frei machen! Lange warten wir vergeblich. Da endlich schallt's
mit einemmal von einem nahen Baume herab:



Laut und herzlich — einmal — zweimal — vielemale: der erste fröhliche
Sinkenschlag dringt an unser Ohr, und sogleich ist unser Sehnen gestillt. Immer
kräftiger schmettert der Sink sein Liedchen hervor. Sieh nur, wie das ganze Körperchen
dabei mitzittert, als solle die innere Bewegung auch äußerlich zum Ausdruck
kommen. Wie ein Siegesjubel gegenüber den überstandenen vielen Gefahren der
weiten Reise klingt's zu uns herüber. Jubelt's da in dir nicht auch? Sicherlich
tönen in deinem Innern manche Saiten mit. Armes Herz, wenn's nicht so wäre! —

Da haben wir schon etwas gefunden, um deswillen wir den Vogelgesang „schön“ nennen müssen. Es ist seine ausschlaggebende Rolle und Bedeutung in der großen Frühlingssymphonie, seine aufrichtende, von Sorge und Druck des Winters befreiende Wirkung, die Erfüllung eines von uns lange gehegten Hoffens, wodurch so reine Freude in uns geweckt wird. Doch sind dies alles nur Neben- gründe, um dem Vogelgesange Schönheit zuzusprechen.

Wir wandern weiter und lauschen dem Gesange jener Sippe, die von einem Zweige einer Birke ihre Lieder ins weite hinausflötet, als wäre für sie der Ge- sang nur ein leichtes, fröhliches Spiel mit schönen Tönen. Hier wird uns die Schönheit des Vogelgesangs schon viel greifbarer und klarer. Höre nur, welch entzückende kleine Tongebilde der sangesfreudigen Kehle unsrer Sippe entströmen! So schön sind sie, daß sie der Vogel in scheinbarer Eigenfreude mehrmals wiederholt. Immer neue Lieder schlagen an unser Ohr, eins immer reizvoller als das andre. Wir suchen ein paar der Motive zu fassen und niederzuschreiben; es fällt uns um so leichter, als der Gesang der Sippe noch innerhalb des menschlichen Pfeifregisters liegt und die Tonabstände denjenigen unsrer menschlichen Musik oft recht nahekommen:

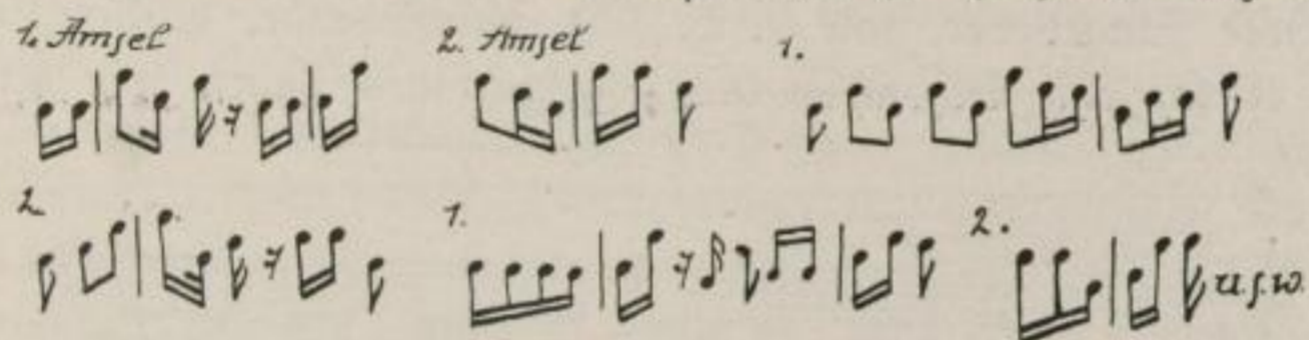


Beachte, wie abwechslungsreich der Aufbau der kleinen Motive ist und wie ver- schieden und doch wie einfach ihre Rhythmen sind, daß wir sie leicht mit unsern Notenzeichen ausdrücken können; ja, wir vermögen sogar verschiedene Taktarten in den Liedern der Sippe zu unterscheiden. Die meisten Motive sind trotz ihrer Einfachheit so fein musikalisch, daß selbst Haydn oder Mozart sich nicht hätten zu schämen brauchen, wenn die Motive ihrer schaffensfreudigen Phantasie entsprungen wären. Und Haydns und Mozarts Musik ist und bleibt doch, selbst in ihren einfachsten Teilen, ewig schön! Vergewärtigst du dir nun noch die gesunde, volle Klangfarbe der Flötentöne unseres Sängers, die fast reine Pfeiftöne sind und nur hier und da durch lautliche Beigaben etwas abwechslungsreicher gestaltet werden, so haben wir jetzt schon realere Grundlagen gewonnen, um derentwillen wir den Vogelgesang schön nennen müssen.

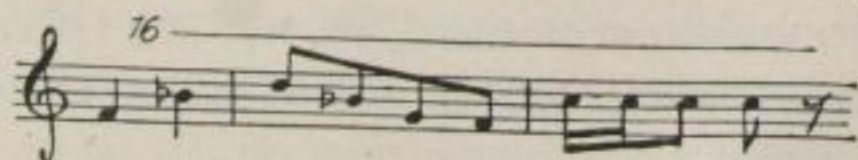
Aber bereits vernehmen wir andre Jubellieder. Dort über jenem Feld steigt eben eine Lerche empor. Es ist, als wäre sie der Wirkung der Schwerkraft ent- rückt, als wäre sie frei von jener Kraft, die uns an die Erde schmiedet. Leicht schwingt sich die Lerche immer höher und höher und hat doch noch so viel Kraft übrig, daß sie mit heller Stimme ununterbrochen zu zirillieren vermag, als wäre der Urquell ihrer Lieder übervoll! Beim ersten Anhören meinst du wohl, daß dieser Gesang nur aus einem Durcheinander von Tonketten, Trillern, Jauchzern usw. besteht. Aber höre nur schärfer zu, dann findest du leicht, daß sich auch die Lerchen- lieder aus kleinen regelrechten Tongebilden zusammensetzen, die oft wie in über- schwenglicher Lust wiederholt werden. Dann aber unvermittelt andern, meist ganz neuen

Motiven Platz machen. Und alles das will kein Ende nehmen. Es scheint, als habe die Lerche eine Phantasie, um die sie mancher moderne Komponist beneiden könnte. Dabei kein Zögern, kein langsames Zusammensuchen der Töne, vielmehr ein wahres Überstürzen in schnellstem Zeitmaß. Wie die Lerche sich bei ihrem Aufstieg gleichsam in goldner Freiheit badet, so atmen auch ihre Lieder eine Freiheit der Gestaltung, die nur insofern begrenzt und gezügelt ist, als der Gesang eben immer lerkhenhaft bleibt, genau wie die Zippel und andre Vögel eine gewisse Grenze im freien Gestalten ihrer Lieder nicht überschreiten, so daß wir sie bei genügender Erfahrung leicht an ihren Gesängen erkennen können. Gehört nun das wundervolle Wechselspiel von goldner Freiheit und zügelnder Gebundenheit nicht zum Begriff des Schönen? Ist die Schönheit nicht geradezu ein Kind dieser beiden? Kein Zweifel, daß wir diese Frage mit „ja“ beantworten müssen; dann ist aber der Vogelgesang auch mit Rücksicht auf diese Tatsache wahrhaft „schön“.

Jetzt fesseln unser Ohr ein paar Schwarzdrosseln oder Amseln. Sie sitzen ungefähr 50–60 Meter voneinander entfernt. Wie sie ein gesangliches Zwiegespräch halten! Stets wartet die eine, bis die andre mit ihrem Gegengesang fertig ist. Das klingt wie Fragen und Antworten, wie Ausrufen und Vorhalten, wie Meinung und Gegenmeinung. Wie in unsrer Lautsprache, so ist jeder Satz in ihrer Ton-



sprache anders gestaltet: da wechseln die Töne, da wechseln die Rhythmen, da wechseln die Gesamtbilder der kleinen „Tonsätze“. Und wie klangvoll, wie abgerundet sind die Töne! Freilich decken sich diese nicht mit denen unseres Tonsystems; sie haben auch keine dauernd beibehaltenen gegenseitigen Abstände. Die Vögel singen eben, wie ihnen „ihre Schnäbelchen gewachsen sind“. Jeder Vogelton ist ein freies, selbständiges Gebilde, das zwar gewissen Naturgesetzen, nicht aber irgendwelchen gekünstelten Vorschriften Genüge leistet. So herrscht in der Vogelmusik selbst in der angedeuteten Richtung „goldne Freiheit im Gesang“. Es ist klar, daß dadurch die Schönheit des Vogelgesanges eher erhöht, als vermindert wird. Nur dann und wann nähern sich die Tonabstände der Vögel denjenigen, die unsrer menschlichen Musik eigen sind. So ist's z. B. oft bei der Zippel, wovon wir uns selbst überzeugt haben. Dasselbe können wir jetzt auch bei einer Amsel feststellen, die wir weiterhin vernehmen. Sie hat sich allmählich zu einem wundervollen Motiv durchgerungen. Fast noch schöner, als es ein Mensch kann, pfeift sie:

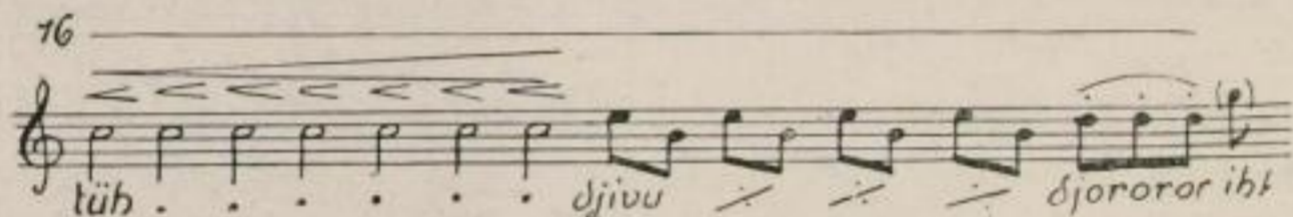


Als hätte die Amsel selbst ein ausgeprägtes Schönheitsgefühl, läßt sie von diesem Motiv nicht mehr ab. Immer wieder wird es angestimmt — ungezählte Male. Auch wir müssen fortdauernd hinhören und werden stets aufs neue von

dem herrlichen Vogelliede entzückt und begeistert. Es ist derart aufgebaut, daß wir es sogar unter Anlegung unsres menschlichen Maßstabes für Schönheit von Tonschöpfungen als besonders schön bezeichnen müssen.

So haben wir bereits bei verschiedenen Arten die Schönheit ihres Gesanges und die Gründe für unsre Auffassung kennen gelernt. Aber es kommt noch ein besonderer Grund hinzu, den wir jedoch erst auf einer späteren Wanderung erfahren werden, wenn ein Vogel zurückgekehrt sein wird, der zwar zu den Nachzüglern der Wandervogel gehört, der aber dann die Ohren und Herzen der Menschen um so stärker erfreut und hinreißt: es ist die Nachtigall.

An einem schönen Maientage wandern wir wieder hinaus und begeben uns nach einem kleinen Stuftälchen, dessen Hänge mit viel Unterholz bedeckt sind. Schon will es Abend werden. Da hebt die erste Nachtigall zu singen an. Wir können sie nicht sehen; aus dunklem Gebüsch heraus dringen ihre Lieder, die an Wohllaut und süßem Schmelz der Töne alles übertreffen, was wir bisher vernommen haben. Die Nachtigall ist in erster Linie eine Vortragskünstlerin. Höre nur das zarte Anschwellen einzelner Töne oder ganzer Tongruppen, beachte die feinen Beschleunigungen oder Verlangsamungen im Zeitmaß! Bist du nicht von den wundervoll breitgezogenen Tönen derselben Tonstufe, mit denen die Nachtigall so gern dieses oder jenes ihrer Klagelieder, wie z. B. das nachstehende, beginnt, ergriffen und hingerissen? Welch eine Schönheit des Vogelgesanges haben wir da wieder vor



uns! Und doch ist's nicht so sehr das Äußere des Gesangs, das uns fesselt, so klangschön die meisten Töne auch sind, so abwechslungsreiche Lieder daraus gebildet werden, so süße Weichheit ihnen fast durchweg eigen ist. Unsre Aufmerksamkeit wird von selbst weniger auf die äußere Form des Gesanges, als auf seinen Inhalt gelenkt, und wohl bei keinem andern Vogel erkennen wir diesen so klar und deutlich, wie bei der Nachtigall. Der Gesang steht hier im Dienste jenes Gefühls, das die Erhaltung der Art gewährleisten soll; er ist der Ausdruck der Liebe, die auch die kleine Brust eines Vogels bewegt und besonders in der Frühlingszeit alle andern Gefühle mehr oder weniger zurückdrängt, falls sie nicht mit der Liebe im Zusammenhange stehen. Der Vogel bedient sich sonach desselben Ausdrucksmittels für seine Liebe, zu dem ja auch der Mensch sehr oft greift, wenn die Worte versagen oder der Mund zu schüchtern ist, um auszusprechen, was das Herz bewegt. Daß der Mensch ein offnes Verständnis und eine tiefere Teilnahme an dem Gesang der Vögel hegt, darf uns deshalb nicht wundernehmen. Andererseits erscheint uns die Liebe der Vögel — wir denken dabei allerdings in erster Linie an den großen Kreis der Singvögel — in einer völlig naiv-harmlosen Gestalt; sie ist bar jeder krankhaften Leidenschaftlichkeit, sie hat mehr instinktiven Charakter und ist nur Mittel zu dem großen Zweck. Deshalb zeigt sie nicht jene Entartung, die wir leider in der Liebe der Menschen nur zu oft wahrnehmen müssen; sie ist — wir wagen es auszusprechen —

„frei von Schuld und Sehle“. Und auch das ist's, was uns den Vogelgesang besonders nahe bringt und unsre Herzen ihm zuführt. Auf alle Fälle müssen wir hiernach den Vogelgesang nicht nur seiner äußeren Form, sondern auch seinem Inhalte nach als schön bezeichnen; beide Teile ergänzen sich in harmonischer Weise.

Damit sind wir am Ende unsrer kurzen gemeinsamen Wanderungen und Betrachtungen. Jetzt zweifelst du wohl nicht mehr an der Schönheit des Vogelgesanges, sind wir doch an ihn weder mit den Ohren eines einseitigen Gefühlschwärmers, noch mit der ernststen Miene eines Musiktheoretikers herangetreten, sondern wir haben die vorliegende Frage, indem wir Herz und Verstand in gleicher Weise zur Prüfung der Vogelmusik auf ihre Schönheit herangezogen haben, in möglichster Unbefangenheit zu entscheiden versucht. Und doch scheinst du noch nicht befriedigt zu sein? — Du hältst mir vor, daß gewisse Vögel doch recht häßliche Töne hervorbringen. Du beruffst dich beispielsweise auf die Lachmöwen, die du einmal über der Elbe oder an Teichen der Niederung beobachtet hast und die recht unmusikalische Rufe ausgestoßen haben; solche „Musik“ sei doch keinesfalls schön! Bis zu einem gewissen Grade hast du recht. Wie in der Kunst der Menschen, so beobachten wir auch im Vogelgesang — dies Wort im weitesten Sinne genommen — sehr verschiedene Stufen der Entwicklung. Manche Vogelliedchen erinnern uns in ihrer Einfachheit an das Volkslied. Ich denke da z. B. an den Kuckucksruf, der vielleicht gerade mit Rücksicht auf diese eigenartige Verwandtschaft schon in sehr früher Zeit Aufnahme ins Volkslied gefunden hat. Andre Vogelgesänge wecken in uns, wie wir schon gesehen haben, Erinnerungen an unsre größten Klassiker Haydn und Mozart, während wir den Gesang der Amsel mit den Werken moderner Tonkünstler vergleichen möchten. Andererseits gibt es Vögel, deren musikalische Leistungen ebenso tief stehen, wie die Musik wilder Völkerschaften, denen es bei ihren Darbietungen in erster Linie auf ohrenbetäubenden Lärm ankommt, den zwar die Wilden, nicht aber wir schön finden. Doch darf uns dies in unserm Urteil über den Vogelgesang nicht irre machen; denn einmal lassen die in betracht kommenden Vögel keine Gesänge hören, sondern nur Einzelrufe und Schreie, um deswillen wir diese Vögel teilweise als Schreivögel bezeichnen, zum mindesten aber von den eigentlichen Singvögeln trennen. Dann aber laß dir kurz noch etwas aus meinen mannigfachen Erfahrungen mitteilen, was dir beweisen möge, daß selbst wilde Schreie gewisser Vögel zur rechten Zeit und am rechten Orte schön klingen können. Im Sommer 1914 war ich bis zum Kriegsausbruch auf der holländischen Nordsee-Insel Schiermonnikoog, um das Leben und die Stimmen der Seevögel eingehender zu studieren. Manchmal war ich über die jähren Aufschreie derselben auch etwas unwillig. Da aber kam eines Tages ein gewaltiger Sturm übers Meer daher gebraust, der die Sluten des Meeres immer mehr aufpeitschte und die Wellen immer höher auftürmte, daß sie sich jählings überstürzten und in wildem Branden und Donnern über den Strand hinwälzten. Schwere, graue Wolken jagten am Himmel dahin, sich hier und da in großen Wassermassen entladend. Über den Wogen aber trieben in der Luft einige Möwen ihr Spiel, als wollten sie dem Sturme Trotz bieten, wobei sie oft ihr gellendes Lachen und andre wilde Schreie ausstießen. Damals fand ich selbst diese Töne schön. Es wäre unschön gewesen — das wirst du ohn-

weiteres zugeben — wenn die Vögel zarte, süße Lieder geflötet hätten. So aber stimmten die lauten Schreie wunderbar zu dem wilden Tosen und Heulen des Sturmes und der Wellen — das Ganze war eine gewaltige, große Harmonie aus Dissonanzen, wie sie eben nur die Natur zustande bringen kann.

Und nun zu guter Letzt noch eine Frage: Glaubst du, daß viele Komponisten die Lieder so mancher Vögel in ihre Werke aufgenommen und darin künstlerisch verarbeitet hätten, wenn die Vogelgesänge ihnen als etwas Unschönes erschienen wären? Meinst du, daß z. B. unser großer Richard Wagner der Stimme des „Waldvogels“ im „Siegfried“ echte Naturstimmen, die er im Sihltale bei Zürich erlauschte, zugrunde gelegt hätte, wenn er von seinem künstlerisch hohen Standpunkte aus jenen Stimmen nicht die Schönheit hätte zusprechen können?

Doch genug: Ich bin sicher, jetzt sind deine Zweifel an der Schönheit des Vogelgesanges zerstreut. Nur vergiß nicht, all die Folgerungen aus deiner neu gewonnenen Erkenntnis zu ziehen. Lausche noch mehr, als du es bisher wohl getan hast, in ernsten und heitern Tagen dem Gesänge der Vögel! Du wirst dann manche wunderbare Wirkung verspüren. Genieße nicht nur die mannigfachen Schönheiten, sondern dringe auch mit dem Verstande in die Geheimnisse des Vogelgesangs ein! Schütze die Vögel, die dir solche Genüsse bieten, und trage deinen Teil dazu bei, daß auch andre durch Vertiefung in die Schönheiten des Vogelgesangs die Natur achten und lieben lernen. Erst dann haben unsere Betrachtungen die rechten Früchte gezeitigt.

Die gefiederten Bewohner des Königlichen Großen Gartens zu Dresden

Von Alfred Kümmler

Wie schade, daß der Bewohner der Großstadt so wenig Gelegenheit hat, der heimischen Vogelwelt näher zu treten, da ihn der Beruf den größten Teil des Tages inmitten des Häusermeeres festhält! Indessen, diese Klage ist doch nur zum Teil berechtigt. Wer ein offenes Auge und Ohr hat, kann in den Garten- und Parkanlagen jeder Großstadt eine recht ansehnliche Zahl Vögel kennen lernen. In Dresden findet der Naturfreund im kgl. Großen Garten, einem Parke von etwa 2 qkm Ausdehnung, ein besonders reiches Beobachtungsgebiet. Alter Laubholzbestand, zumeist Eichen, Weißbuchen (auch einzelne Rotbuchen) und Linden, in deren Schatten üppiges Buschwerk grünt, wechselt mit größeren Wiesenflächen ab. Hier und da behaupten sich auch einige düstere Kiefern mitten in den frischen Sarben. Mehrere Alleeen, von Linden umsäumt, deren Kronen vielfach von Misteln besetzt sind, durchqueren den Garten. Auch an Wasser fehlt es nicht. Drei Teichflächen, zwei von ihnen durch Kanäle miteinander verbunden, beleben die Landschaft, und selbst ein Bach schlängelt sich, von Schwarzerlen begleitet, durch unser Gebiet.

Wir wollen den Großen Garten zu den verschiedenen Jahreszeiten aufsuchen und beginnen unsere Streifzüge an einem Maientage, wenn alle Zugvögel in ihre

Heimat zurückgekehrt sind. Welch eine Sülle von Gesängen dringt an unser Ohr! Im Wipfel einer Linde trägt eine Singdrossel, die an der hellen, mit braunen Tropfen gezierten Brust zu erkennen ist, ihre melodischen Strophen vor. Unterdessen spürt eine Amsel, ihre Verwandte im Trauerkleide, am Boden fetten Regenwürmern nach. Recht lebhaft ist heute das zierliche Volk der Meisen. Hier turnen Blaumeisen munter im Gezweig, und zwei Schwanzmeisen jagen sich scheltend in der Luft. Eine Kohlmeise ruft unaufhörlich ihr zizidā, zizidā. Wunderschön heben sich ihre weißen Bäckchen von der schwarzen Kopfzeichnung und der gelben Brust ab. Im benachbarten Holunderbusche hängt eine Sumpfmeise in düsterer Nonnentracht mit dem Köpfschen nach unten an einem Zweige und hämmert lustig drauflos. Da fliegt ein schmucker Buchfink heran und läßt sich dicht vor uns auf dem Wege nieder. Pink, pink, so bettelt er uns um Sutter. Hastig pickt er ein Brotkrümchen auf und dankt mit lebhaftem Schlag. Kaum haben wir zu füttern begonnen, als auch schon einige Hausperlinge herbeieilen, um ihren Teil in Sicherheit zu bringen. Je mehr die Sonne durch die Wolken bricht, um so lebhafter wird der Wettstreit der Sänger. Klappergrasmücken lispeln ihr leises Lied, das mit lautem Klappern endet; ein Mönch schmettert aus voller Kehle seinen Überschlag, und die unscheinbare Gartengrasmücke trägt ihren fast amselähnlichen Gesang vor. „Vogel Bülow, Vogel Bülow“ ruft uns der Pirol, der gelbe „Pflingstvogel“, zu. „Zilp, zalp, zilp, zalp“ tönt es aus den Kronen der Laubbäume, wo der kleine grüngelb gekleidete Musikant, ein Weidenlaubfänger, ruhelos von Zweig zu Zweig schlüpft. Auch Sitislaubfänger lassen ihren zarten, dem Sinkenschlage ähnlichen Gesang hören, und der Dritte im Bunde, der Waldlaubvogel, erfreut uns durch sein Schwirren. Dann und wann fliegen Grünfinken mit klingelnden Rufen über uns hin. Auch Rotkehlchen und Gartenrotschwänzen, Gelbspötter und Girliße tragen ihren Teil zum Gelingen des Vogelkonzerts bei.

Wer lacht da so spöttisch über die muntere Sängerschar? Ein Grünspecht ist's, der hoch oben am Stamme einer Eiche klettert, die vor uns am Wege steht. Jetzt fliegt er im Bogenfluge nach einer Grasfläche und bearbeitet den Boden mit seinem Schnabel. Dann und wann reckt er sich und blickt zu uns herüber, so daß wir sein grünes Sederkleid und den roten Kopfschmuck bewundern können. Die Familie der Spechte wird in unserm Garten auch durch den großen und kleinen Buntspecht vertreten, den beiden echt deutschen Vögeln in ihren schwarz-weiß-roten Gewändern. Auch der ihnen nahestehende Wendehals fehlt nicht; vermöge seines unauffälligen, rindenfarbigen Gefieders entzieht er sich aber meist unsern Blicken. „Tit, tit, tit“ — wo mag dieser Vogel stecken, dessen Lockruf wir so oft hören? Ein Blick durchs Sernglas lehrt uns, daß wir einen kleinen Hausbaumläufer vor uns haben, der gewandt am Baume emporklettert und dabei mit seinem langen, abwärts gebogenen Schnabel die Rindenfugen untersucht. An demselben Stamme hat ein Kleiber (großer Baumläufer) etwas Eßbares entdeckt und trägt es nun mit sich fort. Er klettert auch den Stamm abwärts, eine Fähigkeit, die weder sein kleiner Verwandter, noch irgendein Specht besitzt. Endlich hat er eine geeignete Baumritze gefunden, in die er seine Beute flink ein-

klemmt. Vor einigen Jahren machte mir im Großen Garten ein Kleiber die Sreude, Sutter aus meiner Hand zu nehmen, die ich ihm dicht am Boden entgegenstreckte. Ähnliches Glück hatte ich im März 1912 mit einer Blaumeise. Sie gewöhnte sich daran, von mir dargebotene Semmelstückchen im Sluge zu erhaschen.

Da wir die reiche Vogelwelt im Mai nicht an einem Tage genauer beobachten können, wollen wir noch einen zweiten Gang durch den Garten unternehmen, diesmal am Käitzbache entlang, dem Carola-See zu. Vielleicht beschert uns der Lauf des Bächleins einige Beobachtungen. Nicht lange dauert es, da zeigen sich schon zwei Gebirgsbachstelzen, die mit zierlichen Schritten im seichten Wasser umhertrippeln. Dabei wippen sie beständig mit ihren langen Schwänzen auf und nieder. Das leuchtende Gelb in ihrem Sederkleide verleiht ihnen ein schmuckes Aussehen. Dort auf dem weichen Schlamm Boden huscht ein braun gekleideter Zwerg umher und pickt munter nach Insekten. Ist's nicht ein Saunkönig? Ja freilich; eben hat er sich auf einen Holunderzweig geschwungen und schmettert sein Lied so laut und klangvoll, wie wir es dem kleinen Burschen niemals zugetraut hätten. Es sieht zu drollig aus, wie er sein Schwänzchen so keck aufrecht trägt. Husch, ist er davon! Auf der andern Seite des Weges suchen einige Vögel nach Sinkenart am Boden ihr Sutter. Für Buchfinken sind sie zu groß und zu plump, auch sind die Farben des Gefieders andere. Das Braun der Kopfplatte und der Backen, sowie der lichtgraue Nacken stehen im lebhaften Gegensatz zu dem fast schwarzen Kehlfleck. Besonders fällt uns der äußerst kräftige Schnabel auf, das untrügliche Erkennungszeichen der Kirsch kernbeißer. Während sie sonst in Dresdens Umgebung nur recht vereinzelt vorkommen, beherbergt der Große Garten eine ansehnliche Zahl Brutpaare. Allein am 1. Juni des vergangenen Jahres beobachtete ich an vier verschiedenen Stellen ein- und auch zwei eben flügge Kernbeißer, die von den Alten gefüttert wurden. Jetzt fliegt einer der Dickschnäbel von der Erde auf, dem Wipfel einer Eiche zu, von wo aus er uns sein scharfes „zick, zick“ zuruft. Auf einem dünnen Astchen dieses Baumes sitzt ein grauer Sliogenschnäpper, der von hier aus eifrig Insektenjagd betreibt. So oft er eine Beute erblickt, schwingt er sich in die Luft und kehrt mit zuckenden Flügel schlägen wieder auf seinen Platz zurück.

Wir sind nach dem Carola-See gekommen, an dessen Ufer wir kurze Zeit verweilen wollen. Vor uns liegt die Wasserfläche, in der sich bei herrlichem Sonnenschein maien grüne Bäume und Sträucher spiegeln. Neben Schwänen tummeln sich Braut- und Stockenten auf dem Wasser, die im Garten ausgefetzt worden sind und gebrütet haben. An der Sutterstelle der Schwäne haben sich einige Seldsperlinge und ein Goldammer als Tischgäste eingefunden. Auf einer kleinen Steininsel in der Mitte des Teiches bemerken wir wilde Tauben bei der Tränke, beide Arten, die den Park in großer Zahl bewohnen, nebeneinander, die größeren Ringeltauben mit ihren weißen Hals- und Flügelabzeichen und die kleineren Hoheltauben mit den schillernden Halsseiten. Während die Ringeltaube sonst im allgemeinen ein recht scheuer Vogel ist, hat sie sich im Großen Garten derart an die Menschen gewöhnt, daß wir sie oft in einer Entfernung von nur wenigen Metern vor uns sehen.

Außer dem kleinen Buntspecht, Wendehals, Sitislaubfänger und Pirol sind alle Vögel (30 Arten), die wir bisher antrafen, sichere Brutvögel des Gartens, d. h. durch Beobachtung von besetzten Nestern und eben flügenden Jungvögeln als solche festgestellt. Dazu kommt noch das Hausrotschwänzchen, das an einem Gebäude des Botanischen Gartens brütet. Die vier eben genannten Arten, sowie Star und Rabenkrähe müssen wir ihrem regelmäßigen Vorkommen nach aber gleichfalls als Brutvögel des Großen Gartens betrachten. Dasselbe gilt von den beiden Eulen, dem Steinkauz und dem Waldkauz.

Um uns ein Bild von dem Reichtum an Jungvögeln zu machen, die der Garten zur Brutzeit beherbergt, sind die ersten Juniwochen am geeignetsten, da dann die meisten Jungen der ersten Brut ihre Nester schon verlassen haben und nun zeternd und bettelnd auf Sutter warten. Ein kurzer Besuch der Anlagen bietet uns oft entzückende Bilder aus dem Familienleben und der Kinderstube unsrer gefiederten Freunde. Nur einige Beispiele. Auf einem Zweige hocken dicht zusammengedrängt drei winzige Sederbällchen mit trübgrauem Rücken und hellerer Brust. Jedes von ihnen ist mit einem rotbraunen Käppchen geschmückt. Da fliegt der Vater, ein Plattmönch, heran und stopft die drei weit aufgerissenen, piependen Schnäbelchen. An einer andern Stelle werden zwei kaum flügge Klappergrasmücken gefüttert. Eine von ihnen klettert munter auf mich zu und läßt sich ruhig mit der Hand berühren. Doch ihre Mutter nimmt mir dies sehr übel und schnärrt und zankt, bis ich mich entferne. Wunderhübsch sieht es aus, wenn aus den künstlichen Meisenhöhlen, die im Garten meist von Seldsperlingen besetzt sind, die Besitzer zum Slugloche heraus schauen wie der Windmüller durch sein Fenster. An einem regnerischen Sonntage höre ich die klagenden Rufe eines Waldschwirrvogels, die so recht zu der trüben Stimmung in der Natur passen. Immer wieder tönt das weiche „diü“ aus den Äronen der Laubbäume, wo der Sänger Sutter sucht. Ob wohl sein Nest in der Nähe ist? Plötzlich verstummt das Klagen, und der Vogel ist verschwunden. Nach kurzem Suchen fliegt er dicht vor meinen Füßen auf, und ich stehe vor der Brutlaube, einer kaum sichtbaren Erhöhung des Erdreichs. Der kleine Baumeister hat sein oben überdecktes Nest aus Laub gefertigt. Schützend legen sich Grashalme darüber, die es fremden Blicken entziehen. Aus der seitlichen Öffnung dringt das Zirpen der Jungen hervor. Auch im Juli haben wir noch oft Gelegenheit, Jungvögel zu beobachten. Neben Jungen der zweiten Brut traf ich in der ersten Hälfte des Monats besonders zahlreich eben flügge Gelbspötter an, die sich durch ihre rauhen Lockrufe bemerkbar machten.

Einige Vögel sind nur in der Umgegend ansässig, unternehmen aber ihre Streifzüge gelegentlich nach dem Garten. Die gewandten Mauersegler, die in der Stadt mit lautem „frie, frie“ um die Giebel der Häuser jagen, tummeln sich besonders über dem Westteile des Gartens im Luftmeer. Nicht selten läßt sich ein Turmfalk blicken, vermutlich einer von den Salken, die am Finanzministerium horsten. Welch entzückendes Bild, wenn er tief über einer Wiesenfläche rüttelt oder hoch über den Baumkronen seine Kreise zieht! Nie habe ich die Mäusejagd

eines Turmfalken so schön und aus so geringer Entfernung beobachten können, wie an einem Sebruartage 1916. Frühlingstimmung! Der Schnee war geschmolzen, und die liebe Sonne schien schon so warm wie mitten im Lenz. Auf einer Schwarzpappel an der Hauptallee hatte sich ein Turmfalk niedergelassen und sonnte sich. Bald strich er nach der höchsten Spitze eines benachbarten Baumes und spähte zur Wiese hinab. Plötzlich stieß er in spitzem Winkel abwärts und schlug die Krallen in den Boden. Wenige Sekunden später flog er mit einer Maus in den Sängen jener Pappel wieder zu, wo ich ihn zuerst erblickte. Dort verzehrte er gemütlich seine Beute. Als der Schmaus beendet war, saß er wieder ein Weilchen still und blickte mich aus seinen dunklen Augen neugierig an. Wenn wir Glück haben, ertappen wir auch einmal einen Sperber, der sich über dem Garten in die Lüfte schraubt. Selten begegnen wir zur Sommerszeit einer weißen Bachstelze oder gar einem Stieglitz. Dann und wann jagen einige Rauchschwalben zwitschernd über einem Teiche, oder eine Nebelkrähe streicht in trägem Sluge über uns hin. Nur einmal sah ich fünf Lachmöwen über dem Wasser.

Während es in der ersten Hälfte des Erntemondes recht still im Garten ist, können wir von Ende August bis Mitte September mit Bestimmtheit auf den Durchzug der Trauerfliegenschnäpper rechnen. Obgleich die alten Männchen in dieser Zeit ihren schwarzen Strack, der sie zur Brutzeit schmückt, und die weiße Weste mit einem einfacheren, braunen Reisekleide vertauscht haben, macht es doch immer Freude, die Vögel einzeln oder in kleinen Schwärmen bei der Insektenjagd zu belauschen. Die weiße Binde auf den dunkeln Flügeln könnte uns einen Buchfinken vortäuschen; doch das ganze Benehmen läßt deutlich den Fliegenschnäpper erkennen. Wenn diese zierlichen Sänger durch den Garten streifen, hält der Edelstein unsrer Vogelwelt, der Eisvogel, seinen Einzug. Seit 1912 beobachtete ich ihn hier; der schillernde Königsfischer ist in keinem Jahre ausgeblieben. Wie oft erfreut er uns, wenn er in geradlinigem Sluge über dem Wasser hinstreicht oder sich von einem überhängenden Zweige aus in die Sluten stürzt, um ein Sischlein zu erhaschen! Wenn ein schöner, sonniger Herbsttag recht zahlreiche Spaziergänger in den Garten gelockt hat, dann zieht sich der Eisvogel freilich ins Ufergebüsch zurück. Ende September 1916 hatte ich seltenes Glück, als ich auf einem Rundgange an einer der kleinen Inseln am Carolateiche vorüberkam. Der Herbst hatte schon begonnen, Bäume und Sträucher mit zarten bunten Farben zu beleben. Plötzlich ein lautes „tit, tit“ auf der Insel, und im gleichen Augenblicke streichen zwei Eisvögel nach links. Noch immer Rufe, da fliegen zwei weitere nach rechts übers Wasser. Kurz darauf noch ein fünfter! Beim Anblick dieser herrlichen Vögel, deren Gefieder so schön im Sonnenschein glänzt, glaubte man, Kinder der Tropen vor sich zu sehen. Als ich auf dem Rückwege am Neuen Teiche vorüberkam, traf ich auch dort einen Eisvogel an. — Der September bringt uns noch manche Beobachtungen. Schwanzmeisen, die wir zur Sommerszeit nur vereinzelt im Garten erblickten, treiben sich von jetzt ab häufig in kleinen Schwärmen umher. Ihr munteres Wesen muß jeden Naturfreund ergötzen, der die kleinen Sederbällchen im Gezweige herumturnen sieht. Sobald der Herbstmond gekommen ist, stellt sich

regelmäßig noch ein Kind unsrer Wälder ein, der Eichelhäher. In Gesellschaften von 3—6 Vögeln streichen sie nach Zigeunerart durch den Garten. Bald hier, bald da hört man ihr häßliches Kreischen oder sieht einen der Strauchritter träge und faul auf einem Aste hocken. Auf den Straßen, die unser Beobachtungsgebiet einschließen und durchqueren, haben sich Haubenlerchen als bescheidene Gäste eingefunden. So unscheinbar grau ihr Gefieder auch ist, bereiten sie mir doch stets Freude, wenn sie gewandt auf dem Pflaster einhertrippeln und mit ihren wohlklingenden Lockrufen die trübe Winterstimmung erheitern.

Oktober, November. Auch in diesen Monaten wollen wir den Garten nicht unbesucht lassen, da er uns manches Neue bietet. Sällt doch in diese Zeit der Durchzug der kleinsten und zierlichsten unsrer heimischen Drosseln, der Rotdrossel. Ein langgezogenes, schwirrendes „zieh“ verrät uns ihre Anwesenheit, und bald entdecken wir im Gezweig einer Linde einen kleinen Drosselschwarm. Welch schmucker Anblick! Die helle Brust ist mit braunen Längsstreifchen geziert; dicht über dem Auge zieht sich ein auffallender gelblich-weißer Längsstreifen hin. Mit lautem „tschak-tschak“ streichen einige größere Drosseln heran und lassen sich auf dem Boden nieder. Zwischen dem lichten Grau des Kopfes und des Bürzels breitet sich eine braune Särbung über den Rücken aus. Also auch die Wacholderdrossel, bekannter unter dem Namen „Krammetsvogel“, bleibt unsern Anlagen nicht fern. Nun wäre noch die größte von ihnen, die Misteldrossel, übrig, das vergrößerte Abbild der Singdrossel. Während ich ihr im Herbst nie im Garten begegnet bin, habe ich sie auf dem Frühjahrszuge einigemal angetroffen, wie sie behaglich in einem Mistelbusche saß. Im November läßt sich auch der Zwerg unsrer Vogelwelt, das winzige Goldhähnchen, im Garten blicken.

Die Wintermonate mit Reif, Frost und Schneefall locken zahlreiche Gäste in unser Land, so daß wir einen Streifzug durch den Garten nicht versäumen dürfen. Jetzt wird der Naturfreund manchen Vogel erblicken, der ihm aus der Vogelstube bekannt ist. Wenn wir die schon erwähnten Erlen am Kratzbache aufsuchen, haben wir Aussicht, den lockeren Teufel zu beobachten, wie er fleißig die Erlenzapfen ausklaubt. Besonders empfehlenswert ist es, Buchfinken- und Grünlingschwärme, die sich zeitweise im Garten aufhalten, genau zu mustern, weil sich nicht selten nordische Bergfinken ihnen anschließen. Durch die grellen Farben des Sederkleides heben sie sich scharf von ihren Verwandten ab. Auf das Schwarz des Kopfes und des Oberrückens folgt unmittelbar die leuchtend orangefarbige Kehle und Brust, ein Merkmal, das jede Verwechslung ausschließt. Vor einigen Jahren suchte in den Anlagen der Bürgerwiese, die an den Großen Garten grenzt, einer dieser Vögel in geringer Entfernung vor mir Sutter am Boden. Erwähnenswert sind auch die großen Kernbeißerschwärme, die im Winter oft einfallen. Wohl jeder Leser kennt den schmucken Gimpel oder Dompfaff, der so gern als Stubenvogel gehalten wird. Wer noch nie das Glück hatte, ihn in freier Natur zu beobachten, dem bietet der Große Garten Gelegenheit dazu.

Winterstimmung! Vor uns ein Schneeballstrauch, der reich mit roten Beeren geschmückt ist. In seinen Zweigen sitzen zwei entzückende Gimpelmännchen im roten Rock mit schwarzem Käppchen, daneben ein Weibchen, bei dem das grelle

Rot von lichtem Braun ersetzt wird. Ein leises, träumerisches „djü, djü“ dringt an unser Ohr. Bald fliegen sie einer Birke zu, deren Zweige mit den Gästen auf und nieder schwanken. Mancher Winter schickt auch nordische Gesandte, die wir in unserm Gebiete zu den Seltenheiten zählen müssen, bis in die Anlagen unsrer Stadt, ich meine die Seidenschwänze. Jeder, der diese Kinder des Nordens kennt, wird meine Freude verstehen, als ich in den ersten Märztagen des vergangenen Jahres über 20 der mit einer Haube geschmückten, stargroßen Vögel in einer Pappelkrone der Herkulesallee erblickte.

Durch diese Zeilen, so hoffe ich, werden viele Besucher des Großen Gartens angeregt werden, bei ihren Spaziergängen der Vogelwelt ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Manche schöne Stunde wird ihr Lohn sein.

Vogelbeobachtungen im Felde

Von Raimund Schelcher

Als im November und Dezember 1914 der Bewegungskrieg an den meisten Teilen der Front zum Stehen gekommen war, erhielt der Krieg durch die Stellungskämpfe ein völlig neues Gesicht. Die Grabenanlagen wurden weiter ausgebaut und befestigt, Unterstände angelegt, und in den Ortschaften und Lagern dicht hinter der Front wurden allmählich Ruhequartiere eingerichtet. Man bezog nicht mehr einen Unterstand oder den Schützengraben schlechtthin, sondern seinen Unterstand und seinen Graben. Verbindungswege und -gräben, Unterstände und andre Örtlichkeiten erhielten ihre Namen, sehr oft bekannte Namen aus der Heimat*), Unterstände und Quartiere wurden ausgeschmückt, kurz, man begann überall mit der Herrichtung eines Heimes. Immerhin hielt man sich natürlich viel mehr im Freien auf, als die meisten von uns bisher gewohnt waren. Die langen Märsche, bei denen man aber oft auch nicht allzuviel für die Umgebung übrig hatte, fielen jetzt weg. Doch das ganze Leben im Graben draußen, das lange Postenstehen, zumal in den Dämmerungs- und Nachtstunden, brachte eine viel engere Berührung mit der Natur. Die oft durch die Verhältnisse aufgezwungene Tagesruhe führte manchen dazu, Tier- und Pflanzenwelt seiner Umgebung näher zu beobachten, als er es bisher gewohnt war. Mit manchen wurde man ja gegen seinen Willen vertraut. Ratten und Mäuse, Slöhe und Läuse, das sind Tiere, die viele von uns näher kennen lernten, als ihnen lieb sein konnte. Die Langeweile aber trieb zu weiterer Betätigung, und hatte einer erst einmal Freude daran gefunden, die Tierwelt zu beobachten, so mußte sein Augenmerk bald auf die Vogelwelt gelenkt werden. Die Säugetiere sind in nur sehr wenigen Arten und nicht übermäßig zahlreich vertreten, dazu zum größeren Teil Nachttiere, und so sind es in erster Linie die Vögel, die sich auch dem Soldaten im Seindesland bemerkbar machen, zumal durch die Vogelwelt auch gar leicht die Erinnerungen an die Heimat wieder wach werden. Denn das ist es ja, was wir, z. T. vielleicht unbewußt, dabei

*) In der Champagne kannte ich einen Keil-, Sichtel- und Pöhlberg, ein Lager Ober-Bärenburg, Neu-Ripzdorf u. a. m.

suchen, wenn wir unsre Umgebung nach uns bekannten Gegenden neu benennen, wenn wir unsre ständigen Aufenthaltsorte ausschmücken und „gemütlich“ herrichten, oder wenn wir in stiller Betrachtung der veränderten Umwelt unsre Gedanken weiterschweifen lassen.

Schon der Schützengraben hat eine eigene, wenn auch eng umgrenzte Vogelwelt. Sind die Arten auch nur gering an Zahl, so bietet sich doch dafür oft Gelegenheit, das Vogelleben, besonders während der Brutpflege, äußerst eingehend zu beobachten. So hatten sich in mehreren unsrer Unterstände vor Ypern Rauchschwalben eingenistet und brüteten dort ihre Jungen aus, unbekümmert um den regen Verkehr, der sich Tag und Nacht in kürzester Entfernung vor der Kinderwiege abspielte. Es ist selbstverständlich, daß die Insassen des betreffenden Unterstandes „ihren“ Schwalben ganz besonderen Schutz angedeihen ließen. — Andere Bewohner des Grabens sind weiße und graue Bachstelzen und graue Sliagenschnäpper, Vögel, die sich auch sonst oft dem Menschen enger anschließen, hier aber ihre Scheu gänzlich ablegen. Lt. M. . . . schrieb Mitte Mai 1915 von der Mlawa: „Ein Pärchen des grauen Sliagenschnäppers hat in den Taschen der Grabenverkleidung sein Nest gebaut. Seit 12–14 Tagen brüten beide abwechselnd, und man kann ruhig bis auf 60 cm herankommen“ — Ein Buchfinkenpaar hatte in unmittelbarer Nähe eines Bataillonsunterstandes sein Heim aufgeschlagen. Die „Bataillonsfinken“ waren allgemein bekannt und beliebt und holten sich auch ihren täglichen Anteil am Eßtische; namentlich das Männchen zeigte bald eine solche Vertraulichkeit, daß es sich erdreistete, selbst von dem Teller des Kommandeurs, während dieser noch davon aß, eine Kostprobe zu holen. — In den „Blättern für Naturschutz und Heimatpflege“, 2. Jahrg. Nr. 9, heißt es Seite 3: „Ein Sinkenpaar fand unsere Lafetten als besonders verlockenden Platz, um dort sein Nest zu bauen.“ Auch Lerchen, Goldammern und Rebhühner sind häufig unmittelbar an den Gräben zu beobachten. In Nordfrankreich fand ich in einem der vordersten Gräben eine noch nicht flügge Seldlerche*), und in den eben erwähnten „Blättern für Naturschutz“ wird auf Seite 3 von einem Rebhuhnpaare berichtet, das durch das Scherenfernrohr lange Zeit am Drahthindernis beobachtet werden konnte, wie die Henne erst den Platz zum Nestbau aussuchte, wie sie dann Halme und andere Baustoffe zusammentrug, und wie der Hahn ihr dabei Gesellschaft leistete und sie unterstützte.

Daß all diese Vögel ihre natürliche Scheu vor dem Infanterie- und Artilleriefeuer gänzlich verloren haben, ist nicht besonders erwähnenswert. Es ist ja eine bekannte Erscheinung, daß Gehölze und Waldstücke, wo eben noch die Granaten heulten und Stämme und Äste mit ihren Splintern zerfetzten, nach kaum einer Viertelstunde vom jubelnden, schmetternden Vogelgesang widerhallen. Mehr als einmal konnte ich es erleben — so namentlich ist mir's in Erinnerung aus der Gegend von Sooge —, daß von einem Baumwipfel herab eine Drossel ihr Abendlied sang, unbekümmert um Granaten und Schrapnells, mit denen der Feind das Gelände absuchte, und nur wenig Kameraden fanden sich dann, die der Wirkung dieses Vogelliedes verschlossen blieben. Es übt zu solcher Stunde einen eigenartigen Zauber aus und geht tief zu Herzen.

*) Vgl. Ornith. Monatschrift 1916, Seite 300.

Auf die Tage in der Stellung folgt eine kurze Zeit in den Ruhequartieren, und hier dicht hinter der Front gibt es noch manches mehr zu beobachten, was in das gar zu oft eintönige Dasein Anregung und Abwechslung bringt. Die Erinnerung an Altes, Bekanntes, an die Heimat wird dabei durch den unwillkürlichen Vergleich immer wieder wach, und dadurch ist es gegeben, daß wiederum das besonders bemerkt wird, was wir anders, als in der Heimat finden. Auffallend war mir in Nordfrankreich, etwa in der Gegend Lille—Douai, die ja schon sprichwörtliche „Leere des Industriegebietes“. Flach wie ein Tisch, kahl und öde, erstreckt sich das Land zwischen den Ortschaften. Kahl und öde ziehen sich auch die Landstraßen durch, ohne jegliche Bepflanzung mit Bäumen, wie wir's doch von daheim gewohnt sind, und wie es das Landschaftsbild so unendlich belebt. Goldammern, Seld- und Haubenlerchen sind Charaktervögel dieser Gegend; dazu möchte ich noch die Elster rechnen, die hier mit ganz wenig Baumwuchs zufrieden zu sein scheint und offenbar noch genug Nistgelegenheiten findet. Ein um so reicheres Vogelleben bergen dann aber die kleinen Gehölze und Parkanlagen, wie sie fast in jeder Ortschaft zu finden sind. Pirol und Kuckuck, Turteltaube, Mönchs- und Gartengrasmücke sind hier zu Haus; weithin ertönt der Wacholderdrossel Lied, und ist auch diese zur Ruhe gegangen, dann erst kommt die Nachtigall recht zur Geltung, die bis dahin in dem vielstimmigen Gesangskonzert nur dem Aufmerksamen nicht entging. Ihr Seufzen und Schmettern, Jubeln, Klagen und Trillern hat besonders manch dankbaren Zuhörer in den Gärten der Lazarette gefunden, die in der Liller Gegend oft in parkumgebenen Landsitzen eingerichtet waren. Und auch wir andern haben oft in später Abendstunde, wenn Zeit und Umstände es erlaubten, dem Nachtigallenschlag gelauscht. Keiner von uns wird die herrlichen Mondscheinabende vergessen, an denen wir zu dem nahen Schloßpark hinüber wanderten, wo unter den hohen Bäumen die Luft noch mit dem schweren Duft der letzten Narzissen geschwängert war, und regelmäßig fanden wir hier die Sänger im schlichten Kleid, die im liebestollen Sängerstreit ihre Kunst zu höchster Kraft entfalteten. Der Vogel war in diesem Gelände auffallend häufig und auch bei Tage oft zu hören; selbst in den Gärten des gänzlich zerstörten La Bassée fand ich trotz heftigen Seuers noch am späten Vormittag singende Nachtigallen.

Der „Leere des Industriegebietes“ gegenüber stehen Gegenden, wo es keine durchgreifende Seld- und Forstwirtschaft gibt, oder wo überhaupt der Mensch seine Herrschaft mehr oder minder aufgegeben hat. Hier fehlt auch, was für die Tierwelt nicht unwesentlich ist, der sogenannte „Jagdschutz“. Ich meine Gebiete wie die Niederungen an der Suippe, Aisne u. a. m. oder das Überschwemmungsgebiet von Dixmuiden. Hier ist natürlich für den Vogelfreund ein ergiebiges Seld. Bussarde, Weihen, Turmfalken und Sperber sind fast täglich anzutreffen. Sischreihler sind ständige Gäste, und all diese Vögel fallen schon durch ihre Größe auch dem nicht Geübten auf. Andere, wie die häufige Elster und der hier gar nicht seltene Eisvogel, ziehen durch ihre leuchtende Särbung leicht die Aufmerksamkeit auf sich. Elstern, auf den schwankenden Zweigen der Birken sitzend, boten sich oft zufällig dem Blick durchs Scherenfernrohr dar, wenn man die Gegend beim Seinde drüben musterte. Das grünfüßige Teichhuhn, das fast auf jedem kleinen stehenden oder

langsam fließenden Gewässer anzutreffen war, blieb von nur wenigen unbemerkt, und bei vielen Kameraden schärfte sich der Blick sehr rasch; sie lernten Freude an der Vogelwelt zu haben und lernten dabei beobachten. Unvergeßlich wird mir ein Gang durch unsere Stellung bei Dirmuiden in einer hellen Mondnacht bleiben.^{*)} Mit majestätischen, langsamen Flügelschlägen flogen zwei Sischreihler nahe bei uns vorbei; gespenstisch klingen ihre heiseren Rufe durch die stille Nacht. Bekassinen stieben reißenden Stuges vor unsern Süßen auf; an einer Wasserlache steht ein Wasserläufer und begrüßt mit lautem Ruf die nächtlichen Wanderer, und mit klagendem Schrei erheben sich einige Kiebitze. Nur für Augenblicke wird die hell leuchtende, weiße Unterseite sichtbar, dann sind sie auf dem dunklen Untergrunde wieder verschwunden, und nur ihre Rufe lassen vermuten, wo sie sich von neuem niederließen. Und der Steinkauz, der irgendwo aus den Kopfsweiden ruft, gibt durch das erregte „Kiuwitt“ seinem Mißfallen ob der Störung Ausdruck.

Hatte man Glück, so bekam man auch hier und da seltenerer Erscheinungen zu Gesicht. Dr. V. Sranz^{**)} berichtet von der Smergrappe, die im Aisnegebiet sogar ein häufiger Sommervogel sein soll. Die Weidenmeise (*Parus atricapillus rhenanus* Kleinschm.), die aus Deutschland bisher nur von gewissen Stellen bekannt ist, traf E. Stresemann nicht selten in der Woevre-Ebene und in den Sumpfwäldern bei Ronye an der Avre (Dep. Somme); im Argonner Wald wurde sie durch Bacmeister festgestellt (Februar 1916), und ich fand sie in den Waldungen an der Suippe. Auch der Zaunammer, der in Deutschland nicht gar so häufig ist, scheint in Nordfrankreich weit verbreitet zu sein. In den Gärten der kleinen Champagne-Dörfchen hörte ich sein einfaches, aber anheimelndes Liedchen täglich bis in den Herbst hinein. Stresemann fand den Vogel häufig bei Guiscard (Dep. Oise) und bei Beaufeuve (Dep. Aisne). Bei Blamont im lothringischen Grenzgebiet beobachtete er den Vogel am Nest, und bei Avricourt fand er ihn, ebenso wie J. Gengler bei Metz, überwintert.

Einem besonderen Zufall verdanke ich es auch, daß ich im Oktober 1916 in der Champagne an der Suippe einen Schwarm von 75–100 Tieren beobachten konnte. Lange lag ich im Selde zwischen Unkraut verborgen und sah den langbeinigen Vögeln zu, wie sie in schnellem, hastigem Laufe über den Acker rannten, so daß man die Bewegung der Beine gar nicht sah, oder auch, wie sie laut rufend eine Zeitlang in der Luft kreisten, um immer wieder auf dem gleichen Seldstück einzufallen. Beim Niederlassen wurden die schön schwarz und weiß gezeichneten Flügel hoch emporgeschlagen, so daß sie sich fast über dem Rücken zu berühren schienen. — Die Stunden solcher Beobachtungen lassen uns einmal gänzlich Zeit und Umgebung vergessen; nichts erinnert mehr an den Krieg, nichts daran, daß man als Soldat weit im Feindesland steht. Wirklich glücklich fühlt man sich da, wie einst in vergangenen Tagen, an denen man in der Heimat durch Seld und Au streifte und seine reine Freude am stillen Beobachten hatte.

Interessant ist es, daß wir, in Frankreich und Belgien namentlich, schon viele Vögel überwintert antreffen, die in Deutschland zum größten Teile wegziehen und

^{*)} Vgl. auch: Ornith. Beobachter an der Westfront. Ornith. Monatschrift 1916, Seite 298–307.

^{**)} Unterhaltungsbeilage der „Dresdner Nachrichten“ 18. Mai 1916: „Das Vogelleben im Aisnegebiet.“

nur in geringer Anzahl dableiben. Vermutlich werden diese Vögel auch dort nicht Heimatsrecht haben — wenn der Ausdruck erlaubt ist — sondern Zuzügler aus nördlicheren Breiten sein. Stare und Rotkehlchen sind im Winter an der ganzen Westfront nicht selten. In Slandern traf ich erstere in größeren Schwärmen von mehreren Hunderten, und wenn im November oder Dezember wirklich einmal die Sonne schien, dann saß eine ganze Gesellschaft lustig plaudernd und pfeifend auf den Dächern, so daß sich alles nach den lebhaften und ungewohnten Sängern erstaunt umschaute, wenn man mittags mit dem Kochgeschirr in der Hand zur verheißungsvoll dampfenden Seldküche zog. Ringeltauben, scheu wie immer, überflogen oftmals die Stellungen vor Ypern und wurden dann gewöhnlich als „Briestauben“ angesprochen. Auch im Wisnegebiet fand ich Ende November 1916 Schwärme dieser Vögel. Stresemann schreibt im Dezember 1916 vor Verdun: „Vor meinem Fenster fließt das Slußchen, zwängt sich durch drei große, steinerne Brückenbögen hindurch; Wasserpieper trippeln frierend das verschneite Ufer entlang, Heckenbraunellen piepen in den verwilderten Gärten, und wenn's schießt, rauschen Wolken zeternder Stare empor.“

Weit ergiebiger ist die Ostfront im allgemeinen für den Vogelfreund. Die Bevölkerung des Landes ist nicht annähernd so dicht als im Westen und der Vogelreichtum an Arten und Zahl meist erheblich größer; darunter gibt es auch manche im Westen seltene oder gar nicht vorhandene Tiere. — Der im Königreich Sachsen leider nur noch in wenigen Paaren brütende Storch ist bekanntlich im Osten fast überall noch recht häufig und zeigt in den Dörfern mit ihren kleinen, strohgedeckten Häuschen oft eine überraschende Vertraulichkeit. Von einer merkwürdig zähen Anhänglichkeit der Störche an ihre angestammte Niststätte berichtet J. Thienemann^{*)}: „Da steht ein Storchnest auf dem Strohdache einer Scheune. Die Russen kommen und brennen die Scheune im Herbst 1914 nieder. Da siedelt sich das Storchpaar ganz gegen die sonstigen Gewohnheiten auf einem dicht danebenstehenden, niedrig aufgeschichteten Rohrhäufen an. Dieser Rohrhäufen wird von den Menschen gebraucht und abgetragen; da steht das Nest im Jahre 1916 ein paar hundert Schritt davon entfernt auf einer von Granaten geköpften Birke.“ — Das Nisten der Störche auf Bäumen, wie es in Deutschland nur wenig angetroffen wird, ist in Rußland viel häufiger zu sehen. Ja, in der Lowiczzer Gegend sind Storchnester, wie mir S. Edelmann aus dem Selde schrieb, fast ausschließlich auf Bäumen zu finden. In Ostgalizien konnte ich bisher noch keine Baumnester feststellen; doch überraschte es mich, die großen Nester auf ganz niedrigen Dächern, 4–5 m über dem Boden, und in nächster Nachbarschaft voneinander zu sehen. Leider ist jetzt im Winter von den Insassen natürlich niemand da; nur Späßen, diese ungebetenen Mitbewohner fast aller Storchnester, machen sich breit.

Ein Hauptgrund für die Reichhaltigkeit des Vogel Lebens in vielen Teilen der Ostfront ist der Wasserreichtum des Landes. Ein Blick auf die Karte zeigt uns dies sofort. Ostpreußen, die Gegend von Grodno, Kowno, Wilna bis nach Dünaburg und noch weiter über dieses hinaus ist ein einziges Seengebiet; weiter südlich sind die Rokitnosümpfe ein wahres Vogeldorado, und gar in den Niederungen des Donau-

^{*)} S. Reclams Universalum, 23. Jahrg. Seite 21 und 22.

deltas findet sich ein Vogelreichtum, wie nur an wenig anderen Stellen Europas. Schnepfen, Wasserläufer, Gänse, Enten, Reiher und Kraniche sind hier nicht nur auf dem Durchzuge, sondern auch als Brutvögel zu treffen. Mancher unserer Soldaten hat hier zum erstenmal die auffallenden, V-förmig geordneten Flüge der Wildgänse über sich gesehen, oder auf einsamem Posten hörte er den „Gesang“ vorüberziehender Schwäne. In der Dämmerung ruft der Uhu und streicht geräuschlos mit gewaltigen Flügelschlägen den Waldweg entlang, und von fern her klingt der Rohrdommel dumpfer Schrei. Daß solche Erscheinungen nicht unbeachtet an unsern Leuten vorübergehen, ist ja leicht erklärlich, und was vielen dadurch für Werte geschaffen werden, daß sie durch solche harmlose Sreude an der Natur auf kurze Zeit der rauhen Wirklichkeit ihrer Umgebung entrissen werden, ist wohl unschätzbar und kann nur der recht ermessen, der ähnliches selbst erlebt hat. Mögen die beobachteten Vögel immer richtig erkannt werden oder nicht, das spielt zunächst für den ethischen Wert gar keine Rolle. Die Sreude daran ist da! Und damit auch die Aufmerksamkeit und das Interesse. Jede Sachzeitschrift bringt jetzt längere oder kürzere Berichte über Beobachtungen aus dem Seldo, die dafür Zeugnis ablegen, daß unsere Ornithologen auch dort draußen tätig sind und sich und andern zur Sreude neue Jünger gewinnen. Nur einige Vogelarten will ich hier aufzählen, die P. Wittekop im Gebiet des Scharaflusses nördlich der Rokitnosümpfe (Gouv. Grodno) festgestellt hat*), so z. B. den Kranich (als Brutvogel), See-, Schrei- und Sischadler, die Wiesen- und Steppenweihe, den Bartkauz, eine fast uhugroße Eule, die nur vereinzelt im östlichen Deutschland erbeutet wurde, u. a. m. Auch den Kolkraben erwähnt der Verfasser, und es scheint mir beachtenswert, daß er diesen Vogel als häufig anführt, „während die Nebelkrähe mehr zurücktritt, die Rabenkrähe und die Elster gänzlich fehlen“, eine Beobachtung, die vielleicht noch weiterer Nachprüfung bedarf. Aus Ostgalizien kann ich berichten, daß — wenigstens von November bis Sebruar — Elstern und Nebelkrähen recht häufig sind und Saatkrähen in großen Mengen auftreten. Rabenkrähen konnte ich bisher noch nicht mit Sicherheit feststellen. Der Kolkrabe übrigens und die geradezu tropisch gefärbte, in Deutschland leider so seltene Mandelkrähe werden von vielen Stellen der Ostfront gemeldet. — Für uns fremdartige Erscheinungen in der Vogelwelt bringen natürlich die Kriegsschauplätze in Serbien, Mazedonien und Rumänien in größerer Zahl. In erster Linie, weil am auffallendsten, sind da die großen Raubvögel zu nennen. Der Weißkopf- und auch der Kuttengeier werden dort gefunden, Vögel, die wir sonst nur aus zoologischen Gärten kennen. Es würde zu weit führen, noch mehr Namen aufzuzählen; nur noch ein paar Worte über die Dobrudscha mit den Sumpfniederungen des Donaudeltas, ein in ornithologischer Hinsicht überreiches Gebiet, wie es wenige gibt. H. Sommerer schreibt darüber:**) „In den Au-Urwäldern ist der Horst des Seeadlers und Kaiseradlers keine Seltenheit . . . der kühne und schöne Würgfalke, die Weihenarten und insbesondere der Rotfußfalke sind in einer uns Mitteleuropäern unbegreiflichen Zahl vorhanden . . . die schöne Rake, der prächtige Bienenfresser verschönen das bunte Bild . . . Löffel,

*) S. „Wild und Hund“, 22. Jahrg. Seite 508.

**) S. „Wild und Hund“, 32. Jahrg. Seite 705—707.

Edel-, Grau-, Purpur- und Nachtreiher schwirren durcheinander, Ibisse und Zwergkormorane vervollständigen dies Bild Ich habe im Delta Reiherkolonien besucht, die noch einige tausend Brutpaare beherbergten." Nach dem gleichen Autor ist auch der Pelikan dort eine sehr gewöhnliche Erscheinung, er brütet in großen Kolonien. Ja, wen das Kriegsgeschick an solche Stellen führte und ihm dort ein paar stille Tage oder Stunden vergönnte, der nimmt einen Schatz köstlicher Erinnerungen mit sich!

So reizvoll und vielleicht gewaltig das Neue immer ist, das wir im fremden Lande finden, um so mehr begrüßen wir dort auch die vertrauten Gestalten aus der heimischen Vogelwelt, die ja doch ein Stück unsrer Heimat sind. Das kleine Dörfchen, mit dem spitzen Kirchturm, der weidenumsäumte Bach, der sich durch den Talgrund zieht, und der dunkle Tannenforst in der Serne, all die Lieben daheim — das steht plötzlich so lebendig wieder vor unserm Auge. Der Buchfink vor uns schmetterte seine Strophe ja gerade so wie daheim auf dem Apfelbaum vor der Tür und die Vöglein im Walde, die sangen's, ach, so wunderschön"

Die Wacholderdrossel und ihre Schicksalsgenossen

Von Martin Braes

Unter dem gemeinschaftlichen Namen „Krammetsvogel“ werden vielfach sämtliche Drosselarten zusammengefaßt, obgleich diese Bezeichnung eigentlich nur der Wacholderdrossel (*Turdus pilaris*) zukommt; denn „Krammet“ bedeutet in der bayrischen und österreichischen Mundart den Wacholder. „Die Singdrossel“, entgegenete ich einst einem Sorstmann, mit dem ich über diese Sache sprach, „die dort vom Wipfel der einsamen Sichte herab ihr Abendlied singt, ist doch im Leben kein Krammetsvogel!“ „Im Leben nicht, jawohl,“ lautete die Antwort, „so lang' sie singt, ist sie ein' Zipp'; hat sie sich aber in der Dohne gefangen, so ist sie eben ein Kramtsvogel, wie die andern auch!“ Nach dieser Theorie müßte dann freilich so ziemlich jeder Vogel bis zur Größe eines Sperbers oder Haselhuhns unter Umständen zu einem Krammetsvogel werden; denn keiner ist vor den hinterlistigen Schlingen sicher. In der Tat, wer den verabscheuungswürdigen Dohnenstieg aus eigener Anschauung kennt, der weiß es, wie diese Sangart in unsrer Kleinvogelwelt aufräumt. Rotkehlchen, Dompfaffen, Kernbeißer, Plattmönche, Meisen u. v. a. fallen neben den Drosseln den Dohnen zum Opfer; was nicht verkaufsfähig ist, wird weggeworfen und geht nutzlos zugrunde.

Man wird die große Sreude verstehen, mit der es seinerzeit alle Vogelfreunde begrüßten, als das Reichsvogelschutzgesetz vom 30. Mai 1908 den Krammetsvogelfang mittels Dohnen verbot, und ich denke, auch den echten deutschen Weidmann hat es mit Genugtuung erfüllt, daß damit einer grausamen, der Jagd unwürdigen Sangweise, die zur Verödung unsrer Wälder und Sluren beitrug, im ganzen Reich ein Ende gemacht ward.

Um so schmerzlicher mußten es alle Naturfreunde empfinden, daß für den Herbst des vergangenen Jahres eine Bundesratsverordnung das Verbot des Dohnenstiegs wieder aufhob, angeblich um die infolge des Krieges eingetretene Fleischknappheit

zu verringern.^{*)} Es liegt auf der Hand, daß dies kleine Wildbret für unsre Volks-
ernährung nicht in betracht kommen kann, ebensowenig wie Möwen, Krähen,
Brachvögel, Teich- und Bläßhühner, die im vergangenen Herbst und Winter auf
den Markt gebracht und zu unglaublich hohen Preisen verkauft wurden. Lediglich
der Gewinn ist es, der so manchen Jagdberechtigten verlockt hat, die genannten
Vögel, die sonst kaum beachtet wurden, abzuschießen und auch den Dohnenstiege wieder
einzurichten, nachdem man hierzu die behördliche Erlaubnis erreicht hatte.

Bei uns in Sachsen liegen die Verhältnisse anders. Mit großer Befriedigung
wissen wir es zu schätzen, daß bereits seit 1864^{**)} in unserm engeren Vaterland
der Dohnenstiege untersagt ist, und daß von den sog. Krämmetsvögeln nur *Turdus
pilaris*, die Wacholderdrossel, auch „Siemer“ oder „Seumer“ genannt, Gegenstand
des Jagdrechts ist.^{***)} Auch der Krieg hat an diesen gesetzlichen Bestimmungen
nichts geändert, und wir geben uns der Hoffnung hin, daß unsre Behörden ebenso
für die Folgezeit mit aller Entschiedenheit an den altbewährten, hier in Frage
kommenden Verordnungen festhalten werden. Denn wir können uns, wie schon
gesagt, durch das Wiederaufleben des Dohnenstiegs eine merkliche Verringerung
der allgemeinen Fleischknappheit nicht versprechen, wohl aber müßten wir eine
Schädigung vieler der Land- und Forstwirtschaft nützlichen Kleinvögel, die wir unsrer
Heimat zu erhalten wünschen, mit Bestimmtheit befürchten.

Aber auf einen Mißstand, der mit dem außerhalb Sachsens vielfach geübten
Dohnenfang zusammenhängt, möchten wir unsre Leser noch hinweisen und um ihre
tathkräftige Unterstützung in dieser Sache bitten. Da in Sachsen, im Gegensatz z. B.
zu Preußen, unter allen Drosseln allein die Wacholderdrossel jagdbar ist, so darf
auch nur sie feilgeboten und verkauft werden, und zwar lediglich vom 16. November
bis einschließlich 14. März. Obgleich das kgl. Ministerium den Unterbehörden die
strenge Überwachung dieser gesetzlichen Bestimmung eingeschärft hat, †) insbesondere
auch Revisionen der Wildbret- und Seinkosthandlungen in dieser Richtung empfiehlt,
werden dennoch, besonders in den größeren Städten Sachsens, alle möglichen Drossel-
arten — Schwarz-, Sing-, Mistel-, Rotdrosseln — unter dem Namen „Krämmets-
vögel“ in den Handel gebracht, öffentlich feilgeboten und verkauft. Bisweilen
laufen sogar ganz andere Vögel unter diesem Namen, z. B. Eichelhäher und im ver-
gangenen Winter sogar Seidenschwänze, unsre nordischen Gäste im schmucken Kleid.
Die Händler beziehen die Drosseln von auswärts, wo sie jagdbar sind, und viele ver-
kaufen nun unterschiedlos die Ware. Es werden wenig Käufer sein, die es wissen, daß
in Sachsen nur *Turdus pilaris* feilgeboten werden darf, und wenig, die dessen Unter-
scheidungsmerkmale kennen, obgleich diese augenfällig genug sind. Die unteren
Flügeldecken sehen weiß aus; Kopf und Hals oben aschgrau, ebenso der Unterrücken;
der Oberrücken aber ist lebhaft braun gefärbt. Man präge sich diese Merkmale
ein und zeige jede Übertretung an; Rücksicht ist nicht am Platze. Die Händler, die

*) Bundesratsverordnung vom 11. September 1916 (Reichsgesetzbl. S. 1068).

**) Gesetz, die Ausübung der Jagd betreffend, vom 1. Dezember 1864 nebst Ausführungs-
verordnung von demselben Tage (§ 8 dieser Verordnung).

***) Verordnung, die Jagdbarkeit der Siemer betreffend, vom 27. Juni 1878.

†) Verordnung vom 11. Juli 1900.

übrigens noch besonders belehrt worden sind, müssen ihre Waren kennen, und die Unterscheidung des verkaufsfähigen Ziemers von den andern Drosseln ist so überaus einfach, jedenfalls viel leichter als z. B. die von eßbaren und giftigen Schwämmen, daß es keine Entschuldigung gibt.

Namentlich ist in den letzten Jahren trotz der Bemühungen von Vereinen, wie auch von einzelnen Personen, der gedachte Mißstand in erhöhtem Maße hervorgetreten. Ja, in diesem Winter wurden — von Dresden und Leipzig ist es uns bekannt — „Krammetsvögel“ in gerupftem Zustande feilgeboten, so daß es selbst für den Kenner außerordentlich schwierig, wenn nicht geradezu unmöglich war, die Art mit Sicherheit festzustellen. Aus der Zeit, da diese Ware eingeführt ward, wie aus der Kleinheit des Wildbrets ist aber zu schließen, daß es sich in der Hauptsache um Rotdrosseln handelte. Welche Mengen dabei in betracht kamen, ersieht man aus einer im Berliner Tageblatt erschienenen Anzeige, nach welcher ein Dresdner Händler „30000 Stück Krammetsvögel gerupft und gefroren in Kisten von 250 Stück zu 1 Mark pro Stück ab Dresden offeriert“. Da wir in dem Unkenntlichmachen der Vögel durch vollständiges Ausrupfen der Federn, wie es bisher niemals üblich war, die beabsichtigte Verschleierung eines wirklichen Tatbestandes sehen, so hat sich der Landesverband „Sächsischer Heimatschutz“ an das kgl. Ministerium des Innern mit der Bitte gewandt, erneut dahin zu wirken, daß die Verordnung vom 27. Juni 1878 im ganzen Lande streng durchgeführt wird, und daß Krammetsvögel nur in einem Zustande feilgeboten und verkauft werden dürfen, der sie mit Sicherheit als „Ziemer“ erkennen läßt.

Von guten Freunden ist mir wiederholt vorgehalten worden: „Dadurch, daß der Vogel in unsern Geschäften nicht verkauft werden darf, wird er ja doch nicht wieder lebendig; wenn ich also die in den Dohren gefangenen oder sonstwie erlegten Drosseln esse, füge ich der Vogelwelt, dem deutschen Wald keinen Schaden zu“. Das ist sehr kurzsichtig gedacht. Nehmen wir an, der Händler empfängt eine Sendung von ein paar hundert Vögeln; von dieser aber kann er, weil die Vogelfreunde ein wachsames Auge haben, bisweilen nur — sagen wir den fünften Teil verkaufen. Die andern müssen zurückgeschickt werden. Das ganze Krammetsvogel-Geschäft wird dadurch natürlich auf das empfindlichste geschädigt, und das muß zurückwirken, bis hin zum Ausgangspunkt, dem Sang in den Dohren. Sehr zu wünschen wäre es freilich, wenn ein von der Behörde bestellter Sachverständiger die Sendungen, sobald sie ankommen, also noch ehe die Vögel feilgeboten werden, durchsehen und alles, was den gesetzlichen Bestimmungen nicht entspricht, etwa zugunsten von Lazaretten oder Krankenhäusern beschlagnahmen würde. Ich glaube, auch den Händlern wäre damit ein Dienst erwiesen; denn nun würden alle Anzeigen, zeitraubenden und lästigen Erörterungen, sowie alle Bestrafungen ohne weiteres wegfallen.

Hoffen wir, daß das Wiederaufleben des Dohrenstiegs im vergangenen Herbst nur eine vorübergehende Erscheinung war, und daß alle künftigen Versuche, die grausame und unwürdige Sangart in Deutschland auch nur um ein Jahr zu verlängern, mit aller Entschiedenheit zurückgewiesen werden.



Die Mitteilungen des Vereins werden in Bänden zu 12 Nummern durch den Vorstand herausgegeben.

Abgeschlossen am 31. August 1917.

Wie sollen die Kirchengemeinden ihre Krieger ehren?

Vortrag von Pastor W. Hoffmann, Chemnitz, gehalten auf der Tagung für Kriegerehrungen im August 1916 in Dresden, veranstaltet von der Landesberatungsstelle für Kriegerehrungen und dem Evangelisch-lutherischen Landeskonfistorium.

Mit 52 Bildern, die auch als Lichtbilder beim Sächsischen Heimatschutz, Dresden-A., Schießgasse 24, entliehen werden können.

Wie sollen die Kirchengemeinden ihre Krieger ehren? Wollen wir uns mit dieser Frage befassen, so muß zuvor eine andere Frage geklärt sein: Sollen die Kirchengemeinden ihre Krieger ehren? Ist das überhaupt ihre Aufgabe? Ich kann es mir nicht ersparen, zuerst auf diese Frage mit wenigen Worten einzugehen. Denn es gilt, von vornherein auch diejenigen zu überzeugen, wenn es möglich ist, die den Kriegerehrungen überhaupt ein Mißtrauen entgegenbringen, und zwar gerade vom christlichen Standpunkte aus, weil sie eine irreführende Menschenverherrlichung befürchten, einen Menschenkultus, der Gott die Ehre nimmt, die ihm allein zukommt.

Daß die Ehrung der Menschen untereinander auch im Christentum ihr Recht hat, ja zur Pflicht werden kann, ist meines Erachtens leicht zu erweisen. Was ist Ehre im christlichen Sinne? Es ist die Anerkennung des sittlichen Wertes im sittlichen Urteil. Vorbehalten ist hierbei, daß das letzte, entscheidende, untrügliche Urteil über den sittlichen Wert eines Menschen und seiner Handlungen

bei Gott steht. Aber unter diesem Vorbehalt ist es nicht nur erlaubt, sondern Pflicht, daß wir Menschen auch untereinander das Gute anerkennen, das wir einer im anderen finden. Daher die Weisungen des Neuen Testaments: Tut Ehre jedermann! Ehre, dem Ehre gebührt! Ja mehr noch als das. Es wird uns auch zur Pflicht gemacht, besondere Leistungen besonders zu ehren. So heißt es im 1. Timotheusbrief: Die Ältesten, die wohl vorstehen, die halte man zwiefacher Ehre wert. So ist also die Anerkennung des sittlichen Wertes im sittlichen Urteil eine christliche Pflicht, eine Pflicht der Wahrhaftigkeit, der Gerechtigkeit, der Liebe und insbesondere auch eine Pflicht der Erziehung, damit das jüngere Geschlecht aufschauern lerne zu Vorbildern, nach denen es seinen eigenen Charakter bilden kann.

Nun die Anwendung dieser Grundsätze auf den Krieg und die Krieger. Wir machen uns anheischig, die Leistung unserer Krieger vor dem Seinde, ihr Kämpfen und Bluten, als eine besondere sittliche Leistung auch im christlichen Sinne anzuerkennen und nachdrücklich hervorzuheben. Das setzt natürlich voraus, daß wir zum Krieg nicht nur als Deutsche, sondern auch als Christen ein positives Verhältnis gewonnen haben, indem wir nicht etwa unsere Kämpfer zu Sündenböcken machen, weil sie gezwungen sind, die tötende Waffe zu führen, auch nicht ihre Leistung nur als eine solche beurteilen, die zwar im nationalen Sinne heldenhaft und ehrenhaft, aber im christlichen Sinne sittlich gleichgültig sei, sondern ganz positiv ihr Tun würdigen als eine im christlichen Sinne hervorragend sittliche Leistung, nämlich als Opfer. Sie setzen ihr Leben ein, um anderen das Leben zu retten, — das ist doch hier das Entscheidende. Und darum „halte man sie zwiefacher Ehre wert“.

Damit ist aber nun auch schon die nötige Einschränkung gegeben. Indem wir die Krieger ehren, die Gefallenen und die, die lebend heimkehren werden, fällen wir nicht ein Urteil über ihren gesamten Charakter und ihr gesamtes Leben, sondern ausschließlich über ihre außerordentliche Leistung in einer außerordentlichen Zeit. Was sie sonst für Menschen sein mögen oder gewesen sein mögen, das scheiden wir in unserem Urteil gänzlich aus. Denn es gehört nicht hierher und es entzieht sich völlig unserer Kenntnis. Diese Beschränkung unserer Ehrung auf die Krieger als Krieger bewahrt uns vor aller falschen Apotheose, vor aller unchristlichen Menschenverherrlichung. Wie wollen wir sie ehren? So, daß sie nicht im allgemeinen als bessere Menschen, als Übermenschen oder gar als Halbgötter, als Heroen im antiken Sinne verhimmelt werden, sondern lediglich so, daß ihre besondere Leistung in ihrer sittlichen Größe dankbar und rückhaltlos anerkannt wird.

Bedarf es aber dann zur Ehrung unserer Krieger überhaupt äußerer, sichtbarer Zeichen? Wir wollen gewiß die Mahnung nicht vergessen:

Begrabe deine Toten
tief in Dein Herz hinein,
sie werden Dir im Leben
lebendige Tote sein.

In unseren Herzen müssen sie weiterleben, und ihr Gedächtnis, das wir in uns tragen, muß der Same sein, der in uns immer neues Leben weckt. Es wäre ein Unglück, wenn wir unser Gedenken lediglich zu Stein werden ließen,

indem wir ihnen Denkmäler setzten und nach Erfüllung dieser Pietätspflicht unserer Wege gingen. So kann es freilich kommen, besonders dann, wenn die Denkmäler schlecht sind und der Mitwelt und der Nachwelt nichts zu sagen haben. Schon tauchen die berühmten Offerten wieder auf: „Sertige Denkmalsrosse mit nach Wahl auffschraubbaren Helden.“ Es leuchtet ein, daß diese Art Kriegererehrungsindustrie nur geeignet ist, das lebendige Gedenken an unsere Krieger und an diese große Zeit zum Erstarren zu bringen. Ganz anders aber ist die Wirkung dort, wo die Erinnerung durch äußere Zeichen wirklich lebendig gemacht wird. Unterschätzen wir ja nicht den Wert der äußeren Veranschaulichung! Wir Menschen von heute haben ein sehr schlechtes Gedächtnis, dem durch Sichtbarmachung immer wieder aufgeholfen werden muß. Darum rufen wir mit Freuden die Kunst zur Hilfe. Die Kunst ist eine andere Form der Sprache. Sie redet auch, und zwar besonders eindringlich. Mit ihren mannigfaltigen Ausdrucksmitteln überliefert sie die Geschehnisse, sowie die Empfindungen einer großen Zeit den kommenden Geschlechtern. Die Kunst ist eine Art Kurzschrift. Mit einem einzigen Symbol, mit einem irgendwie geformten Stein, mit einem Kreuz oder was es sei, kann sie eine ganze Zeit und eine ganze Empfindungswelt wieder lebendig machen. Darum verschmäht es auch die Kirche nicht, die Krieger aus ihrer Mitte durch äußere, sichtbare Zeichen zu ehren.

Nun ist freilich die beste und zurzeit nötigste Ehrung unserer Krieger die, daß wir ihr Werk zu vollenden suchen und die Früchte ihrer Taten und Opfer zur Reife kommen lassen. Darum sind wir dankbar für die Worte aus der Seder eines Offiziers im Felde, der über die Kriegererehrungen schrieb: „Es gibt nur eine würdige Form: weitgehende dauernde Fürsorge für die Hinterbliebenen, die Waisen und Witwen. Die Verlassenen werden unzählig und eure Schande wird ewig sein, wenn ihr sie darben laßt. Gebt Brot statt Steine! Und wenn Ihr dann noch etwas tun wollt, schreibt die Namen unserer toten Kameraden auf schmucklose Tafeln in Eurer Kirche.“ Das ist ganz das, was auch wir empfinden und wonach wir bereits handeln. Wir haben erkannt, daß wir mit der Kriegererehrung zugleich die Erfüllung der sozialen Dankeschuld verbinden müssen, unter Ausscheidung alles bloßen Almosencharakters. Nach dem letzten großen Kriege haben wir das Niederwald-, das Kyffhäuser- und das Völkerschlachtdenkmal erbaut. Diese gewaltigen Denkmäler waren der Ausdruck einer Zeit, die zunächst einmal hinter uns liegt, einer Zeit, die die reichen Früchte hat ernten dürfen von jenen blutigen Saaten der Jahre 1813 und 1870, und die daher auch Kraftfülle genug besaß, diese großen Wahrzeichen zu schaffen. Aber die eiserne Zeit, die jetzt gekommen ist, verlangt nun, zunächst wenigstens, anderes von uns. Heimatkund und Kriegerheimstätten, das sind die Denkmäler, die jetzt an der Zeit sind, und für die bereits die Fundamente tief und breit gelegt werden.

Aber darum steht es nun doch nicht so, daß uns gar keine Zeit und Kraft übrigbliebe, um unsere Krieger auch noch auf andere Weise zu ehren. Selbst jener Feldbrief deutet es an: „Wenn Ihr dann noch etwas tun wollt, schreibt die Namen unserer toten Kameraden auf schmucklose Tafeln in Eurer Kirche.“ Das stimmt völlig überein mit Theodor Körners Mahnung:

Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
in deiner Vorzeit heiligem Siegerglanz,
vergiß die treuen Toten nicht und schmücke
auch unsre Urne mit dem Eichenkranz.

Also es soll doch etwas Besonderes geschehen. Wie aber soll nun im einzelnen die Ehrung unserer Krieger Gestalt gewinnen? Ich stelle fünf Sorderungen auf:

Erstens: „Mit dem Eichenkranz“, sagt Körner. Das ist ein überaus schlichtes Zeichen, ähnlich dem Sichtenkranz der Wettkämpfer und Meisterfinger von Korinth. Daß die schlichteste Ehrung die größte ist, in dieser Anschauung gehen Antike, Christentum und Germanentum Hand in Hand. Eines der schönsten Beispiele dafür ist der Orden des Eisernen Kreuzes, das, aus Schinkels Meisterhand hervorgegangen, in seiner Schlichtheit ein vollendetes Kunstwerk darstellt. Schlichtheit in allen Kriegererehrungen! Das also ist die erste Sorderung. Es ist nicht bloß eine Sorderung der gegenwärtigen Geschmacksrichtung, die überall wieder auf einfachste Linien und Formen zurückzugehen bestrebt ist, sondern es ist für Kriegererehrungen eine Sorderung an und für sich, die im Wesen gerade dieser Ehrungen begründet ist. Schlichte Größe, kraftvolle Einfachheit, Wucht und Konzentration, das sind die bleibenden Merkmale des kriegerischen Handelns. Darum müssen diese Merkmale auch in den äußeren Zeichen der Kriegererehrung in die Erscheinung treten, um so mehr, als den meisten dieser Gedenkzeichen der Stempel des Todes aufgeprägt ist. Eine festliche, pompöse Kunstentfaltung kann der Aufgabe, die uns hier gestellt ist, nicht gerecht werden.

Zweitens. Um kirchliche Kriegererehrungen handelt es sich an dieser Stelle. Es gibt noch andere, solche, die vom Staat, von den bürgerlichen Gemeinden, von Vereinen aller Art ausgehen. Auch an diesen wird es nicht fehlen. Von diesen zu handeln, ist hier nicht meine Aufgabe. An die kirchlichen Kriegererehrungen aber wird die besondere Sorderung zu stellen sein, daß in ihnen der Gedanke an Gott und an die göttliche Welt zum Ausdruck komme. Wenn es nach Calvins schöner Grundauffassung die Aufgabe des Menschen ist, die Ehre Gottes auf Erden zu verwirklichen, so muß die Kirche auch im Gedächtnis an ihre Krieger es aussprechen, daß ihr Handeln, ihr Kämpfen und Sterben im Dienste Gottes, zur Ehre Gottes geschah, und daß sie daher auch mit Kraft von Gott gesegnet gewesen sind. Von diesem wichtigsten Gedanken müssen auch die kirchlichen Gedenkzeichen etwas spüren lassen. Sie müssen umweht sein vom Hauch der Ewigkeit. Die Symbole, die etwa angewendet werden, müssen eine Beziehung erkennen lassen zu dem Höchsten, was wir haben. Am unmittelbarsten spricht hier natürlich das Zeichen des Kreuzes. Aber damit ist nicht gesagt, daß dieses immer und überall angewendet werden müßte. Überhaupt ist die Sorderung nicht so gemeint, daß jedes Denkzeichen durch eines der christlichen Symbole gleichsam eine christliche Abstempelung erfahren müßte. Wird man auch meist auf ein solches Symbol nicht verzichten wollen, — die Symbole allein tun es nicht. Das Kunstwerk als Ganzes, in seiner Formgestaltung, in dem Geist, aus dem es geschaffen ist, muß den Sinn des Beschauers nach oben ziehen. Es muß nicht bloß durch die Inschrift und durch deutliche Symbole sagen, daß hier heiliges Land ist, sondern es muß

auch durch sich selbst die Stimmung erwecken, die auch ohne viele Worte und Zeichen spüren läßt, wohin die Gedanken und die Empfindungen gelenkt werden sollen. Was für eine Stimmung? Ich brauche es nur anzudeuten. Wie erwarten von kirchlichen Kriegergedenkzeichen die Stimmung der gefestigten Kraft. Auch aus den Steinen muß es uns entgegenklingen: Ein feste Burg ist unser Gott. Und sie müssen umweht sein von einem Hauch des Gottesfriedens; der düstere Ernst des Todes muß sich in ihnen aufhellen zum lichten Schein der Ewigkeit. So gilt es also, daß hier aus dem innersten christlichen Empfinden heraus geschaffen und gestaltet werden muß.

Hieraus ergibt sich von selber das Dritte: unbedingte Wahrhaftigkeit. Hinweg mit aller Scheinkunst, mit allem Blendwerk, mit aller Kulisse! Hinweg mit dem Vortäuschen echten Materials durch falsche Bemalung! Hinweg mit angeklebtem Bierat, der nicht aus der Idee des Ganzen herausgeboren ist! Ein wahrer Ausdruck einer echten Gesinnung und Empfindung muß jedes Zeichen sein, mit dem wir das Gedächtnis unserer Krieger ehren wollen.

Hieran schließen sich endlich noch als vierte und fünfte Sorderung: Individualisierung und Unterordnung.

Alles Leben ist individuell und äußert sich individuell. Sobald es zur Sormel, zur Schablone wird, erstirbt es. Daher will auch das kirchliche Leben individuelles Leben sein, auch in den Kriegererehrungen. Es darf sich nicht wiederholen, was wir nach 1870 erlebten, daß von irgendeinem Punkte aus irgendeine Kriegerdenkmalsform sich wie die Pest über das ganze Vaterland verbreitete. Wir sehen im Gegenteil darin unsere Aufgabe, daß unser Gedenken an den Krieg und an unsere Krieger einen möglichst mannigfaltigen Ausdruck finde. Und dies wird dann geschehen, wenn an jedem Orte, in jeder Kirchengemeinde von den besonderen Verhältnissen ausgegangen wird, die dort vorhanden sind. Hier ist es eine Höhe, dort ein Talwinkel, die als Gedächtnisstätte ausgestaltet werden können; hier ein freier Punkt an einer Biegung der Dorfstraße, dort ein schon vorhandener Hain, der sich verwenden läßt; hier eine Linde, dort ein Brunnen; hier ein Stück Kirchenwand, dort ein Stück Friedhofsmauer; oder im Innern der Kirche hier eine Wand im Schiff, dort eine Säule oder ein Pfeiler, dort wieder eine Vorhalle, die, zur Kumpelkammer herabgesunken, nun ihre Auferstehung erlebt. Besonders werden Stadt und Land hier sehr verschiedene Wege gehen müssen. Von allgemeingültigen Ratschlägen kann daher, sofern es sich um den Einzelfall handelt, nicht die Rede sein, geschweige denn von allgemeingültigen Vorschriften. Hier gilt es vielmehr für jede Kirchengemeinde, eigene Entdeckungen zu machen und schöpferisch zu handeln. Das schließt jedoch nicht aus, daß unsere Künstler für Kriegergedenkzeichen aller Art Vorbilder schaffen, die dann von einzelnen Gemeinden in Ermangelung einer eigenen schaffenden Kraft im Orte angenommen werden. Dies ist ja der besondere Wert der in Dresden errichteten Landesberatungsstelle für Kriegergräber. Aber auch in diesen Fällen, wo man sich gegebener Vorbilder bedient, ist die Lösung der Aufgabe nicht einfach. Die Wahl des Platzes, des Materials, des Kunstwerkes selbst will durchaus individuell getroffen sein.

Doch noch in einem anderen Sinne möchte ich der Individualisierung das Wort reden. Die Kirche ist eine Gemeinde, eine Gemeinschaft von lebendigen

Gliedern. Daher will sie auch ihrer Toten nicht nur im allgemeinen gedenken, sondern auch ihr persönliches Gedächtnis festhalten. Deshalb möchte ich mich entschieden dafür aussprechen, daß die Namen der Gefallenen unter allen Umständen zur Anschauung gebracht werden. Ich meine, dieses eine wenigstens sind wir ihnen schuldig. Auch würde dies geeignet sein, das Gemeindebewußtsein zu stärken. Jede Familie der Gemeinde soll ihre Kinder und Enkel an die Tafel führen können: „Dort steht er, euer Vater, euer Großvater, euer Vorfahr.“ Auch würden gerade diese langen Reihen von Namen den kommenden Geschlechtern immer wieder ins Gedächtnis rufen, welche Opfer dieser Krieg unserem Volke gekostet hat. Und endlich würden sie ein sinniger Hinweis auf das Jesuswort sein: Sreuet euch, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind. Also Gründe genug und, wie ich meine, durchschlagende Gründe, die dafür sprechen, die Namen selbst zur Anschauung zu bringen. In den großen Stadtgemeinden ist nämlich die Versuchung groß, besonders vom ästhetischen Standpunkt aus, auf die langen Namenreihen zu verzichten und lieber in einem Sammeldenkmal das Ganze zusammenzufassen. Wir werden dieser Versuchung zu widerstehen haben und uns mühen müssen, die Schreibung der vielen Namen auf einer oder mehreren Flächen der Kirche lesbar und in lesbarer Höhe künstlerisch zu bewältigen.

Der Sorderung der Individualisierung schein^t nun die fünfte und letzte Sorderung entgegenzustehen: Unterordnung. Doch es ist mit dieser letzten Sorderung nur gemeint: Es soll nicht jeder machen können, was er will. Es soll die ganze Aufgabe in berufenen Händen liegen, auch dort, wo man um der Pietät willen gern den einzelnen volle Freiheit lassen möchte. Die Ehrenfriedhöfe können nur dort etwas Rechtes werden, wo etwas Einheitliches geschaffen wird. Dies ist nicht nur eine künstlerische, sondern auch eine sittliche Angelegenheit. Auch auf unseren Friedhöfen und vollends auf den beabsichtigten Ehrenfriedhöfen müssen die einzelnen empfinden: Unsere Toten und wir selbst sind alle Glieder eines Ganzen. Und gerade von denen, die im Leben, im Kampf, in Reih und Glied gestanden haben, macht es einen ergreifenden Eindruck, wenn auch ihre Gräber ein Bild der Gemeinsamkeit, der Gleichheit, der treuen Kameradschaftlichkeit darstellen. Ich meine, es müßte nicht schwer sein, die Angehörigen unserer Gefallenen für diesen Gedanken zu gewinnen und sie davon abzubringen, daß die Pietät gegen die Toten nur darin bestehe, jedes Grab nach eigenem Belieben, nach eigener gutgemeinter, aber oft so unglücklicher Gestaltungslust zu schmücken. Es wäre überhaupt eine schöne Frucht dieses Krieges, wenn auf unseren Friedhöfen die Anzeige- und Genehmigungspflicht für jedes aufzustellende Grabmal, wie sie in den meisten Friedhofsordnungen schon vorbehalten ist, endlich durchgeführt würde, damit wir von der Scheinkunst und von der Duzendware, die gerade an diesen geweihten Stätten noch in so erschreckender Weise sich breit macht, erlöst würden. Unterordnung! „Als dienendes Glied schließ an ein Ganzes dich an“, — dieses Wort Schillers gilt auch hier.

Es gilt aber auch für die, die berufen sind, in diesen Sachen zu beraten und zu beschließen. Gerade in Dingen des Geschmacks heißt es oft: Viel Köpfe, viel Sinne. Es ist erstaunlich, mit welcher Sicherheit die Urteile „herrlich!“ „scheußlich!“

oft von solchen gefällt werden, die sich noch niemals ernstlich und gründlich mit Schöpfungen der Kunst und des Kunstgewerbes beschäftigt haben. Und diese sind es dann oft, die mit ihrem Machtwort die schönsten und feinsten Pläne zunichte machen. Ich möchte daher bitten, denjenigen Stellen, denen reiche Erfahrung und sicheres Urteil zuzutrauen ist, der Landesberatungsstelle für Kriegergräber, dem Verein für kirchliche Kunst im Königreich Sachsen, dem Landesverein Sächsischer Heimatschutz, auch in den Fragen der Kriegererehrungen rechtes Vertrauen entgegenzubringen. Auch die Kunst hat in ihr selbst liegende Ordnungen und Gesetze, deren überlegte oder instinktive Befolgung das eigentliche Geheimnis der Kunstficherheit ist. Nach der Kunstbarbarei der vergangenen Epoche hat die ernste Arbeit unserer Künstler in den letzten zwei Jahrzehnten sich den Weg zu dieser Sicherheit und Meisterschaft der Kunstausübung von neuem gebahnt. Die Ausstellung „Kriegergrab und Kriegerdenkmal“, die in Dresden, Leipzig und Chemnitz gezeigt wurde, war ein neues beredtes Zeugnis dafür. Darum Vertrauen auch zu unseren Künstlern! Es gehört zu den schönsten Aufgaben für die Vertretung einer Kirchengemeinde, in Gemeinschaft mit einem Künstler, im gegenseitigen Austausch der Wünsche und Gedanken, eine Schöpfung für kommende Geschlechter allmählich herauszuarbeiten und die ursprüngliche Idee langsam Gestalt gewinnen zu lassen. Und wenn es am Ende vielleicht ganz etwas anderes wird, als ursprünglich gedacht war, dann ist das Ende eben das reiche Ergebnis der verarbeiteten Grundidee, und zwar um so mehr, wenn sich alle Beteiligten, insonderheit auch die Künstler, bewußt sind, an einer heiligen Aufgabe zu arbeiten, einer Aufgabe, die getragen ist von der Mahnung des Dichters:

Seele, vergiß sie nicht,
Seele, vergiß nicht die Toten!

Es folge nun eine Anwendung dieser Grundsätze auf die verschiedenen Formen der Kriegererehrung an der Hand der beigegeführten Bilder. Jede Nummer der einzelnen Abschnitte entspricht der betreffenden Bildnummer.

1. Standbild einer
Germania.

Ein beliebiges Beispiel der Kriegererehrung aus der Zeit, die hinter uns liegt. Unwillkürlich sagt sich der Beschauer: Dieser Dame muß ich schon öfter begegnet sein. Es ist die Germania, die vom Niederwald herabgestiegen ist in die deutschen Gaue und allenthalben zur Statistin, zur stehenden Sigur geworden ist. Nur in einzelnen



Abbildung 1



Abbildung 2

Stein schwagt nicht, er fabuliert nicht von vergangenen Zeiten, aber er redet; er spricht von einem unbeholfenen, aber redlichen Geschlecht, von urwüchsiger Stärke, die sich unter das Joch des Kreuzes gebeugt hat. So roh brauchen wir's ja nun nicht zu machen. Aber wir fühlen, daß dieser Stein jetzt unserem Empfinden näher steht, als eine Kunst, die viele Worte und viel Lärm macht.

3. Verocchios Colleoni, Venedig.

Ein solches Standbild könnte niemals das Werk kirchlicher Kunst sein. Es ist die Apotheose, die Verherrlichung des Menschen, im besonderen des Renaissance-

Säulen ist es der Kunst gelungen, ihr Leben einzuhauchen. Sonst ist sie unter dem Zwang der Schablone, der Wiederholung eine Puppe geblieben. Kennzeichnend ist ferner für diese Art Denkmäler die rauschende Prachtentfaltung, die einseitige Geltendmachung der Siegesfreude und des nationalen Aufschwungs. Es war eben ein Krieg gewesen, der beispiellose Erfolge gebracht und im Verhältnis dazu wenig Opfer gekostet hatte. Unsere heutige Kriegerehrung wird aus ganz anderer Stimmung erwachsen.

2. Denkstein des Dietrich von Mandelsloh bei Seelze.

Ein uralter Denkstein aus Norddeutschland. So einfach und doch so vielsagend. Unbehauene germanische Kraft, aber doch veredelt, geformt, gebändigt durch das Kreuz. Dieser



Abbildung 3

menschen. Auf steilem Postament, das schon in sich selbst ein Meisterwerk der ausgehenden Frührenaissance ist, wird er emporgehoben und der Welt gezeigt: der trotzige, kraft- und selbstbewußte Vollmensch jener Zeit. Das Denkmal gehört zu den Meisterwerken aller Zeiten; aber zu dem, was wir uns unter kirchlicher Kriegerehrung denken, ist es das vollkommene Gegenstück.

4. Trindendenkmal in Szigeth.

Sehr eindrucksvoll. Grundgedanke: Kraft! Löwenkraft und Löwenmut, der den Feind erzittern macht und nur dem Tode weicht. Doch das Tiefste kommt

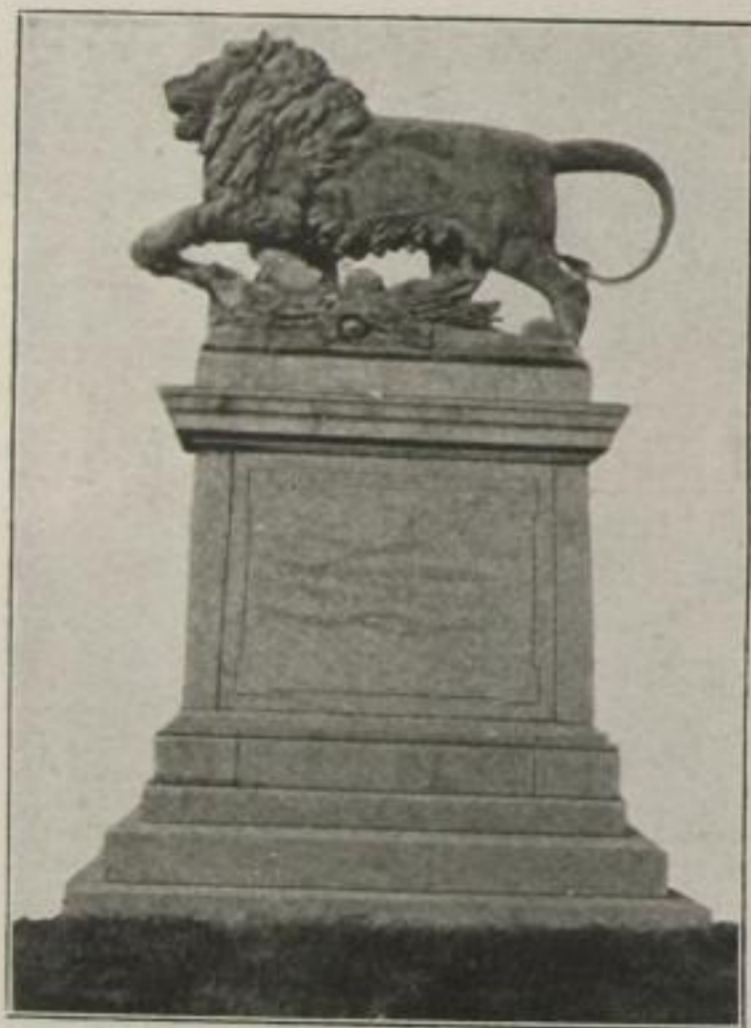


Abbildung 4



Abbildung 5

nicht zur Sprache, das, was Th. Körner den Trind aussprechen läßt in seinem Monolog: "So ständ' ich denn im letzten Glüh'n des Lebens!" Auch die kirchliche Kriegerehrung wird sich andere Ziele setzen müssen, als sie hier erreicht sind.

5. Ruffendenkmal 1813 in Schlesien.

Auch dies ist keine kirchliche Kriegerehrung; der Adler, nicht im Sinne von Jesaias 40, Vers 31, sondern der Adler, der mit scharfem Blick seine Beute zu finden weiß. Aber in einer anderen Hinsicht ist das Denkmal auch für uns vorbildlich: Es ist schlicht und groß; es atmet Ruhe und Kraft. Mit welcher künstlerischen Sicherheit sind die richtigen Maße, die richtigen Verhältnisse herausgebracht!

Es ist ein Werk aus einem Guß, eine schwere, herbe, ernste Kunst, ganz dem Geiste von 1813 entsprechend. Wir fühlen uns nach 100 Jahren diesem Geist von neuem verwandt.

6. Moreaudenkmal Räcknitz bei Dresden.

Für die rechte Stimmung kommt alles darauf an, daß ein Denkmal in die rechte Umgebung hineingepaßt werde. Ein schönes Beispiel dafür ist das Moreaudenkmal auf der Räcknitzer Höhe unter den drei Bäumen. Es fiel zwar bescheidener aus, als es ursprünglich von vielen ge-



Abbildung 6 Aufnahme: Reg.-Baumeister Bock, Dresden

wünscht wurde; es existieren noch glänzende Entwürfe. Auch die gepflanzten Bäume werden zuerst kümmerlich genug ausgesehen haben. Aber was für eine edle, feierliche

Gesamtwirkung ist schließlich zustande gekommen!



Abbildung 7

7. Völkerschlachtdenkmal 1913.

Wie man es nicht machen soll! An diesem Denkmal ist ungefähr alles verfehlt, am verfehltesten aber die Wahl des Platzes. Ein leerer Hintergrund, eine unharmonische Umgebung, kein Abschluß weder zur Rechten noch zur Linken, zwei Bäume, die gerade so weit entfernt sind, daß man sieht, die sollen nicht zum Denkmal gehören. Eine Treppe, die in den Weg hineinragt und den Wanderer zum Emporsteigen auffordert, und im Gegensatz dazu eine stachliche Kette, die ihm drohend den Weg versperrt. Keine Stimmung, kein Friede, kein lebendiges Echo einer großen Zeit.



Abbildung 8

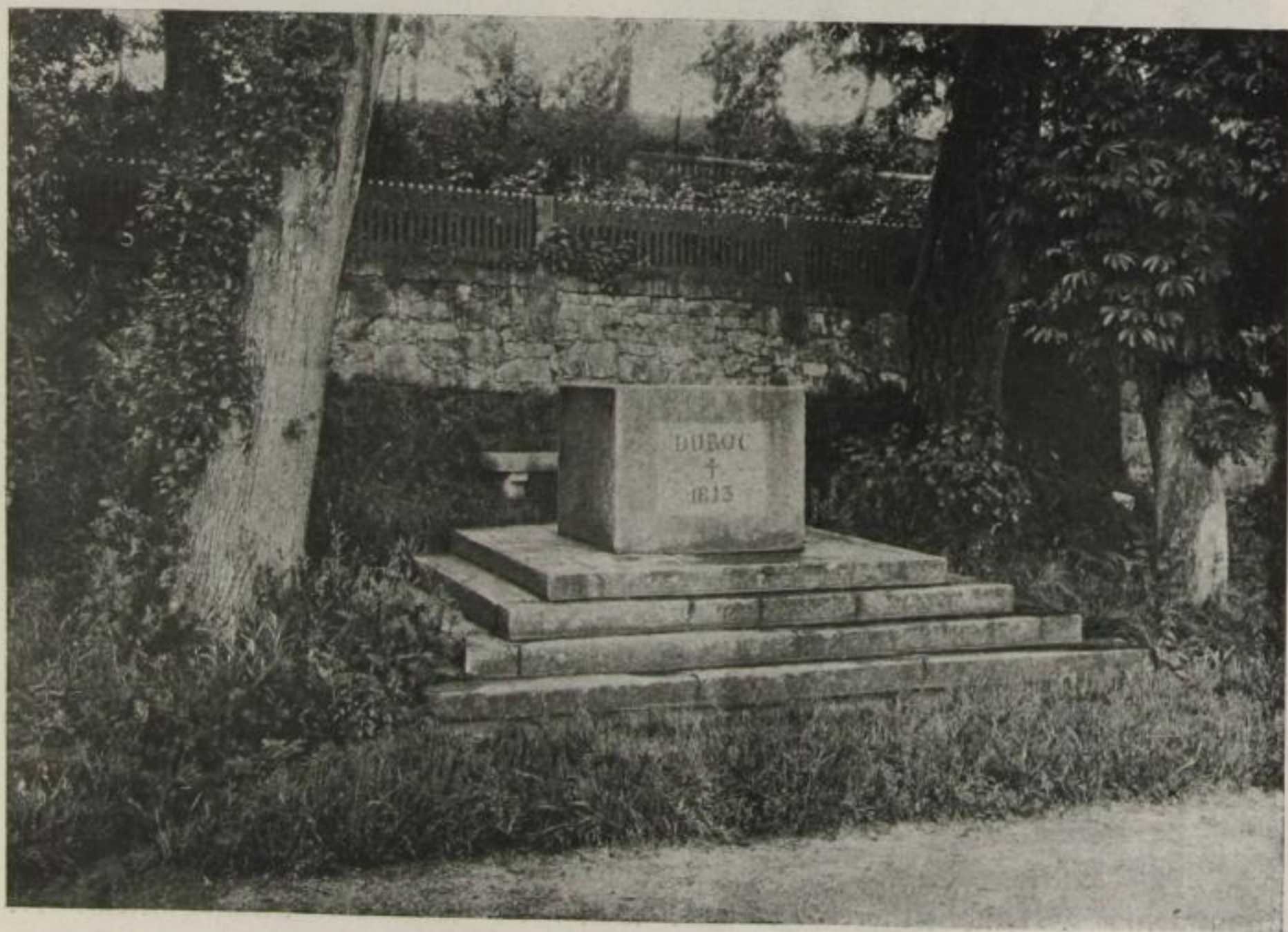


Abbildung 9

8. Winterfeld-Denkmal 1757.

Wie anders dieses Denkmal, auch an einer Straßenkreuzung, aber diese Kreuzung machtvoll beherrschend, von jungen und alten Straßenbäumen umgeben, frei und offen, freundlich einladend: Setzt euch auf diese Stufen und verweilt hier einen Augenblick im Gedenken an das Geschlecht Friedrichs des Großen.

9. Duroc-Denkmal 1813.

Der Platz für den Denkstein ist sorgsam ausgewählt. Denkstein und Umgebung sind aufeinander gestimmt. Das eine wird durch das andere lebendig gemacht. — Mit der rechten Wahl des Platzes ist oft die Aufgabe schon zur Hälfte gelöst. Nur im Zusammenhang mit der Platzfrage kann an die Bearbeitung eines Denkmals gegangen werden. Es wird selten zu etwas Gutem führen, wenn man für ein fertiges Denkmal erst nachträglich den Platz sucht.

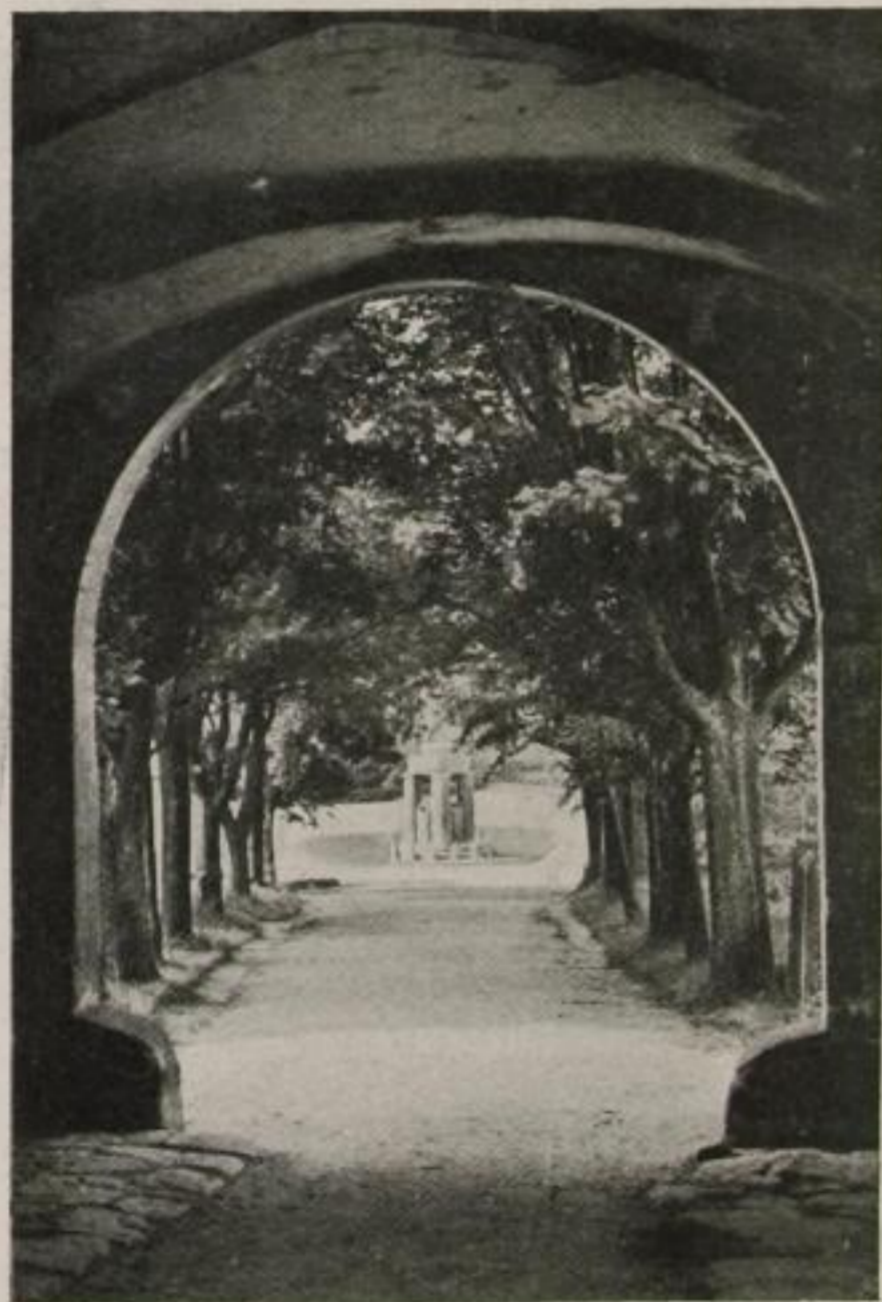


Abbildung 10

Aufnahme: Alfred Sunger, Dresden



Abbildung 11

10. Kriegerdenkmal Srauenstein.

Aus neuester Zeit ein Beispiel vorzüglicher Platzwahl und Eingliederung des Monuments in seine Umgebung. Hier wetteifern Natur und Kunst miteinander und klingen harmonisch zusammen, um das Gedächtnis der gefallenen Krieger



Abbildung 12



Abbildung 13

lebendig zu erhalten. Es ist, als sprächen die vier Säulen des Denkmals und die lebendigen Säulenstämme der kurzen Baumallee: Wir bergen unter unserem Dach dasselbe Geheimnis, ein heiliges Erinnern an eine große Vergangenheit.

11. Bildstöckl aus Bayern.

Auf der Suche nach Vorbildern für Kriegergedenkstätten, die eine Gemeinde an der Dorfstraße oder auf einem Seldweg mit bescheidenen Mitteln errichten könnte, fällt unser Blick auf die Bildstöcke in katholischen Ländern. Hier bedarf es nicht einmal des teuren echten Steins. Ein derartiges Monument kann aus Siegelsteinen gemauert, verputzt und mit Siegeldach versehen werden. Es kann auf der Wandfläche unter dem Baldachin ein Bild, ein Relief, eine Inschrift enthalten, die besagt: Vergiß die Zeit von 1914 nicht! Wie ein Tempelchen stiller Andacht müßte solch eine Gedächtnisstätte wirken.



Abbildung 14

12. Kriegergedächtnisstätte in Westfalen.

Eine Kriegergedächtnisstätte nach Art der Bildstöcke ist hier tatsächlich geschaffen, wohl aus der Zeit von 1813. Es steht mancher Busch im Selde, der mit roher Hand abgehackt wird, aber im stillen sagt: Ich würde so gern eine große Erinnerung hüten helfen und in jedem Frühjahr mit meiner Blütenfülle diejenigen preisen, die im Sterben neues Leben geweckt haben.

13. Andachtssäule Oßegg.

Auch eine Säule kann unseren Zwecken dienen. Wie fein heben sich hier der Sockel von der Mauer und die Säule selbst von dem freien Hintergrund ab! Die Säule hebt unwillkürlich den Blick und alle Sinne empor. Von ihrer Höhe glänzt das Kreuz. So wird hier wieder eine ganz andersartige Stimmung erzeugt, als bei jenen bildstockartigen Denkstätten. Jene weisen nach innen, diese weist nach oben.

14. Dorflinde.

Alte Bäume zu verwerten oder neue zu pflanzen, kann ebenfalls den Zwecken der Kriegerehrung dienlich sein. Eine Bank um die Dorflinde und eine Tafel in lesbarer Höhe, — so wird der Baum selber zum beredten Zeugen der Vergangenheit, und seine Wipfel rauschen es, was auf der Tafel zu lesen steht.

15. Napoleonslinde in Schmiedefeld.

Neue Bäume zum Gedächtnis zu pflanzen, fordert von dem gegenwärtigen Geschlecht eine gewisse Entfagung, aber die Enkel danken es ihm. Erst macht das Bäumchen wenig aus sich; aber schon die Jugend, die es pflanzen sah, darf im



Abbildung 15

Aufnahme: Oberförster Bruhm, Holzhausen

Alter unter seinem Schatten sitzen. Solch ein Baum wie diese Linde erinnert an die Worte des alten Sörsters:

Siehst du über unsern Wegen
hochgewölbt das grüne Dach?
Das ist unsrer Ahnen Segen.
Was uns not ist, uns zum Heil
ward's gegründet von den Vätern,
aber das ist unser Teil,
das wir gründen für die Spätern.

16. Linde mit Gedenkstein und Ruhebänk, 1870.

Eine andere Lösung der Aufgabe, Denkmal und Baum zu verbinden. Sehr eigenartig und ein gutes Beispiel dafür, wie verschieden man dieselbe Sache anfassen kann. Die Bank ist auf Zuwachs des Baumes berechnet, so wie der Schneider den Konfirmanden die Hosen auf Zuwachs annimmt. Man hat den Eindruck, daß der Baum auch jetzt noch erheblich stärker und seine Äste erheblich breiter werden können. Aber so wächst nun auch mit den Jahrzehnten die Freude am Ganzen.



Abbildung 16

(Aus dem Kriegsheft des Bundes für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern)

17. Heldenhain mit Pappeln.

Doch nicht nur einzelne Bäume können unseren Zwecken dienen, sondern auch Baumgruppen. Der Ruf nach Heldenhainen ist durch unser Volk gegangen und hat viel Widerhall gefunden, um so mehr, als sich hier mit der Ehrung der Toten zugleich ein sozialer Zweck für die Lebenden verbindet. Solch ein Hain würde zugleich eine Stätte der Ruhe und Erquickung sein. In solchen „heiligen Hallen“ würde auch, ohne daß man gleich einen Rückfall ins Heidentum befürchten müßte, das Beste von dem wieder aufleben, was in unseren Vorfahren lebendig war, wenn sie in heiligen Hainen ihre Götter verehrten. Wenn es sich bei solchen Hainen

um Neupflanzungen handelt, so bleibt freilich der beabsichtigte Eindruck auch hier einer späteren Zeit vorbehalten. Aber dann denken wir wieder an die Worte des alten Sörsters: Das ist unser Teil, daß wir gründen für die Späteren.

18. Sichtengruppe mit Steinkreuz.

Doch warum nicht auch vorhandene Baumgruppen verwenden? Wir haben solche Wäldchen in manchen Teilen Sachsens, auf mancher Kuppe des Vogtlandes und der Lausitz, auch am Rande der Dresdner Heide. Mit ein-

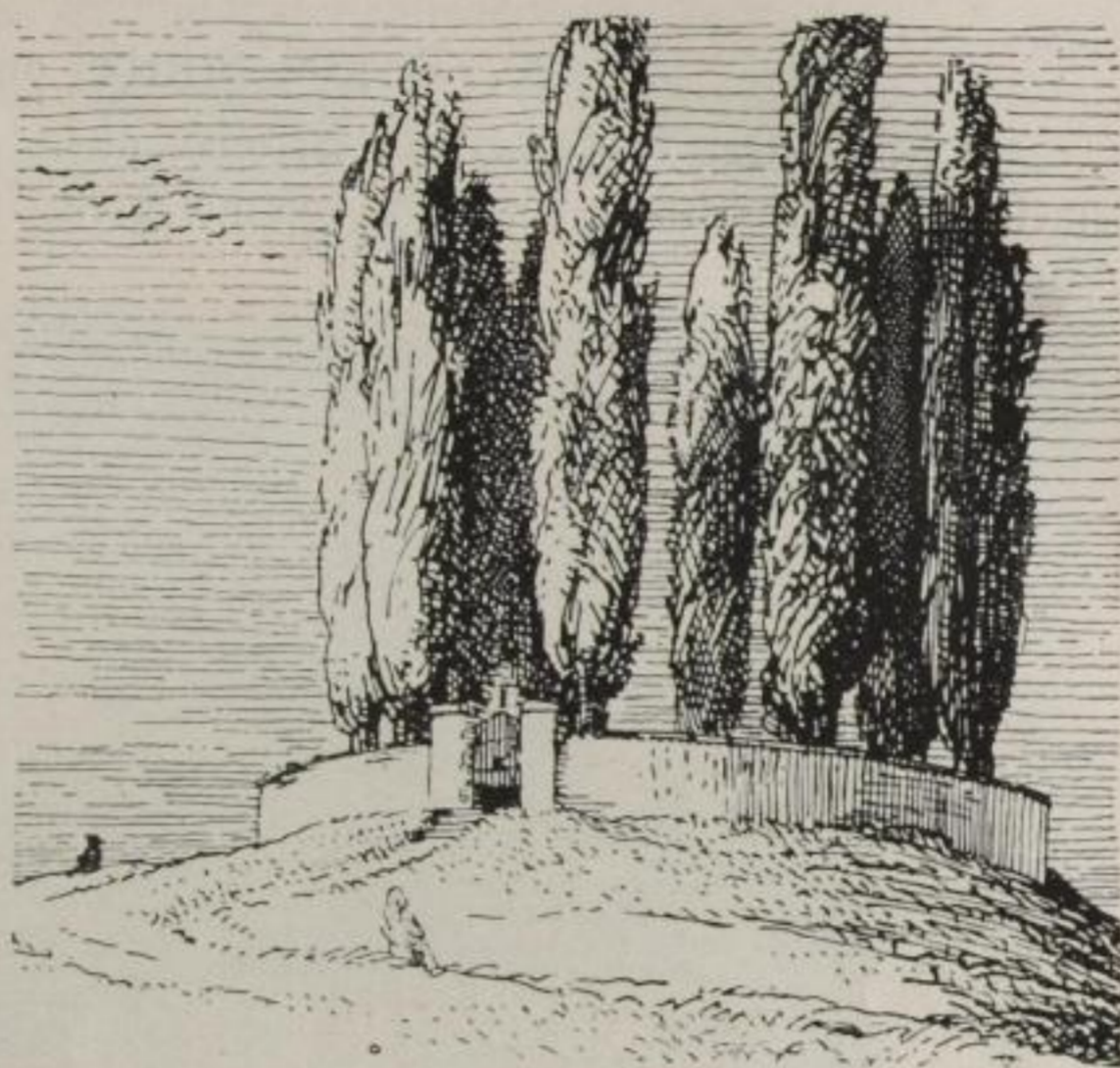


Abbildung 17

Architekt: Gustav Wolf, Breslau



Röhm.

Abbildung 18

Maler: Hans Böhm, München

fachsten Mitteln läßt sich solchem Bestand durch Abrundung und durch ein Wahrzeichen wie etwa dieses wuchtige Steinkreuz der Charakter eines Heldenhains verleihen.

19. Friedhof mit Zypressen.

Manchen Gemeinden, besonders auf dem Lande, ist unmittelbar um ihre Kirche her mit alten Zypressenbeständen die schönste Gelegenheit gegeben, eine Kriegergedächtnisstätte zu schaffen, indem das betreffende Gebiet der Neubelegung durch Gräber entzogen und irgendwie durch Umgrenzung und sonstige kleinere Eingriffe zu einer geschlossenen Wirkung gebracht wird. Wahrhaft mystisch könnte ein Erinnerungsmal im Schatten dieser alten Zypressen wirken.

20. Derselbe Sriedhof anders.

So sieht leider heute derselbe Sriedhof aus. Man fragt sich: Was ist dieser Gemeinde in den Sinn gekommen, daß sie ihren Sriedhof und ihr Kirchlein nackt



Abbildung 19



Abbildung 20

und kahl gemacht hat? Nun ist es freilich aus mit dem Heldenhain. Möchte doch dem Wüten Einhalt geschehen, mit dem immer wieder alte Baumbestände der Art zum Opfer gebracht werden, gleich als gelte es, einen Schandfleck im Orte auszutilgen.

21. Verunstalteter Friedhof.

Noch ein Beispiel dafür, wie man einen Friedhof durch Herumsäbeln an alten Bäumen und Abhacken ganzer Bestände verunstaltet hat. Man nennt das „Ordnung schaffen“. Sreilich ist hier die segensreiche Himmelstochter zur wilden



Abbildung 21

Megäre geworden. Möchten wir wieder besser verstehen lernen, daß von allem Größen und Schönen das gilt, was Schenkendorf von der Freiheit gesungen hat:

Auch bei grünen Bäumen in dem lustigen Wald,
unter Blütenträumen ist dein Aufenthalt.

Ach! Das ist ein Leben, wenn es weht und klingt,
wenn dein stilles Weben wonnig uns durchdringt.



Abbildung 22

Daher ist an dem Grundsatz festzuhalten, daß diese Tafeln nicht vor Beendigung des Krieges in Arbeit genommen werden können.

23. Ovale Holztafel.

An dieser ovalen Tafel fehlt jeglicher Schmuck. Besser kein Schmuck, als ein minderwertiger. Wohl das Schlimmste in Hinblick auf Umrahmung hat der Jugendstil geleistet. Ein Rahmen soll nicht ein Betätigungsfeld selbständiger Phantasieorgien sein, sondern er soll der Inschrift dienen, indem er ihr eine Umsfassung, einen Abschluß gibt. Hier ist es mit dem einfachsten Mittel, einer ovalen Linie, durchaus befriedigend geschehen. Der knappe Rand, nicht breiter als die Zwischenräume zwischen den Schriftzügen, gibt der Tafel etwas Geschlossenes. Und wie monumental wirkt wieder die Schrift! Der Vorteil der Antiquaschrift, daß alle Buchstaben gleiche Höhe haben, kommt dem Wortbild außerordentlich zugute. Wie feste, markige Gestalten treten die auf der Tafel Genannten vor uns hin.



Abbildung 23

22. Kriegergedenktafel.

Wie sollen wir die Kriegergedenktafeln in den Kirchen gestalten? Die folgenden Beispiele zeigen Holztafeln von Künstlern der Gegenwart für Dorfkirchen. Welche Sicherheit in der Sormgebung! Es braucht also auch auf Schmuck in der Umrahmung nicht verzichtet zu werden, wenn er nur charaktervoll, ausdrucksvoll ist. In ihren Farben muß diese Tafel ganz prächtig wirken. Sie ist aber auch ein vorzügliches Beispiel für gute Schriftverteilung. Wie schön und klar ist diese Antiquaschrift! Daß der Text gerade die Tafel ausfüllt, ist natürlich kein Zufall. Erster Grundsatz für solche Tafeln: Erst muß der Inhalt genau feststehen, Text und Namen der Gefallenen. Aus dem Inhalt ergeben sich Größe und Sorm der Tafel.

24. Hölzerne Tafel.

Diese Tafel möchte manchem vielleicht gar zu „hölzern“ erscheinen. Gewiß, von sogenannter Eleganz, von raffiniertem Linienschwung ist keine Spur. In einen Pariser Salon paßt sie nicht. Und doch, — ich will nicht etwa aus der Not eine Tugend machen, wenn ich sage: das Biedere und Treuherzige an dieser Tafel spricht uns an. Wie liebevoll sind die Buchstaben gemalt und mit einer einfachen Blätterranke umgeben! Und die Holztafel selbst mag ganz im Einklang stehen mit dem alten ehrlichen Gestühl, das noch seit Vätertagen in der schlichten Dorfkirche steht. Die Gestaltung der Tafel muß ihrer Umgebung entsprechen, sonst wirkt sie fremd.



Abbildung 24



Abbildung 25

25. Einfache Holztafel.

Wir können überzeugt sein, daß dieser Künstler auch etwas Glänzenderes hätte schaffen können. Aber in weiser Selbstbeschränkung hat er bewußt für die Dorfkirche etwas Ähnliches entworfen, was einst der Tischler und der Maler instinktiv zustande gebracht hatten. Der ländliche Kulturkreis ist ein anderer, einfacherer, als der städtische, aber darum kein schlechterer.

26. Vier neue Tafeln aus Stein.

Auch die Materialfrage erfordert eine individuelle Lösung. Holz, Stein, Bronze, — nur, daß es etwas Echtes sei! Besser Holz als Imitation. Die Entscheidung

hängt ja vor allem von den Mitteln ab. Nur nicht das Teuerste wählen, wo andere Pflichten, gegen Hinterbliebene oder Kriegsbeschädigte, dringend sind. Nicht Steine statt Brot! Aber auch, wo Mittel vorhanden sind, wird es immer noch auf den Kirchenraum ankommen, ob Stein besser wirkt als Holz oder Bronze besser als Stein. Immerhin, Steintafeln können trefflich wirken, im allgemeinen sicher wichtiger und monumentaler als Holz. Von diesen vier guten Beispielen wird uns für kirchliche Zwecke besonders das dritte zusagen: Des Christen Herz

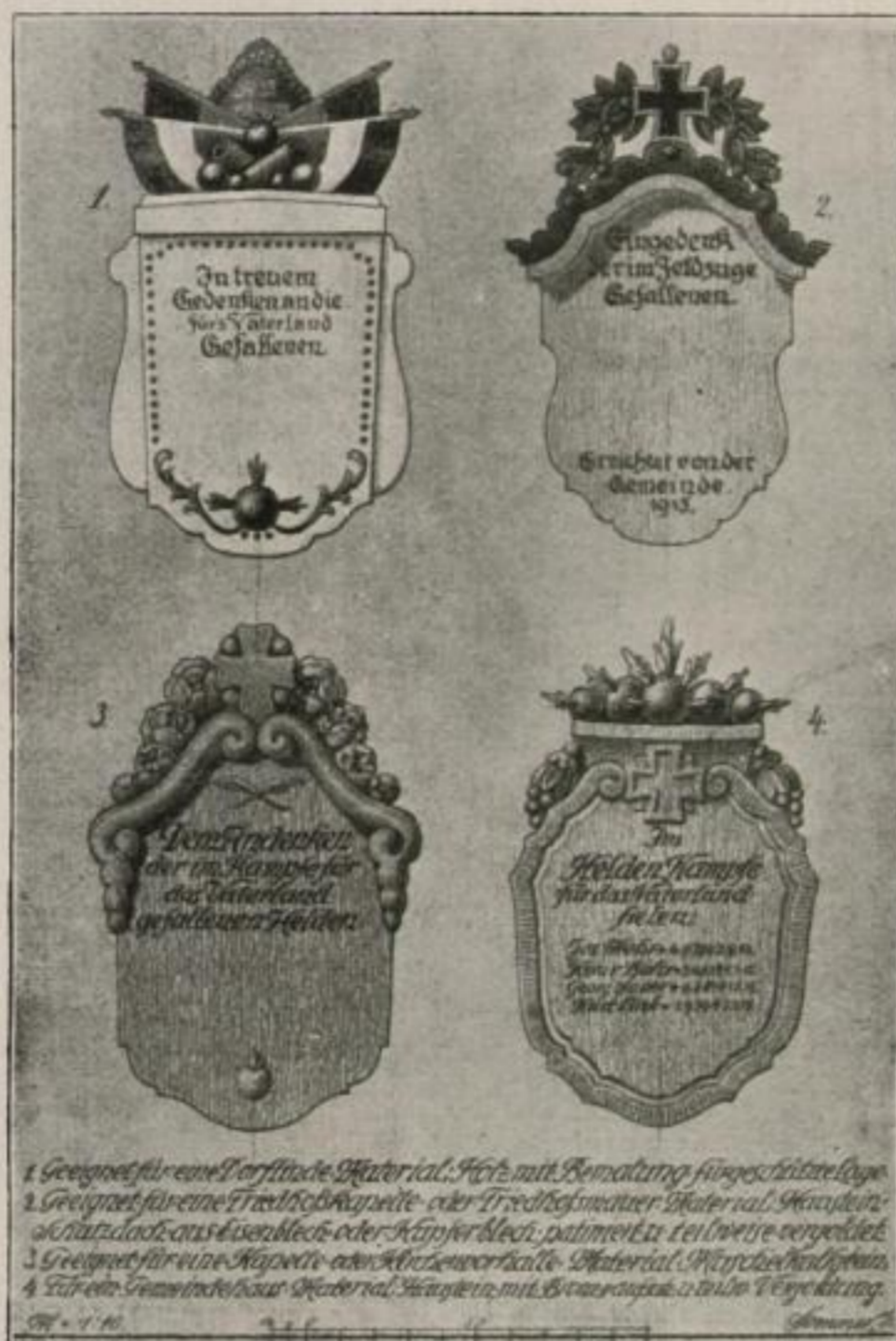


Abbildung 26

auf Rosen geht, wenns mitten unterm Kreuze steht. Als Regel mag auch dies gelten: Besser einheimischer Stein, als fremder oder gar ausländischer.

27. Gußeiserne Gedenktafel.

Hier auch für eine Metalltafel ein älteres Beispiel, das übrigens auch inhaltlich, besonders mit dem Schlusssatz, ergreifend wirkt. Metalltafeln sind schön und kostbar, sie haben etwas von vornehmer Zurückhaltung an sich, aber für das Auge sind sie meist weniger leserlich, weil die Buchstaben schwächer hervortreten. Sarbenkontrast ist nun einmal wirksamer als bloßes Relief, weshalb man auch Steininschriften unter allen Umständen durch Farbe vom Grund abheben wird.

28. Gedächtniskränze.

Das Gedächtnis der Gefallenen schon jetzt in den Kirchen zu ehren, ist kleinen Gemeinden durch Kränze im Kircheninnern eine schöne Gelegenheit gegeben. Hier ist ein Beispiel, wie man jedem Gefallenen nicht nur einen Kranz, sondern auch



Abbildung 27



Abbildung 28 Aufnahme: Alfred Sunger, Dresden

ein Gedenkblatt gewidmet hat. Auch ein glücklicher und individueller Gedanke. Freilich möchte ich mich für Gleichheit der Kränze aussprechen, damit nicht etwa schon in diesen Kränzen wieder soziale Unterschiede zutage treten. Bei Krieger-ehrungen ist alle Rangordnung vom Übel. Das muß mit allem Nachdruck und mit aller Liebe festgehalten werden.

29. Dom zu Mainz.

Die eigentlichen Schwierigkeiten beginnen nun freilich erst dort, wo die Gemeinden groß sind und Hunderte von Gefallenen auf Tafeln verzeichnet werden sollen. Da gilt es nun zu allererst im Kirchenraume Umschau zu halten nach geeigneten Flächen. Ein Blick in den allerdings gewaltigen Mainzer Dom zeigt uns, wie die Pfeiler im Innern einer Kirche für Gedenkzeichen nutzbar gemacht werden können. Hier stehen zuweilen beträchtliche Flächen zur Verfügung, deren Verwendung in der rechten Weise sehr zur Hebung und Belebung des Kirchenraumes



Abbildung 29

beitragen kann. Schon die Suche nach dem rechten Platz ist eine dankbare Aufgabe und kann zu mancher Entdeckung führen. Besonders günstig liegen die Verhältnisse dort, wo ein Vorraum oder eine Vorhalle, in der vielleicht jetzt noch Holz und Kohlen liegen, zu einem Gedächtnisraum ausgestattet werden kann.

30. Barfüßerkirche zu Erfurt.

Aus Erfurt haben wir schon von 1870 her ein recht gutes Beispiel, wie man eine größere Namenzahl an einer Kirchenwand auf mehrere Tafeln, hier im Wechsel von großem und kleinem Format, verteilen kann. Hängen in solcher Weise mehrere Tafeln nebeneinander, so wird man auf jeden Fall auf eine ziemlich einfache Um-

rahmung, wie hier, zukommen müssen. Eine reiche Umrahmung in steter Wiederholung wirkt ganz schlecht. Sehr fein dagegen könnte es wirken, wenn eine nicht allzu breite Rahmenform zwar immer wiederholt, aber an jedem Rahmen leise abgewandelt würde, wie etwa im Maßwerk gotischer Fenster oder in den Kapitellen romanischer Säulen. Angesichts einer Kirchenwand tritt auch die Frage nahe, ob man etwa die Wand selbst bemalen soll. Nur muß dann die Trockenheit der Wand verbürgt sein oder für beste Isolierung gesorgt werden. Ein Experiment bleibt es auf jeden Fall.

31. Gedenktafel an der Kirchenmauer in Bärenstein.

Doch nicht nur das Innere, sondern auch das Äußere der Kirche



Abbildung 31
Aufnahme: Alfred Sungen, Dresden



Abbildung 30

kann für Gedenktafeln in Betracht kommen. Dort sind oft die Flächen zu finden, an denen es im Innern fehlt. Hier ein ganz einfaches Beispiel von 1870 her. Die Stelle ist gut ausgewählt.

32. Alter Grabstein an Kirchenmauer.

Auch die äußere Kirchenwand gehört sozusagen zum geweihten Bezirk und ist würdig, die Namen derer zu tragen, die wir nicht vergessen sollen. Wie lebendig redet solch ein Grabstein, an einem Winkel der äußeren Kirchenmauer befestigt. Wieviel mehr noch werden die Kriegergedenktafeln nicht nur dem Kirchenbesucher, sondern auch dem in der Woche Vorübergehenden zu sagen haben.



Abbildung 32



Abbildung 33



Abbildung 34

33. Äußerer Strebepfeiler mit Tafel.

Hier ein älteres Beispiel, wie ein äußerer Strebepfeiler dem Kriegergedächtnis dienstbar gemacht worden ist. Auch der Inhalt der Tafel ist interessant. Sie ist ein Willkommengruß an die aus dem Befreiungskrieg heimkehrenden Krieger des Ortes. Solche spontane Erinnerungen, die die Stimmung eines besonderen Augenblicks wiedergeben, sind besonders wertvoll.

34. Inschrift am Rathaus Marktredwitz.

Zur Bestätigung des eben Gesagten sei diese Inschrift hier eingefügt. Sie ist weder ein Sieges- noch ein Friedenszeichen, sondern ein Notzeichen, ein Hilferuf aus der letzten Zeit des 30jährigen Krieges. Wie erschütternd lesen



Abbildung 35

sich gerade heute wieder diese Worte! Also nicht nur in der Formgebung, sondern auch im Inhalt sei immer wieder auf individuelles Gestalten Bedacht genommen.

35. Entwurf für eine Kirchenmauer in Dahlen von Professor Emil Högg, Dresden.

Wir kehren zu unseren Tafeln zurück. Wie schön wird hier die Kirchenmauer durch die vielen Tafeln gegliedert, die alle in dem Hauptdenkmal am Pfeiler ihren Mittel- und Beziehungspunkt finden. Auch ist hier eine Verbindung mit gärtnerischem Schmuck gegeben. In kleinen Gemeinden, wo für jeden Gefallenen eine ganze Tafel zur Verfügung stehen würde, könnte hier sogar eine Ehrenstätte geschaffen werden, die die in Seindesland befindlichen Gräber ersetzen könnte: unter jeder Tafel ein grüner Platz, der von den Angehörigen oder von der Gemeinde selbst bepflanzt und gepflegt wird.

36. Sammeltafel an einer Kirchenmauer.

Eine Sammeltafel an einer Kirchenmauer zwischen zwei Pfeilern. Der Doppeladler zeigt, daß es sich um einen österreichischen Entwurf handelt.

37. Tafeln an Kirchenmauer mit Schutzdach.

Ein Umbau zum Schutz gegen die Witterung und zur Einfassung der Tafeln kann dem Äußeren der Kirche auch baulich einen neuen Reiz verleihen und den Gedächtnisplatz recht wirksam und freundlich hervorheben.

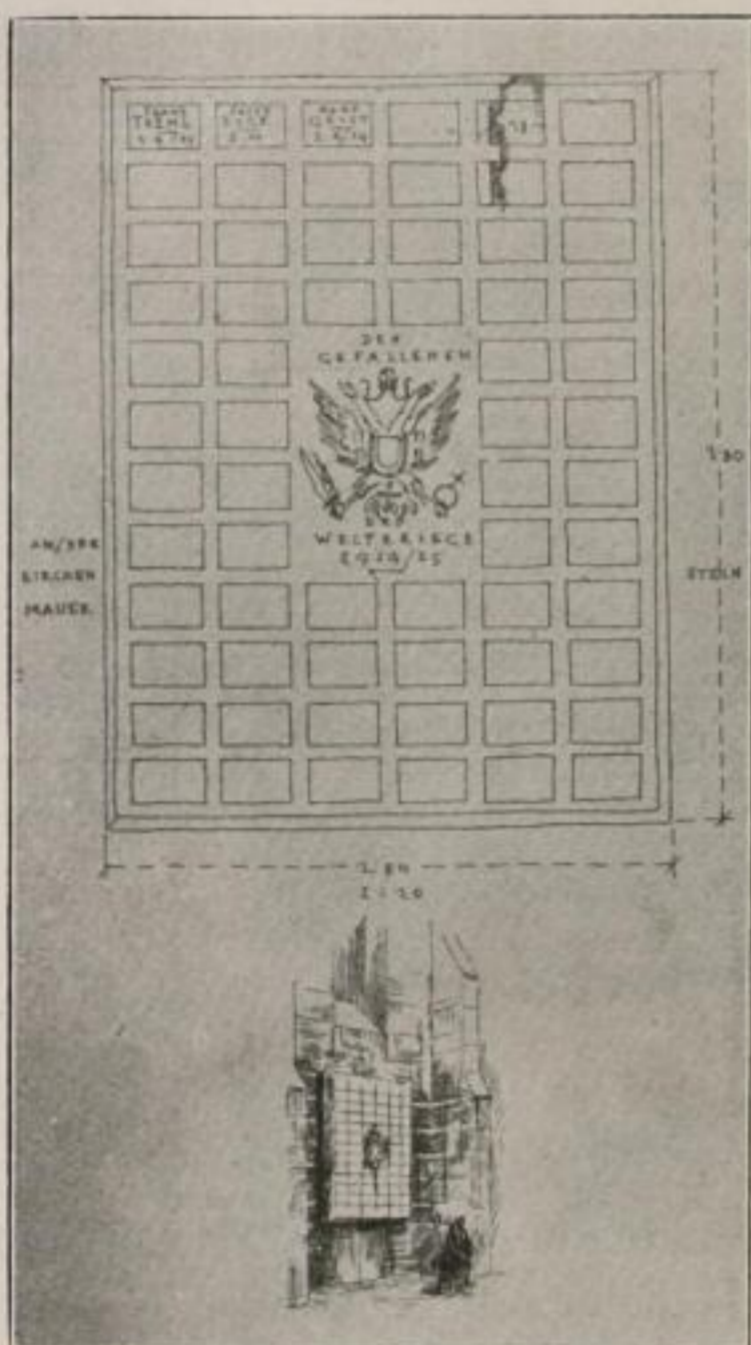


Abbildung 36



Abbildung 37
(Bayrischer Heimatschutz)

38. Kreuzgang in Bonn.

Dieser alte Kreuzgang soll nur daran erinnern, daß zuweilen an Kirchen noch Nebengebäude und alte Höfe sich anschließen, denen der Charakter einer Kriegserinnerungsstätte aufgeprägt werden könnte. Die Aufgabe muß nur in Händen liegen, die es verstehen, in solch einem Raum das Neue zu Worte kommen zu lassen, ohne das Alte zu zerstören oder auch nur zu stören. Durchaus keine leichte Aufgabe! Ich kenne einen alten Schloßhof, der durch einen Nymphenbrunnen einen wahren Schandfleck erhalten hat.

39. Kirchengalerie zu Eifersdorf.

Diese entzückende alte Holzgalerie mag eine Anregung geben, wie man etwa an eine vorhandene Friedhofsmauer einen solchen anheimelnden Wandelgang anbauen und dann die Mauer mit Kriegserinnerungsmälern, unter Umständen in

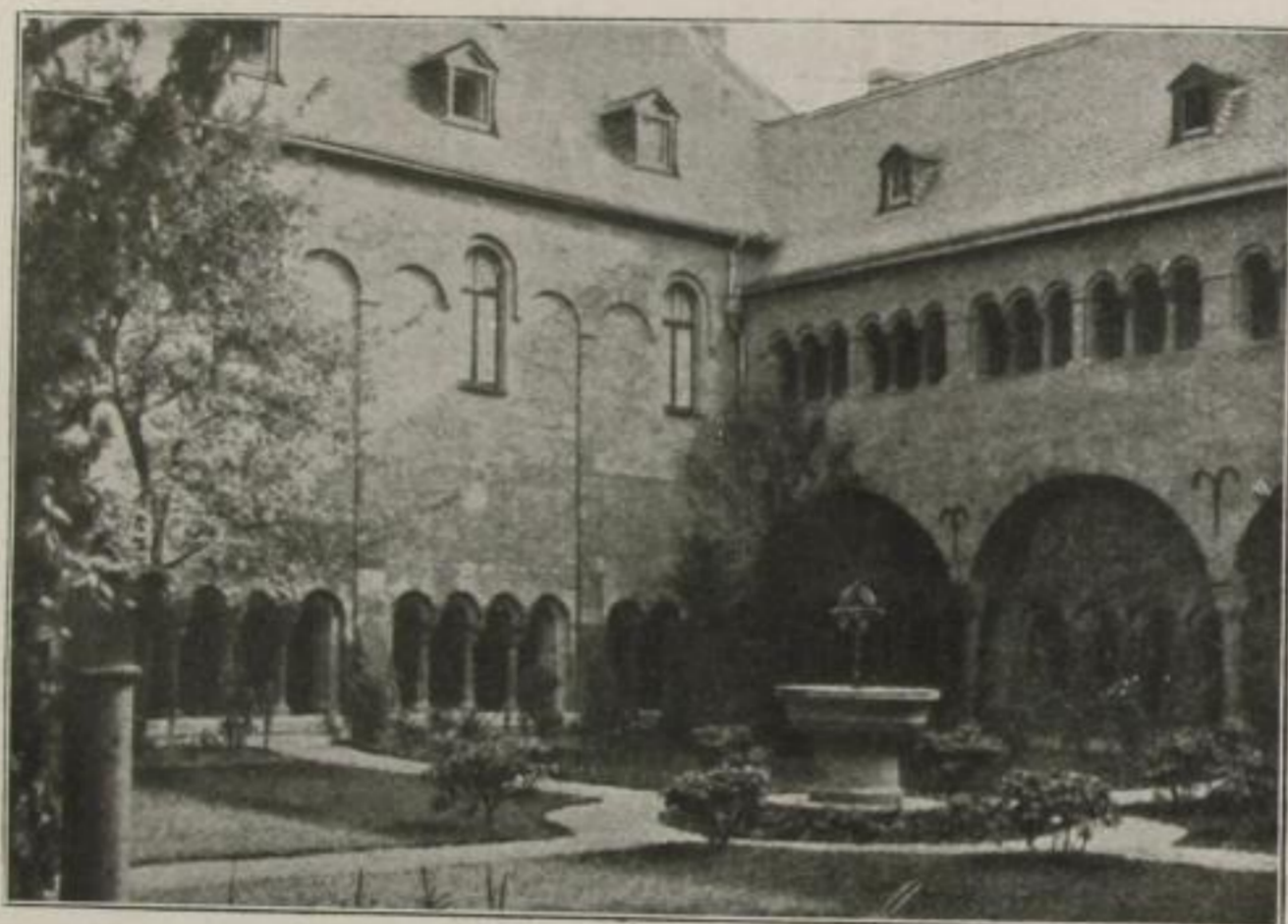


Abbildung 38



Abbildung 39

der mannigfaltigsten Weise, schmücken kann. Die Liebe macht erfinderisch. Das zeigen uns die Werke unserer Vorfahren, mögen sie auch noch so bescheiden sein. Von ihnen wollen wir's von neuem lernen.

40. Planung für Oberoderwitz
von Bauamtmann Waldo Wenzel, Dresden.

Eine Kirchentür ist als besondere Kriegstür ausgestaltet gedacht und zu beiden Seiten mit den Namen der Gefallenen eingefasst. Der Charakter der Kirchenfassade ist dabei sehr fein berücksichtigt. Vor der Tür gedenkt man den Platz zu erweitern, um an dieser Stelle künftig auch Gedächtnisfeiern im Freien veranstalten zu können.

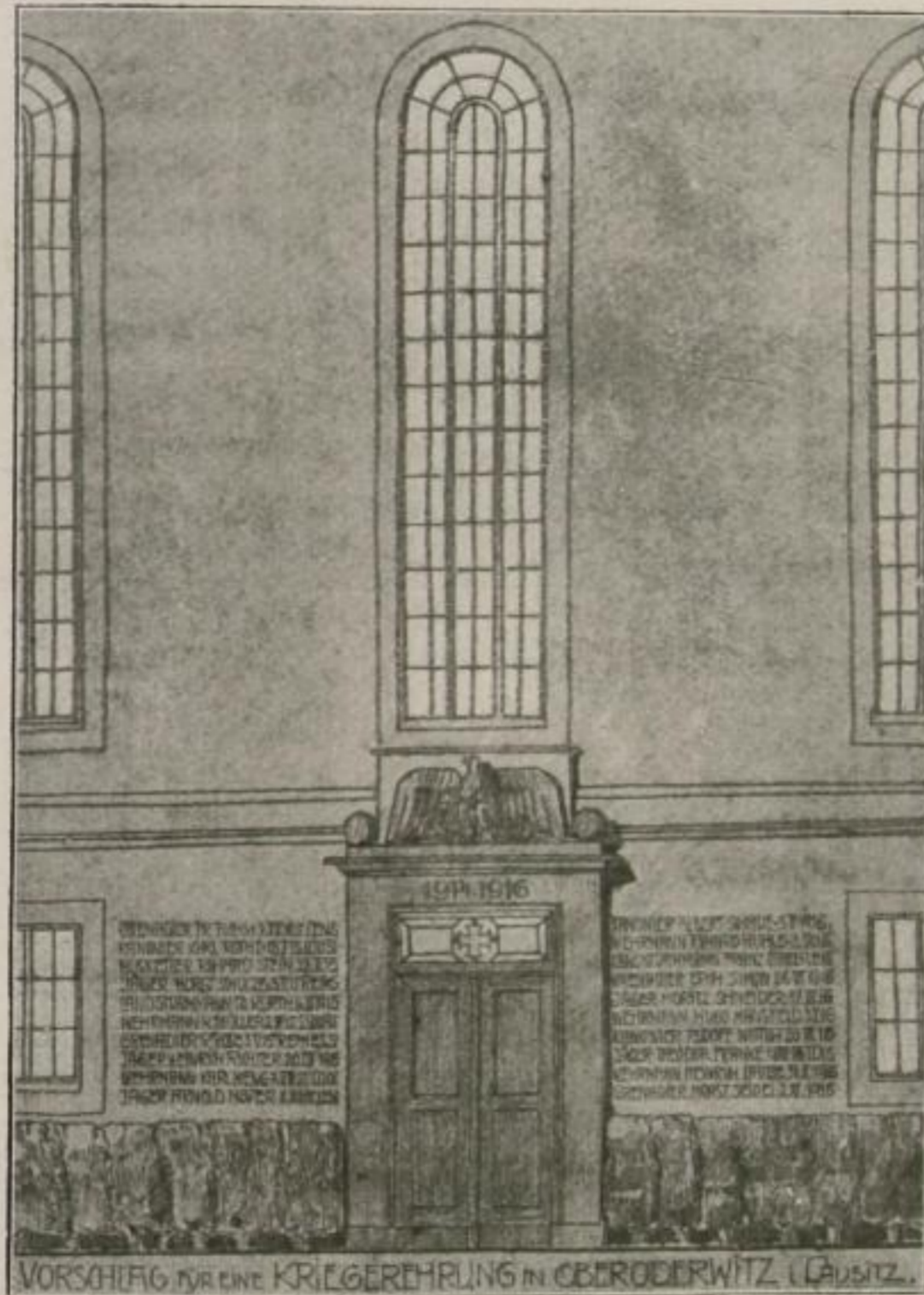


Abbildung 40

41. Opferstock von Architekt Heinrich Straumer, Berlin.

Weil die Sürsorge für alle durch den Krieg Geschädigten auch der Kirche besonders am Herzen liegen muß, so sei der Kriegsoferstöcke ja nicht vergessen, mag man sie nun in der Kirche am Eingang oder nach einer alten sächsischen Sitte mitten auf dem Weg ein paar Schritte vor dem Eingang aufstellen. Der hier gezeigte Opferstock bietet Flächen für Inschriften am Schaft und Reliefs auf den acht Außenflächen des Beckens, so daß hier in Wort und Bild manche Erinnerung an den Krieg festgehalten werden kann.

42. Opferstock.

Dieses zweite Beispiel zeigt einen Opferstock, der auch ohne viele Worte redet. Die Sprache seiner einfachen Symbolik ist deutlich und eindringlich. Die ineinander geschlungenen eisernen Bänder sagen es jedem, woran dieser Opferstock erinnern und mahnen soll.

43. Alte Kirche in Harthau.

Am reichsten und vielseitigsten läßt sich die Kriegerehrung gestalten, wo eine ganz unbenuzte Kirche zur Verfügung steht. Es besteht z. B. die Absicht, diese



Abbildung 41.

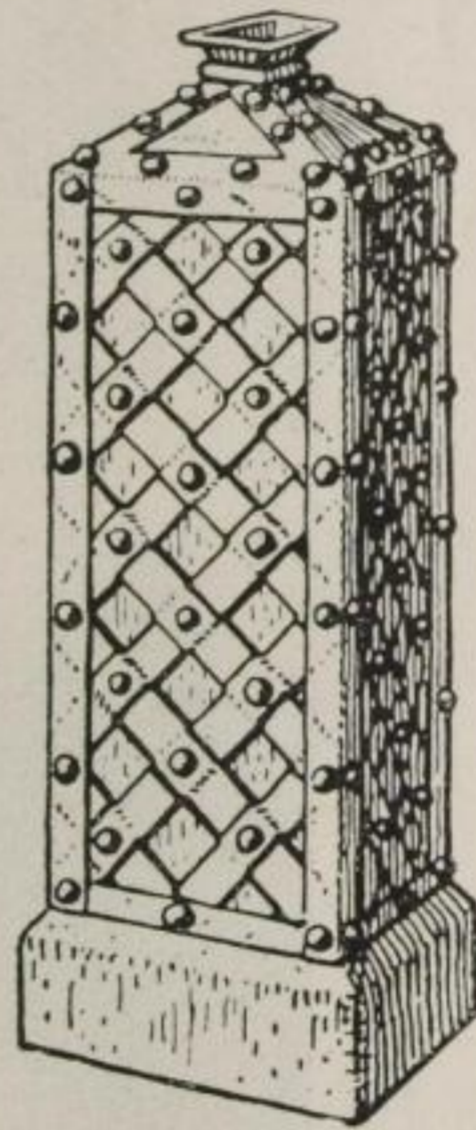


Abbildung 42 Entwurf
von Hans Stadelmann
aus der Zeitschrift
„Die Plastik“

außer Dienst gestellte Kirche in Harthau bei Chemnitz zu einer Gedächtniskirche zu machen. Hoffentlich gelingt es, diesen Gedanken zu verwirklichen.

44. Klosterkirche St. Anna in Kamenz.

Dasselbe ist vom Sächsischen Heimatschutz für die Klosterkirche St. Anna in Kamenz vorgeschlagen worden. Wie viele Möglichkeiten tun sich hier auf, um dem Raum durch das Gedächtnis an diesen Krieg einen neuen Inhalt zu geben!

45. Arnau, Böhmen.

Diese Kriegergedächtniskirche zeigt, wie das geschehen kann. Auch wenn man auf dem Bilde die Einzelheiten nicht erkennt, so zeigt doch ein Blick auf die Wand zur Rechten und die Empore zur Linken, welch ein Leben mit diesen mannigfaltigen Erinnerungszeichen in den alten Raum eingezogen ist.

46. Gedenkblatt von O. Seyffert (Verein für kirchliche Kunst, Dresden).

Gegenüber den wertlosen Gedenkblättern, die von eifrigen Hausierern in die Häuser gebracht werden, sollten wir alles tun, um die guten zu verbreiten, ja



Abbildung 43

ernstlich erwägen, ob nicht auch die Kirchengemeinden solche Blätter neben den vorhandenen staatlichen stiften sollten. An den Wänden der Stuben ist Platz genug, und was dort hängt, ist meist nicht viel wert. Die Angehörigen aber freuen sich der Teilnahme ihrer Kirchengemeinde. Dann aber ja keine bloßen Diplome. Je bildmäßiger, desto besser. Das hier gezeigte gute und klare Blatt entspricht diesen Sorderungen durchaus.



Abbildung 44



Abbildung 45

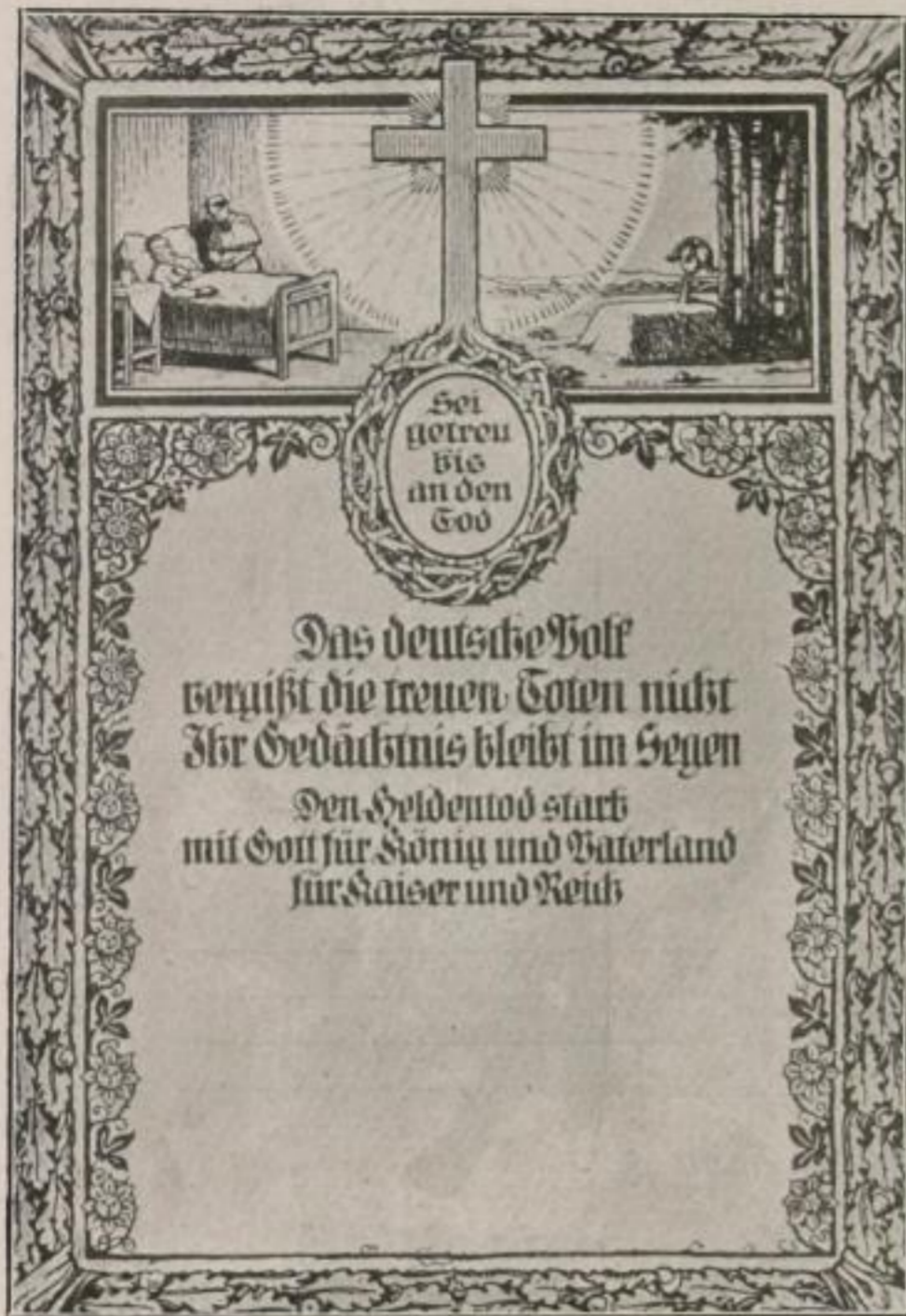


Abbildung 46



Abbildung 47



Abbildung 48

47. Schlechtes Gedenkblatt.

Gedenkblätter wie dieses freilich sollten polizeilich verboten werden. Diese lächelnde Schöne, die albernen Amoretten, die beiden Weihrauchsfäßchen, die Kumpelkammer von malerisch zusammengeworfenen Kriegsrequisiten, der kleine Adler, der sich in einen Spatz verwandelt zu haben scheint, das traurige Kaiserbildchen — alles ist geeignet, die Empfindungen einer großen Zeit zur Sarce zu machen.

48. Gedenkblatt des Dürerbundes (Verlag Georg D. W. Callwey, München).

Wirklichen Kunstwert als Bilder haben die vier Gedenkblätter des Dürerbundes. Das ist keine Theaterpielerei, auch kein sogenanntes „lebendes Bild“,



Abbildung 49



Abbildung 50

sondern ein Stück ernste, ergreifende Wirklichkeit. Wir möchten diesen Blättern die weiteste Verbreitung wünschen. Es sind Blätter voll seelischer Vertiefung.

49. Holzschnitt des Dürerbundes.

Ein anderes von diesen vier Blättern ist dieser Holzschnitt mit dem Körnerschen Wort aus dem Trümmonolog, das durch dieses Bild eine wahrhaft erhabene Veranschaulichung empfängt. Das Blatt ist für solche Familien zu empfehlen, denen man schon mehr künstlerisches Sehen und auch ein Verständnis für die eigenartige

Technik solch eines Holzschnittes zutrauen kann. Der Friede, die Verklärung in dem Kämpferantlitz, die Sluf von Licht ist wunderbar.

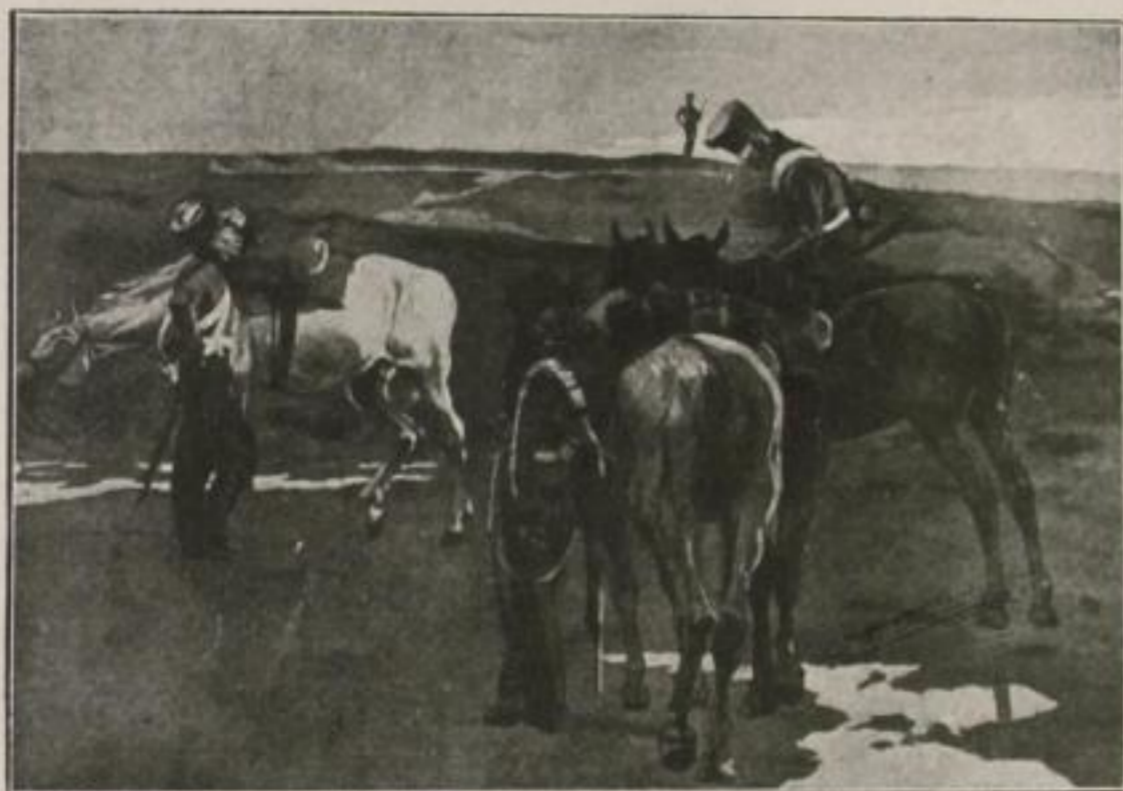


Abbildung 51

51. Morgenrot, von Haug (Voigtländers Verlag, Leipzig).

Ja, sollten wir nicht auch sonst Gelegenheit suchen, den Sinn für das Echte in Kunst und Leben in unseren Gemeinden noch ganz anders als bisher zu wecken und insbesondere auch durch Bilder die großen Gedanken und Empfindungen zu pflegen, die wir unter uns lebendig wissen möchten? Auf Gemeindeabenden, Kriegerfrauenabenden und ähnlichen Veranstaltungen kann hier mit den Lichtbildern des Dürerbundes und des Heimatschutzes viel geschehen. Es tut not, den wertlosen Schlachtenbildern, die nur die Kriegsinstinkte aufpeitschen, und jenen Kriegsenden, die das Große verniedlichen und das Surchtbare ins Lächerliche ziehen, etwas Besseres entgegenzusetzen, nämlich jene Werke, die uns etwas vermitteln von wirklicher Seelenstimmung und Seelenkämpfen, wie die Bilder von Arthur Kampf aus 1813 oder dieses herrliche tiefe Bild von Haug.

52. Kriegsfaat, von Bernhard Winter (aus dem Kunstwart).

„Kriegsfaat“ heißt dieses Bild von Bernhard Winter, jenem Maler, dem es ganz besonders gegeben ist, die Seele des Volkes zu belauschen. Was könnten sich nicht alles

50. Gedenkblatt von Schäfer.

Mutter Deutschland und ihre Kinder. Welche Sülle von Beziehungen und Gedanken weckt dieses Blatt, in seinem oberen wie in seinem unteren Teil! Alles ist vom Künstler geschaut und gefühlt. Sollte die Kirche des Wortes nicht auch bemüht sein, durch die Macht des Bildes auf ihre Glieder zu wirken? Durch diese Gedenkblätter ist eine schöne Gelegenheit gegeben.



Abbildung 52

unsere Kriegerfrauen von solch einem Bilde sagen lassen! Wieviel stille, stählende Kraft geht von ihm aus!

Wir schließen mit diesem Bilde. Es ist zugleich auch ein Bild unserer Arbeit. Kriegerehrungen sollen weder eigenen noch fremden Ehrgeiz befriedigen, sie sollen weder dem schönen Schein noch dem bloßen Ausschmückungsbedürfnis dienen, sie sollen weder glänzen noch langweilen, — beides ist oft ein und dasselbe —, sondern sie sollen eine Saat sein, eine Kriegsfaat, die immer wieder ihre Früchte trägt an den Lebenden, an den kommenden Geschlechtern. Ja, möchte es von allen Kriegerehrungen, die zustande kommen, heißen können:

Ein Lied klingt fort in Ewigkeit
für die, die draußen starben!

Das deutsche Kriegergrab

Vortrag, gehalten auf Veranlassung des Evangelisch-lutherischen Landeskonsistoriums und der Staatlichen Landesberatungsstelle für Kriegerehrungen, von Bauamtmann Waldo Wenzel, 3. St. im Selde.

Jeden von uns bewegt die Frage: Wie ehren wir unsere Krieger, wie geben wir dem Bedürfnis tiefsten Dankes Ausdruck für all das, was deutsche Kraft und deutscher Heldenopfersinn vollbringen? Wie bezeugen wir unsere Ehrfurcht vor dem Blute, das bereits für die Ehre und Rettung des Vaterlandes geflossen ist?

Die Ausstellung^{*)}, die Ihnen ja Allen bekannt ist, und von der wir hoffen, daß sie recht segensreich wirken und zur Aufklärung und Erhebung beitragen möge, zeigt Ihnen, daß dem Künstler eine unerschöpfliche Sülle von Möglichkeiten für eine pietätvolle Gestaltung des ehrenden Gedächtnisses an Menschen und Taten zu Gebot stehen. Sie zeigt Ihnen, wie die Vergangenheit diesem Sorm gegeben hat, wie die Gegenwart jene edle Aufgabe in neuzeitlichem Sinne abgewandelt hat und an Hand von Vorschlägen und Skizzen entrollt sie vor Ihnen Zukunftsbilder, wie wir nach dem Ende des gewaltigen Völkerringens daran gehen wollen, die Erinnerung an jene, die mit dem Schwerte in der Hand uns die Heimat geschützt haben und ihnen, denen es der Vernichter Tod entwunden hat, im Kunstwerke zu feiern.

Vom kleinen und doch so großzügigen Ehrenzeichen, vom Eisernen Kreuze beginnend, das mit so hohem Verantwortlichkeitsgefühl dafür geschaffen worden ist, daß in seiner äußeren Sorm der Charakter der Kriegszeit versinnbildlicht sein müsse, bieten Architektur, Malerei, Plastik und endlich auch die Natur ihre Hilfsmittel zur Ehre des Kriegergedächtnisses. Der einfache Gedenkstein, das Denkmal auf Straße und Platz und im Park, die Gedächtniskapelle und Kirche und schließlich das Völkerschlachtdenkmal und die Ruhmeshalle bieten der Architektur ein weites Arbeitsgebiet. Als schmückende Helferin gesellt sich ihr die Plastik, die sich dann weiter selbstständig ausleben kann in den Standbildern der Heerführer und Staatslenker. Die Malerei findet neben ihrer Aufgabe, mit Stift und Pinsel die Ereignisse zu schildern, vielerlei Betätigung auf dem Gebiete der Kriegerehrung vom Gedenk-

^{*)} Ausstellung „Kriegergrab und Kriegerdenkmal“ veranstaltet von der Landesberatungsstelle für Kriegerehrungen.

blatt angefangen bis zum dekorativen Wandgemälde, das die Schöpfungen der Architektur ergänzt, und schließlich wetteifert auch die Natur selbst durch ihre Hilfsmittel mit den Gebilden von Menschenhand, die der Heldenehrung dienen wollen.

Doch mehr oder weniger sollte das alles, was an künstlerischen Möglichkeiten in dieser kurzen Andeutung enthalten ist, jetzt nur im Stadium der Erwägung und Vorbereitung bleiben, denn es wäre in diesen Tagen, wo nur die Tat entscheidet, ein weltfremdes Beginnen, sich mit künstlerischen Zukunftsträumen zu befassen, deren Verwirklichung erst dann ins Auge gefaßt werden kann, wenn die Nöte, die grausamen Begleit- und Solgeerscheinungen der Kriegszeit, zum Schweigen gebracht worden sind. Die Mittel, die man sammeln wird, um den Kämpfern des Weltkrieges, den Witwen und Waisen gegenüber abzutragen, müssen der Fürsorgetätigkeit — ich nenne nur einige Gebiete: Kriegerheimstätten, Unterstützung der Kriegsbeschädigten, Aufbau zerstörter Ortschaften, Volksgesundheit — erhalten bleiben, um dem in diesen Tagen oft gehört und immer zu wiederholendem Schlagwort: „Gebt Brot statt Steine“ die praktische Ausführung folgen zu lassen. Erst wenn nach Jahren emsiger Arbeit der schwer in Mitleidenschaft gezogene Volkswohlstand sich wieder gehoben haben wird, gehe man daran, den großen künstlerischen Ausdruck für die gegenwärtigen Taten zu suchen, an die man sich in ihrer Gesamtheit noch in den spätesten Tagen als einer ernstesten und schweren Vergangenheit erinnern wird. Erst dann, wenn wir die ruhige Sammlung und den zur Reise nötigen Abstand von den Ereignissen gewonnen haben werden. Denn wir warten ja auch darauf, was uns, heimgekehrt nach ereignissschweren Jahren, die zu sagen haben werden, die jene Zeit, welche es zu verherrlichen gilt, am eigenen Leibe und am eigenen Gemüte mit durchgemacht haben. Bis dahin wollen wir uns mit dem bescheiden was erreichbar ist. Und so möchte ich auch mich auf das beschränken, was notwendig ist: Die Pflege und die Gestaltung des Kriegergrabes. Denn sie muß festgestellt sein, solange unsere Truppen die feindlichen Gebiete besetzt halten, wenn wir in der Zukunft die Beruhigung und Gewähr haben wollen, daß nach Möglichkeit die Grabstätten unserer Gefallenen gegen den Angriff von Wetter und roher Gewalt geschützt sind.

Und in dieser Erkenntnis läßt die Heeresverwaltung der Pflege der Gräber im Felde ihre besondere Sorgfalt angedeihen. Wenn ich Ihnen über die Organisation dieser Pflege einiges berichten kann, so folge ich im wesentlichen der Zuschrift eines Herrn von der Front, die er dem Dresdner Anzeiger zur Verfügung stellte: „Bei jedem Truppenteil wird eine Truppengräberliste geführt. Die Kompanien haben für jeden Gefallenen den vollen Namen, Rang, Erkennungsnummer, Todestag, Todesort und Begräbnisplatz mit einer Skizze des Grabes beim Regiment einzureichen. Diese Angaben werden in die Truppengräberliste eingetragen. Natürlich bleiben Lücken, wenn das Regiment beim raschen Vorgehen die Toten nicht hat beerdigen können, wenn die Gefallenen in einem feindlichen Graben haben gelassen werden müssen und in ähnlichen Fällen. Im Stellungskrieg hat sich daneben eine zweite Listenföhrung als praktisch erwiesen. Jedes Regiment föhrt für den ihm zugewiesenen Abschnitt, solange es ihn besetzt, eine sogenannte Abschnittsgräberliste. In diese Liste finden Aufnahme alle im Abschnitt liegenden Gräber ohne Rücksicht

auf die Zugehörigkeit zum Regiment. Auf gleicher Linie mit diesen Abschnittsgräberlisten stehen im Etappengebiet die von den Ortskommandanturen geführten Friedhofslisten, besonders reichhaltig natürlich in den Ortschaften dicht hinter der Front, da die Gefallenen wenn irgend möglich auf den Ortsfriedhöfen beerdigt



Abbildung 1



Abbildung 2

werden. Mit der Listenföhrung ist bei den Regimentern je ein Gräberoffizier beauftragt. Zweifellos ist diese Ermittlungsarbeit, der das Ziel gesteckt ist, möglichst über alle aufgefundenen Gräber genaue Feststellungen zu machen, die wichtigste Tätigkeit, die von der Truppe während des Krieges im Bezug auf die Pflege der Kriegergräber zu leisten ist. Nach Friedensschluß und nach Demobilisierung zumal

der zahlreichen Reserveformationen werden derartige Feststellungen nur in Ausnahmefällen möglich sein."



Abbildung 3



Abbildung 4

Die stimmungsvolle kriegsmäßige Form der Gräber im Selde läßt sich jedoch auf die Dauer unmöglich erhalten. In der ersten Zeit wurden die Gefallenen meist an der Stätte ihres Todes dem Erdreich übergeben und so finden wir jene Hügel, die für uns so teures Gut bergen, einsam auf weitem Selde in den Surchen des Ackers (Abb. 1), in den Senkungen der Steinbrüche (Abb. 2), zwischen den blühenden Rebstöcken im Weinberg (Abb. 3), im Uferstrauchwerk des stillen Wiesenbächleins (Abb. 4), am Rande des Bergwaldes im Schatten der Bäume (Abb. 5) und höher noch in den Gefilden des ewigen Schnees (Abb. 6).

Solange unsere Soldaten ein wachsameres Auge auf die Gräber

haben können, ist dieser Zustand unbedenklich. Aber es ist wohl ganz natürlich, daß nach dem Abzug unserer Besatzungen die Gräber als Hindernisse in der Selbbestellung, beim Arbeiten im Steinbruch oder Weinberg einfach beseitigt und damit auf immer alle Anhaltspunkte für den Ort eines Grabes vernichtet werden würden.

Wie diese Tatsachen und Erfahrungen den Wunsch begründen, nach Möglichkeit Beerdigungen von vornherein dort vorzunehmen, wo später voraussichtlich die Hügel und Gedenksteine nicht als lästige Störenfriede im Wege stehen und diese Stätten außerdem in Anlage und Aufbau so zu sichern, daß sie den Angriffen von Wetter und roher Hand widerstehen, droht diesen Grabstätten Gefahr durch die Naturgewalten. Der Bach tritt über seine Ufer und reißt den stillen Grabhügel an seinem Rande mit. Der Sturm im Bergwald und auf den Schneefluren des Hochgebirges treibt sein vernichtendes Spiel mit den ragenden Kreuzen und schließlich hat das Tier des Seldes nicht den Sinn für die Stimmung, die dieses Bild so anziehend macht. (Abb. 7.)



Abbildung 5



Abbildung 6

Wie anders diese Gräber aus dem Seimoistale, die Schutz finden durch die natürlichen Vorteile des Ortes. Hier wird wohl auch der unveröhnlichste Gegner nicht in Versuchung kommen, sie zu vernichten und aus der Umgebung, mit der sie zu einer Einheit verwachsen sind, zu lösen. (Abb. 8.)

Grundsätzlich sollen nun auch die Gefallenen

auf den Friedhöfen hinter der Front beerdigt werden. Das ist wie gesagt, in den schweren Kampfzeiten undurchführbar gewesen, aber es lag der Gedanke nahe, diese Einzelgräber noch nachträglich nach den Ortsfriedhöfen oder wo das schwer durchführbar war, oder wo schon dichter hinter der Front sogenannte Gräberfelder bestanden,

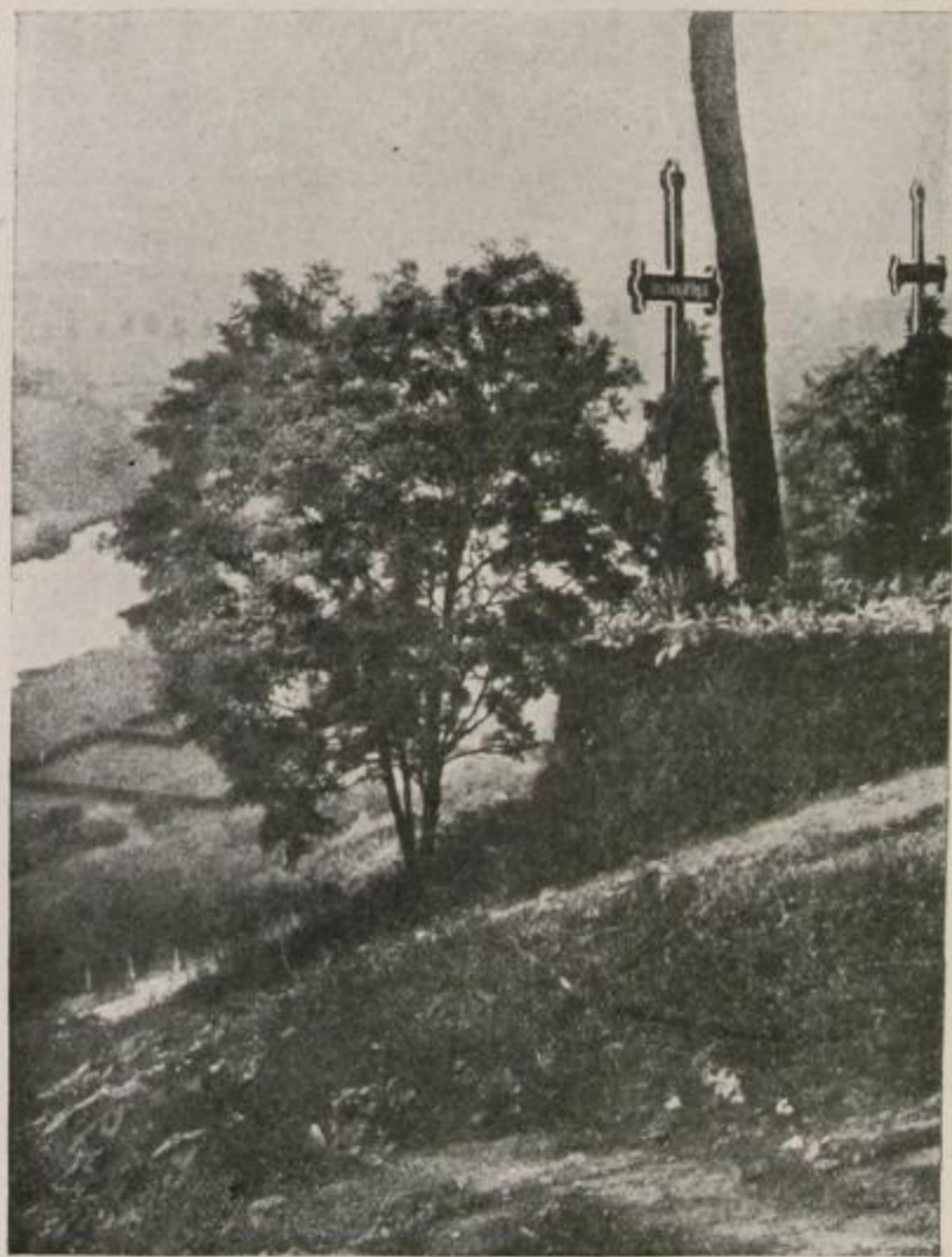


Abbildung 8



Abbildung 7

auf diese Gräberfelder zu verlegen. Man rechnet damit, daß solch ein Gräberfeld später von den Gemeinden in Pflege genommen wird, zumal auch meist ein oder mehrere Angehörige des feindlichen Heeres mit in der Reihe bestattet sind. Außerdem ist beabsichtigt, und das ist sicher nicht allzuschwer durchführbar, den Grund und Boden der Gräberfelder später anzukaufen, wie es überhaupt eine sehr begrüßenswerte Tat wäre, wenn kleine Gemeinden oder vielleicht Kriegervereine die für ein heimatliches Kriegerdenkmal gesammelten Mittel dazu verwenden würden, um so ein Stück heiligen Bodens, das die sterblichen Reste ihrer Mitglieder birgt, in ihren Besitz zu bringen, als würde- und beziehungsvolles Denkmal, gedanklich tiefer als so manches Gebilde aus Stein und Erz. Es machte

ein Seldzugsteilnehmer neulich darauf aufmerksam, daß man in der Heimat Stimmen höre, die sich gegen die Zusammenlegung der verstreuten Gräber aussprechen. Aber wir können ihm nur beistimmen, wenn er hinzusetzt, daß abgesehen davon, daß zweifellos die Gewähr für Erhaltung der Grabstätten dadurch gegeben wird, wir doch stark das Gefühl haben, daß der Soldat, für den die Kompagnie und der Truppenteil Heimat ist, am liebsten auch neben seinen Kameraden im Grabe ruht.

Um die für eine dauernde Gestaltung maßgebenden Gesichtspunkte kennen zu lernen und diese künstlerisch verwerten zu können, haben im vorigen Jahre eine Anzahl Künstler in kleinen Gruppen, deren jede einzelne mindestens einen Bildhauer, einen Architekten und einen Gartensachmann bei sich hatte, die Ostfront bereist und bereits an Ort und Stelle Vorschläge gemacht, die kriegsmäßigen bei



Abbildung 9

der Anzahl der Gefallenen oft in Eile unter dem Zwange der Notwendigkeit, die nicht den Gedanken des Ästhetisierens auskommen ließ, entstandenen Anlagen in eine Zeiten und Menschenleben überdauernde Form überzuführen. Ich greife aus diesen Vorschlägen einige heraus.

Im Stadtwalde zu Allenstein, in dem es 1914 heiß herging, fand man die Gefallenen wahllos verstreut. Dieser Vorschlag sammelt sie, schließt einen Teil derselben in eine ringförmige Hecke ein, andere werden beiderseits an den darauf zuführenden Weg gelegt und nun bilden die vielen Einzelstätten zusammen eine Einheit von stummer Eindringlichkeit. (Abb. 9.)

An der Straße bei Dareth eine schöne Baumgruppe. (Abb. 10.) Um sie zerstreut liegen sie, wie sie das feindliche Geschöß traf. Man bettet sie in den Schatten der Bäume, die man mit einer zünftigen Mauer von Steinen umgibt, die sich in der Nähe

finden. Dort wo das Gelände nach dem Wasser abfällt, baut man eine Bastion, deren Gedensäulen trozig und zugleich innig stehen und sagen: Hier ist heiliger Boden. (Abb. 11.)



Abbildung 10



Abbildung 11

Und wie verstärkt sich dieser Eindruck bei dieser wundervollen Baum- und Hügelburg, die in ihrer Schlichtheit und dem ernstesten Selbstbewußtsein ihrer Erscheinung in sich selbst die Gewähr trägt, daß rohe Hand nicht den Srieden der dort Ruhenden

störe. Die künstlerische Tat bei diesen Vorschlägen liegt in dem Verzicht auf Wirkungen, die vom Kunstwerk an sich ausgehen. Unter schlichtester Anpassung an Geländeverhältnisse, unter Verwendung vorhandener Baumgruppen sind hier Anregungen gegeben worden, die Grabstätten durch eine schlichte Mauer mit der Natur verwachsen zu lassen.

Und wenn ich Ihnen noch dieses Bild zeige, erkennen Sie, welche reizvolle Werte die Natur dadurch erhält und wie diese Werte andererseits mit würdigem Ernste die Ehrung des Heldentodes betonen. (Abb. 12.)

Die Gestaltung dieser Friedhofsräume selbst, die so entstanden sind, muß anknüpfen an die gegebenen Bedingungen des Ortes und die Zahl der dort Ruhenden. Er kann enthalten eine Reihe von Einzelgräbern oder kann sein ein Sammelgrab. Die Reihung der Einzelgräber muß etwas Soldatisch-straffes haben. Wie der Soldat im Leben in Reih und Glied steht und wie uns so das Typische des Militärischen in Fleisch und Blut übergegangen ist, so soll auch die Tatsache des gemeinsamen Todes durch die Gleichförmigkeit der Grabeszeichen ihren äußeren sinnfälligen Ausdruck finden. Es sind ja Kameraden, die da vereinigt sind, die jahrelang im gleichfarbigen Rocke gesteckt haben, mit gleichem Wollen und Sühlen alle gleich erreichbar dem tödlichen Geschoss und gleich geehrt für ihre Taten,

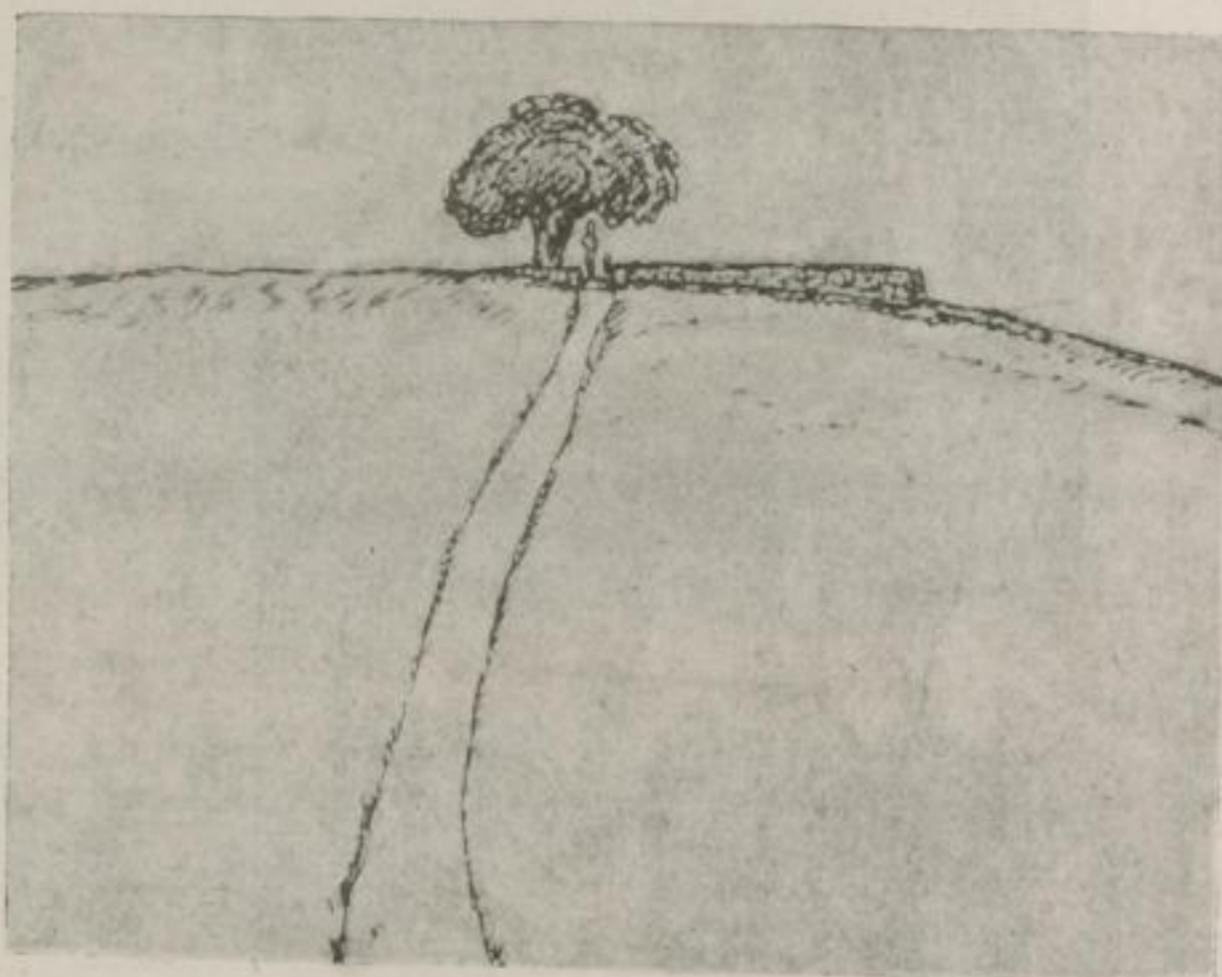


Abbildung 12

die sie mit ihrem Blute bezahlen mußten. So sollten auch ihre Grabstätten gleichartig gestaltet sein, wie sie ja auch im Leben die gleiche Auszeichnung erhielten.

Es hängt natürlich mit der Neuheit des gewaltigen Kriegererlebens und seinem plötzlichen Eintritt zusammen, daß die Dinge, die nicht zunächst unmittelbar der Abwehr des Feindes galten, in den Hintergrund traten und erst später, besonders dann, als die Zeiten des Stellungskrieges kamen, man Raum für den Gedanken fand, daß die künstlerische Gestaltung des Kriegergrabes im Felde mehr verlangte als guten Willen und pietätvolle Kameradschaftlichkeit und daß wohl von den unbeholfenen rohen Kreuzen eine eigene Stimmung ausgehen kann, ihr Bestand jedoch zeitlich außerordentlich beschränkt ist. Jetzt, wo man nun schon längst daran gegangen ist, die Friedhöfe im Felde in dauernde und feste Gestaltung überzuführen, ist der Gedanke eines Einheitsgrabzeichens leider zur Utopie geworden.

Und doch hat er etwas so außerordentlich reiz- und sinnvolles. Es müßte doch ein hohes Gefühl des Stolzes auslösen, in den feindlichen Ländern immer

wieder jenes gleiche Kreuz wiederzufinden und sich sagen zu können: Hier ruht ein deutscher Krieger! Es würde sein ein Ausdruck der Kraft des deutschen Volkes, das sich von allen Seiten bedroht und eingezwängt, mit gewaltiger Wucht



Abbildung 13

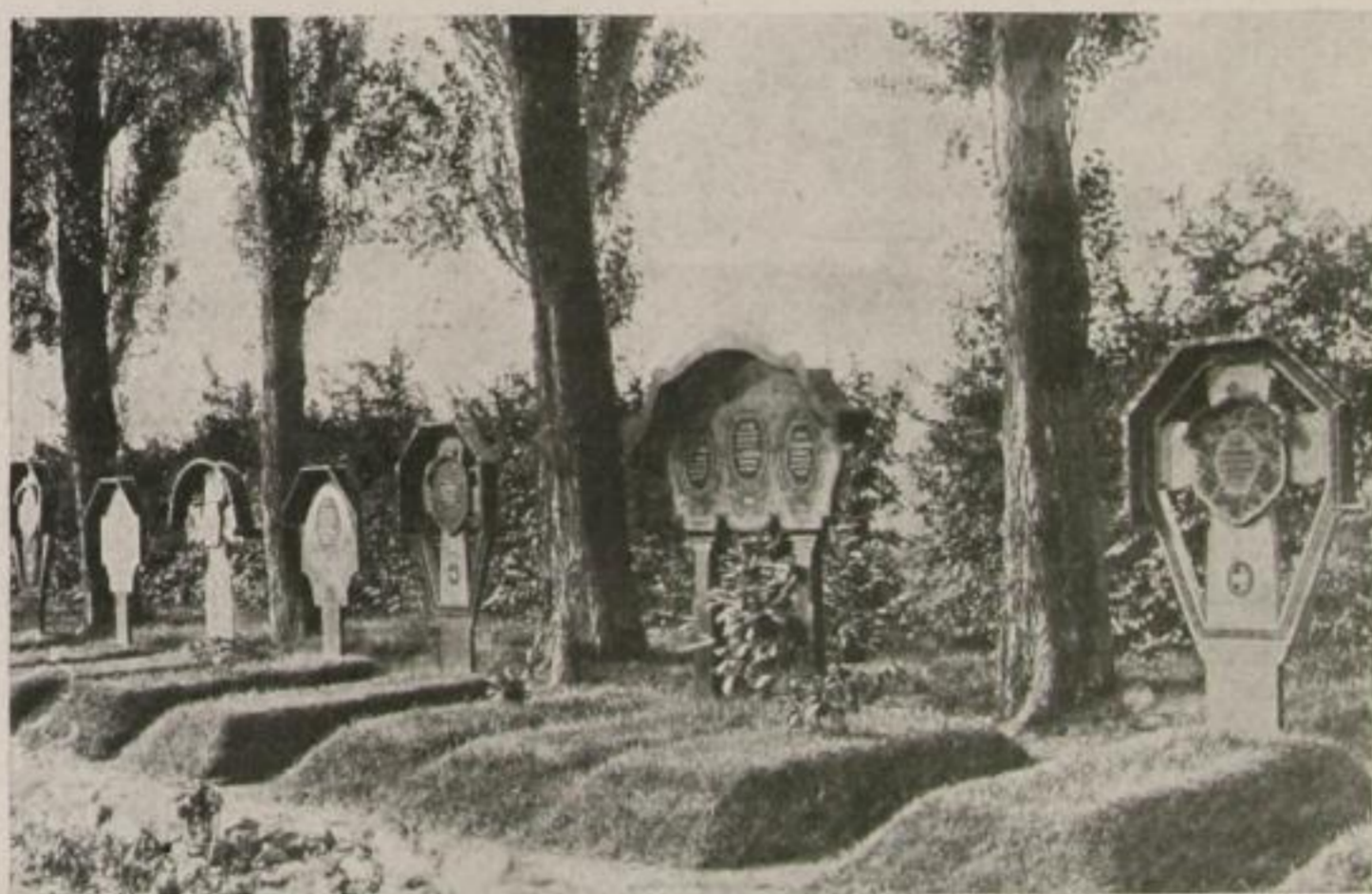


Abbildung 14

Ellenbogenfreiheit schaffte, um vom eigenen Lande die Verheerungen des Krieges fernzuhalten. Doch dürfte nicht vergessen werden, daß die Gestaltung dieses deutschen Einheitsgedenkkreuzes zugleich eine kulturhistorische Verpflichtung in sich geschlossen

hätte, denn für die große Masse der Bewohner jener Landesteile würde es wohl das einzige Zeugnis deutschen künstlerischen Sühlens und Könnens gewesen sein.

Ich kann auf ein Ihnen wohlbekanntes Beispiel gleichförmiger Grabstätten hinweisen: Die Herrnhuter Friedhöfe. Wie eindringlich wirkt dort der ähnliche Einheitsgedanke, der die Grabstätten völlig einheitlich auszugestalten vorschreibt, um



Abbildung 15



Abbildung 16

den Begriff Bruder und brüderliches Zusammenhalten auch über den Tod hinaus in gleichen schlichten Steinplatten sinnfällig der Nachwelt zu übermitteln. (Abb. 13) Als Gegenstück dazu zeige ich diesen Friedhof, der im Selds von süddeutschen Truppenteilen angelegt worden ist, dessen Einzelgrabzeichen gewiß nicht des Reizes und besonders nicht des süddeutschen bodenständischen Charakters entbehren, jedoch nichts weist uns darauf hin, daß unter den an sich sehr ernst und würdig be-

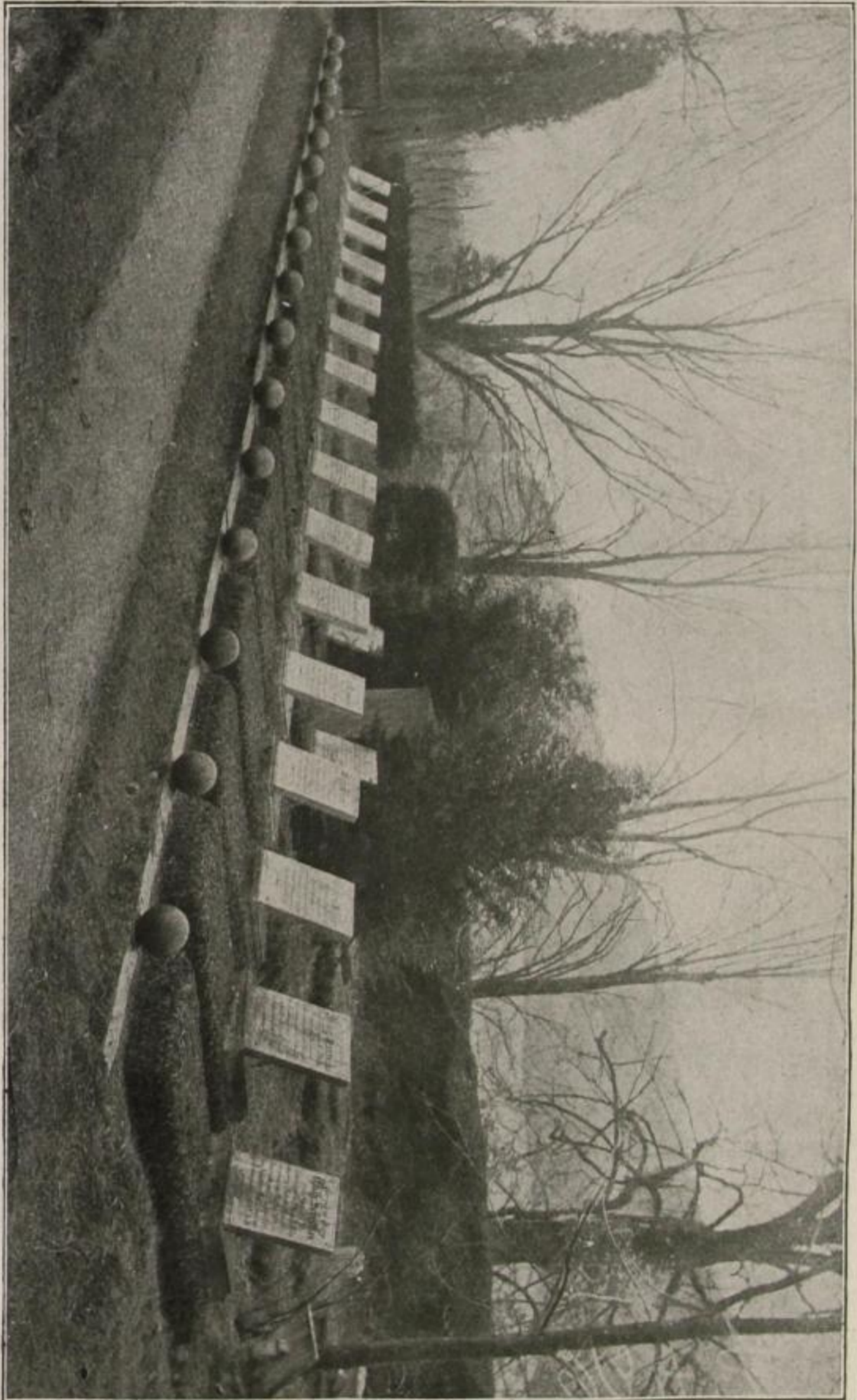


Abbildung 17
(Aus dem Profanbau, Verlag J. J. Neud, Leipzig)

handelten Grabhügeln deutsche Soldaten ruhen, deren Leben auf die gleiche Weise geendet hat. (Abb. 14)

Können wir also nicht mehr das Ideal verwirklichen, dem Sinnbild der Heldentat, dem Eisernen Kreuze, das für alle gleiche Sinnbild des Heldentodes gegenüberzustellen und mit ihm alle Grabstätten deutscher Krieger auszuzeichnen, sollten jedoch auf den einzelnen Friedhöfen gleiche Formen maßgebend sein und von diesem Gesichtspunkte aus sind im Felde eine Anzahl Friedhöfe angelegt worden, von denen einer der großzügigsten der zu Sedan, geschaffen von Leutnant Lony ist. (Abb. 15.) Ergreifend ist die Aneinanderreihung der schwarzen Holzkreuze, überragt zum Ausdruck der Größe, die im Heldentume liegt, von einem ernstesten hallenartigen Torbau, dessen Inschrift noch besonders auf die Würdigung dieser Größe hinweist.



Abbildung 18

Aus dem gleichen Bewußtsein, daß es Großes zu ehren gilt, ist auch der Ehrenfriedhof zu Namur von der Hand Prof. Kreis entstanden, der uns zeigt, welche erschütternde Wirkung von dem Gleichmaß der gereihten Grabplatten und schlichten Kränze ausgeht. (Abb. 16.)

Und nach dieser Richtung hin darf ich nicht verfehlen, Sie mit einer alten Anlage aus Erdmannsdorf im Riesengebirge bekanntzumachen (Abb. 17); also auch schon frühere Zeiten sind sich bewußt gewesen, daß eine Lösung des Problems Heldengrab im Rhythmus gleichgestalteter Einzelstätten beruht. In welcher feierlicher und erhebender Weise findet der Typus hier seinen Ausdruck durch eine so einfache, aber außerordentlich charakterstarke Zutat wie die Kugeln vor den einzelnen Hügeln. Und auch die weiteren Friedhöfe, die ich Ihnen zeigen kann, zu Höhl im Kreis Löwen (Abb. 18) und zu Weiblelock (Abb. 19) atmen wohl — ich möchte sagen —

einen schaurigen Ernst, reden aber mit gewaltiger Stimme die monumentale Sprache vom gleichen Erleben. Man hat ja wohl eingewendet, daß der Soldat im Felde selbst eine Abneigung gegen diese Auffassung haben müsse, die das Gemüt unnütz beschwere, wo doch der Tod jederzeit vor der Türe stehe. Aber so Mancher hat





Abbildung 19  



Abbildung 20

mir auf der andern Seite gesagt, daß seiner Erinnerung an das Übergewaltige der Schlacht in solch ernster Gestaltung ein dem Erleben gerechter werdender Ausdruck vermittelt werde.

Allerdings muß eine feinfühligte Hand am Werke sein, damit nicht wie bei diesem amerikanischen Kriegerfriedhof aus Washington (Abb. 20) Form und Auf-

stellung der an Grenzsteine erinnernden 16 000 Grabzeichen eine künstlerisch so belanglose Gesamterscheinung zeitigt. Ich bringe denselben aber zum Beweise dafür, daß schon anderwärts die Einheitsgestaltung als eine gewisse zwingende, sich von



Abbildung 21



Abbildung 22

selbst aufdrängende Begleiterscheinung gleicher Zeitereignisse aufgetreten ist. — Sie sahen an diesen Beispielen, die ich Ihnen vorführen durfte, verschiedene Möglichkeiten der Gestaltung des Denkzeichens und bemerkten, daß in jedem Falle Schlichtheit der gemeinsame Grundzug war, aus dem heraus sie entstanden sind. Nur die

Schlichtheit im einzelnen kann den Gesamteindruck zu bedeutender Wirkung bringen, wie dies ja auch der Fall ist bei typischen Grabkreuzen unsrer Seinde, wie diesen serbischen (Abb. 21) aus dem Morawatal oder (Abb. 22), den aus dem vorigen Balkankriege stammenden, die in ihrer Naivität viel von der ursprünglich packenden Wirkung der Gestaltung primitiver Völker haben und (Abb. 23) kann andererseits ein Grab wichtiger und einfacher uns die Todesart vor Augen führen, als es uns in diesem Sliedergrab entgegentritt? Daß auch weniger ernste Formen als die soeben gezeigten sich in der Vielzahl zu einem einheitlichen Gesamtbilde zusammenfügen lassen, ohne der Würde Eintrag zu tun, wenn eine starke künstlerische

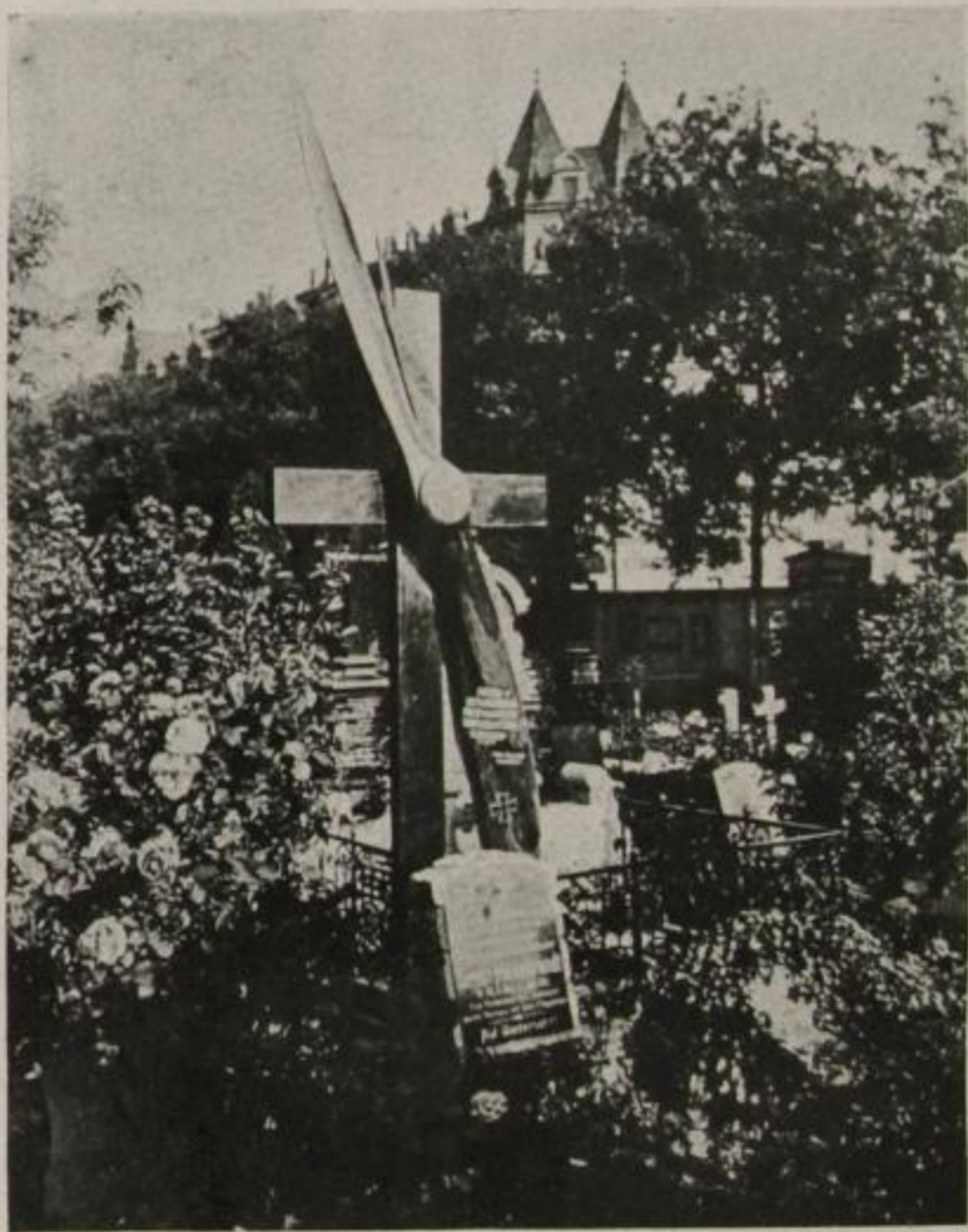


Abbildung 23 Aufnahme von Georg Byrla, Dresden

Persönlichkeit die Gestaltung leitet, beweist das Beispiel der heimatischen Kriegergräber auf dem Waldfriedhof zu München (Abb. 24, 25) von der Hand Gräßels.

Auch der Landesverein Sächsischer Heimatschutz hat die Frage des einfachen Denkzeichens der Künstlerschaft zu einem Wettbewerb zur Aufgabe gestellt und ich greife aus den sehr beachtenswerten Lösungen einige heraus (Abb. 26, 27, 28), die mit besonderer Eindringlichkeit ihre Zweckbestimmung zum Ausdruck bringen.

Aus welchem Werkstoff soll nun das Denkzeichen sein? Im Selde wird man nehmen, was sich in der Nähe findet und oft kann gerade in der Art, wie man's gefunden hat, ein unendlicher Reiz liegen. Hier dieses Grab am Saune. (Abb. 29.) Das schmucklose Kreuz ist gefügt aus zwei Latten, die im Hintergrund sichtbare



Abbildung 24



Abbildung 25
(Aus dem Profanbau, Verlag J. J. Arnd, Leipzig)

Lücke zeigt die Stelle, wo diese herausgebrochen worden sind. Oder dieses schlichte Steinkreuz aus alter Zeit (Abb. 30), das uns die beruhigende Gewißheit gibt, daß auch in der schmucklosesten Gestaltung Ewigkeitswerte enthalten sein können, ist zurecht gehauen aus den Steinen, die gehäuft auf dem Felde lagen und in der Heimat sollte man sich der unendlichen Schätze an Schönheiten bewußt sein, die die heimischen Werkstoffe in sich schließen. Mit trefflichen Worten ruft das



Abbildung 26

(Aus dem Profanbau, Verlag J. J. Arnd, Leipzig)

österreichische Landeskonsistorium seinen ihm unterstellten Gemeinden, Schulleitungen, Pfarrämtern und Kriegervereinen zu:

Würdig und schlicht, ernst und erhaben sollen diese Zeichen uns an unsere Dankespflicht gemahnen. Auch das kleinste sei echt und gediegen, keiner Augenblicksstimmung entsprungen und nicht von kalter Nüchternheit des Alltags gezeugt. Aus dem Holze unserer knorrigen Eichen, unserer hochragenden Tannen sei dies Denkzeichen mit würdiger Tier- und ernstem Sarbenschmucke, aus unserer Berge Erz geschmiedet, von heimischer Schmiedekunst gefertigt, sei es ein ehernes Mahnwort. Aus dem Sels unserer heimischen Berge

sei das Mal, das wir ihnen errichten wollen; aus unserer Heimat sei der Stoff, mit dem wir unsere Helden ehren.

Die Echtheit des Werkstoffes sollte besonders dann selbstverständliche Bedingung sein, wenn es sich um das Einzelfmal des in der Heimat ruhenden Kriegers handelt und grundsätzlich sollten billige Kunststoffe ausgeschlossen sein, wenn mit ihnen größere Anlagen ermöglicht werden sollen, deren Ausführung in Naturstoff zu teuer sein würde. Talmi ist unwürdig der Heldentat, denn diese fordert den Einsatz des ganzen Manneswertes, und dessen Hingabe für das Vaterland sollten wir mit Surrogatstoffen dokumentieren? Nein, hier sei uns der Sinn des Wortes aus dem Statut über die Verleihung des Eisernen Kreuzes Regel und Richtschnur, in dem Friedrich Wilhelm III. großzügig es ausspricht:



Abbildung 28

Entwurf: Wendt & Kühn, Grünhainichen



Abbildung 27*)

Entwurf: Wendt & Kühn, Grünhainichen

In der jetzigen großen Katastrophe, in welcher für das Vaterland alles abhängt, verdient der kräftige Sinn, der die Nation so hoch erhebt, durch ganz eigentümliche Monumente geehrt und verewigt zu werden.

Es liegt in dem Begriffe Monument das ganze Maß der künstlerischen Verantwortung, das die Gestaltung des Problems Kriegergrabmal in sich schließt, eine Verantwortung, die jede einzelne Lösung über den Rahmen der Einzelgestaltung emporhebt.

Und das unterscheidet auch das Kriegergrab vom Friedensgrab des Bürgers. "Denn über die Sorderung hinaus, die wir an das Grabdenkmal stellen müssen, und die seit etwa 10 Jahren durch die Bemühung

*) Aus „Kriegergräber im Felde und daheim“; herausgegeben im Einvernehmen mit der Seeresverwaltung. Verlag S. Bruckmann, A.-G., München.

der deutschen Künstlerschaft, besonders unter der Führung von Gräßel, Högg, Schumacher, Grolmann u. a. und unter lebhafter Mitwirkung der Vereinigungen, die der Hebung künstlerischer Kultur dienen, des Werkbundes und der verschiedenen



Abbildung 29

Heimatschutzvereinigungen sich Geltung verschafft hat, daß sich die Persönlichkeit des Verstorbenen in dem Denkmal ausspreche, womit trauernde Liebe das Andenken



Abbildung 30

in sichtbarer Weise festhalten will, verlangt das Kriegergrabmal noch mehr. Das Typische des gemeinsamen Erlebens, die große Idee, die unsere Krieger nun 3 Jahre lang schon in dem feldgrauen Rock stecken läßt, all die Sorge um die Zukunft des Vaterlandes und der Daheimgebliebenen und die beständige Todesbereitschaft, all das zwingt zu der Sorderung, daß diese Gedanken, die der eine wie der andere bis zu seinem Tode im Herzen getragen hat, als verbindendes Fluidum all die Gestaltungen des Begriffs "Kriegergrab durchzieht. "Es soll das Denkmal mit demselben Ernst, mit derselben Aufopferung gesetzt werden, welche die bewiesen haben, für die es errichtet wird." Mit diesen Worten trifft der bekannte Österreicher Dr. Vetter in der Einleitung zur Veröffentlichung der österreichischen Soldatengräber und Kriegerdenkmäler den Sinn der Sache.



Abbildung 31

anmuten wie der in Stein oder Metall umgesetzte Katalog irgend einer Firma. Auch die Abbildungen von so vielen Friedhöfen an der Front lassen ja leider erkennen, daß sie nur eine gewisse feldmäßige Abwandlung jener Massenware sind. An den Empfindungswerten will ich nicht rütteln, doch müssen wir uns immer bewußt bleiben, daß die Art und besonders auch die künstlerische Form der Totenehrung ein Maßstab für die Gesittung und die Höhenlage des kulturellen Standes eines Volkes sind. Es gilt daher ein besonderes wachsame Auge zu haben auf das, was ein Kriegergrab sein soll. Für das Kriegerdenkmal, das im öffentlichen Verkehrsraum an Platz

Die Alten reden uns durch die Schöpfungen, die sie uns hinterlassen haben, immer von neuem eindringlich in das Gewissen. (Abb. 31.)

Ein Stück Geschichte steigt vor uns auf, wenn wir an diesem Sarkophag stehen; Inschrift, Wappen, Rüstung kündet uns Art und Herkunft des Ritters und wir vermeinen sie persönlich kennen zu lernen (Abb. 32), wenn wir sie so vor uns stehen sehen, jeden nach seinem Temperament gekennzeichnet.

Es muß uns allen, denen die ästhetische Wertung der Gegenwart und Zukunft am Herzen liegt, im Hinblick auf diese würdevollen und beziehungsreichen Gestaltungen schwer bedrücken, wenn wir an den Zustand mancher unserer neuzeitlichen Friedhöfe denken und daran, wie machtlos wir oft noch sind, gegen den „seelenlosen Industrialismus“, wie Fritz Schumacher jene Gebilde nannte, die als Duzendware jeder persönlichen Beziehung zwischen dem Toten und seines Grabes entbehren und die uns



Abbildung 32

und Straße steht, erstreben wir die Genehmigungspflicht. Für den Friedhof steht uns dieses Machtmittel zur Verhinderung von geschmacklosen Zeichen noch in weiter Ferne, wenn wir auch dankbar anerkennen wollen, daß so mancher einsichtsvolle Kirchenvorstand aus eigener Machtvollkommenheit heraus, wie ja die Kunst besonders auch den Pfarrherren früherer Jahre so mancherlei verdienstliche Förderung zu danken hat, den Kampf gegen die Verunstaltung seines Friedhofs tapfer aufgenommen hat und uns, wie unsere Erfahrungen in der Landesberatungsstelle für Kriegergräber lehren, bei unseren Bestrebungen, den Typus des Kriegergrabes zu suchen, unterstützen wird.

Wir müssen auf die Unterstützung aller Einsichtigen rechnen, um die Bedeutung dieses Typus in die breite Masse zu tragen, denn nicht handelt es sich



Abbildung 33

Aufnahme: Dr. L. Nolte, Berlin

dabei um eine künstlerische Laune. Das Kriegergrab bedeutet uns mehr als eine solche. Es bedeutet für uns eine ernsthafte Verpflichtung, in ihm etwas vom Eindruck des großen Geschehens niederzulegen. Die ernste Zeit, deren Sinn auf Großes gerichtet ist, sie soll auch den Blick dafür schärfen, was geeignet ist, für sie ein würdiger und die flüchtigen Jahre überdauernder Ausdruck zu sein, und weil er über die Zeit selbst hinauswirkend spätere Zeiten mit scheuer Ehrfurcht vor den Taten der Väter und Großväter erfüllen soll, müssen wir uns hüten, in unserer Betätigung pietätvollen Gedenkens die Frage des Geschmacks zu vernachlässigen. Diese Grabeszeichen prägen sich den Nachkommen — nicht nur des historischen Nimbus wegen — zum Wahrzeichen einer ganzen Zeit, und die, welche ihm die Form geben, haben es mit in der Hand, wie Zukünftige diese Zeit empfinden werden.

Wir machen ja täglich so betäubende Erfahrungen mit der Vernachlässigung des ethischen und ästhetischen Gehaltes vaterländischer Werte und Werke, z. B. des Eisernen Kreuzes, das geschäftstüchtige Patrioten sich ja nicht scheuen, auf den unmöglichsten alltäglichen Nutz- und Biergegenständen anzubringen. Der Kunstwart hat bereits das ernsthafteste Angebot eines besonders praktischen Mannes entsprechend gezeigelt, der sich nicht scheute, Schlachttrosse mit aufschraubbaren Helden zum Wechseln je nach Bedarf und je nach Anlaß der Seier auf den Markt zu bringen und naturgetreue Stacheldrahtverhaue in einfacherer Ausführung oder in besserer mit Schützengraben als seltsame sinnige Einzäunung von Heldenhainen anzubieten. Da mit gesetzlichen Mitteln solche Dinge nicht zu verhindern sind, legen uns diese unrühmlichen Erscheinungen immer von neuem die ernsthafteste Sorge um die Geschmacksbildung nahe, daß der Zukunft der Niederschlag der großen Ereignisse neben den wertvollen Äußerungen unserer Dichter und bildenden Künstler nicht in jenen geschmacklosen Dingen übermittelt werde, für die wir nur den verächtlichen Begriff „Kitsch“ haben.

Ich muß noch an eine Erscheinung der Vergangenheit erinnern, die uns warnend in der Erinnerung steht. Die Zeit nach 1870/71 sie ist gekennzeichnet durch eine Überschwemmung des ganzen Landes mit geschmacklich unzulänglichen Kriegergrabmälern, durch eine Denkmalswut, bei der der an sich rühmliche Eifer arg hinter einer besonnenen Auswahl von Gut und Schlecht zurückgeblieben ist. Wir würdigen wohl die Gesinnung, die alle diese Grab- und Denkmäler entstehen ließ, aber der gute Wille und das treue Gemüt tun es dabei allein nicht. Es geht um Größeres. Für den Ausdruck des Stolzes auf deutschen Helden sinn muß sich der Künstler mit seinem ganzen Werte, mit der ganzen Innerlichkeit seiner Person einsetzen, wie ja der Soldat im Felde auch sein Höchstes dem vaterländischen Gedanken weihet: sein Leben! Denn es gilt ja letzten Endes auch dies: die Grabmäler der deutschen Helden sollen Erziehungsmittel sein. Je größer der Geist, der sie erstellt hat, um so eindringlicher erfüllen sie die bedeutungsvolle Sendung des Mahnens

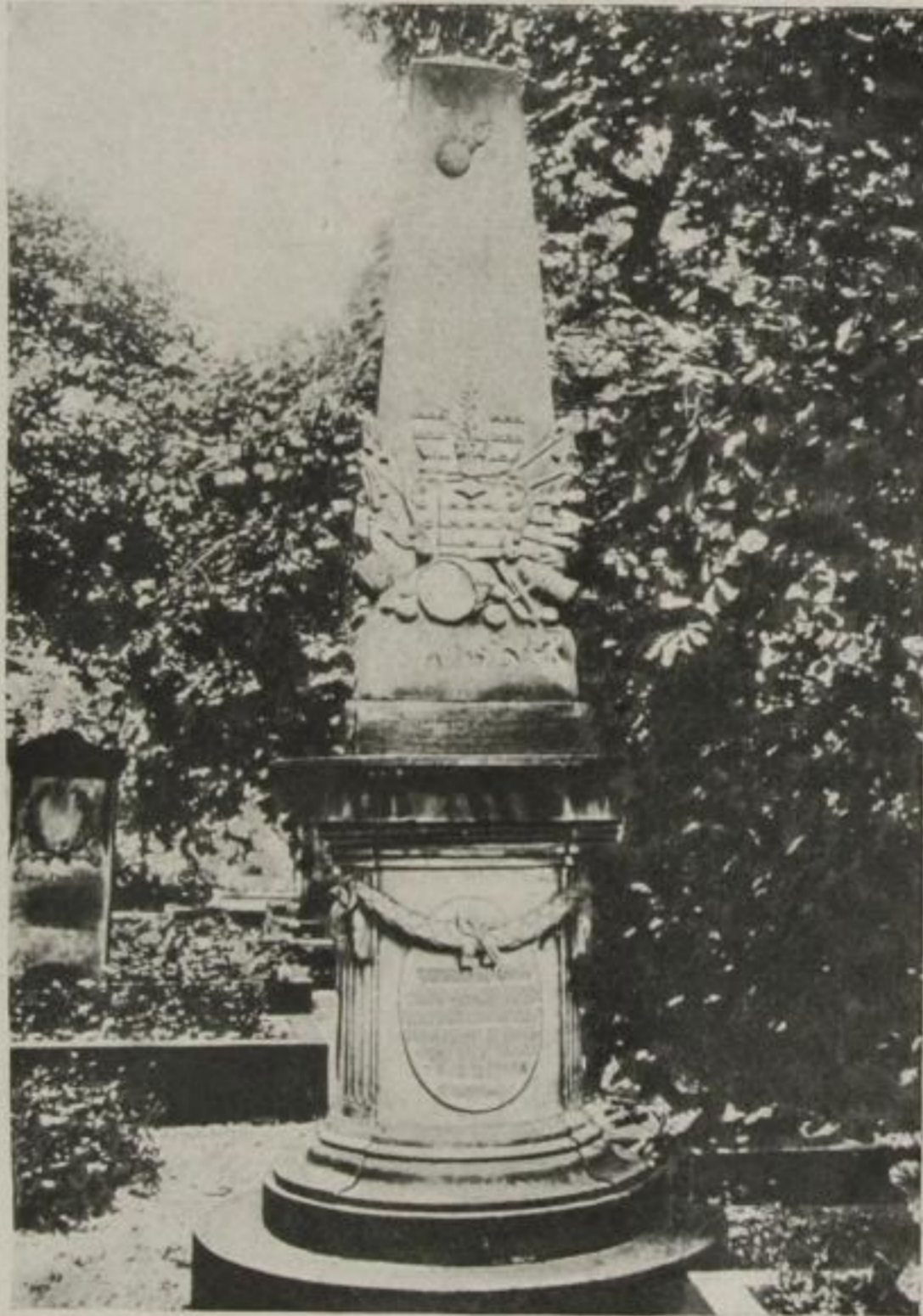


Abbildung 34

Aufnahme: Dr. E. Nolte, Berlin

an die Daheimgebliebenen, das nicht zu vergessen, was in schweren Stunden ihnen und den Angehörigen im Selde Herz und Gemüt so sehr bewegt hat. Der Ausdruck dafür wird nicht in einer flüchtigen Mußestunde gefunden, dazu bedarf es ernster Arbeit.

Und für dieses hohe Verantwortlichkeitsgefühl finden wir wiederum in den Schöpfungen längst vergangener Zeiten, denen noch intuitiv dieses Bewußtsein im Blute lag und die einheitlich fühlend das für die Zeit und das Ereignis wesentliche



Abbildung 35 Aufnahme: Dr. L. Nolte, Berlin

allgemein Gültige und Wiederholbare in reifer Vollendung gefunden haben. (Abb. 33.)

Abgesehen von der Schönheit der Gesamterscheinungen der Grabmäler fesselt bei diesen Schöpfungen die malerische Verwendung der Ausrüstungsstücke und Waffen der Kämpfer. Und diese Schönheit, die natürlich andererseits auch in den Gegenständen an sich liegt (Abb. 34), hat die Symbole im Laufe der Jahrhunderte eingebürgert als plastische Umdeutung und Idealisierung der Begriffe Heldentod und Heldenehrung. (Abb. 35.) Doch wie bringen wir diese alten Sinnbilder in Zusammenhang mit dem Wesensgehalt und der Eigenart neuer grausamer, ganz anders gearteter Kriegsführung? Werden diese schön gezierten und blinkenden Helme und Schilde und Rüstungen, wie Homer sie besingt:

Die Waffen sandte ein Gott, nur himmlische Hände
Schaffen solch Werk. Ein Sterblicher könnt es nimmer vollenden

und die uns den Nahkampf verkörpern, den modernen Kampfinstrumenten gerecht, die doch recht raffinierte Erzeugnisse menschlicher Hände sind. Was haben sie mit dem Begriffe Seldgrau zu tun, der als zwingende Notwendigkeit aus dem modernen Sernkampf entstanden ist? (Abb. 36.) Wie bringen wir diese durch Profilierung geschmückten Lafetten in Übereinstimmung beispielsweise mit den gewaltigen Ausmaßen der großkalibrigen Schiffsgeschütze und der 42er Mörser? Würden wir nicht die technischen Schönheiten dieser gewaltigen Ingenieurleistungen, die in ihrer

zwingenden Sachlichkeit beruhen, verkleinern, wenn wir sie im plastischen Bildschmuck identifizieren würden mit der kunstgewerblichen Behandlung der Geschützläufe früherer

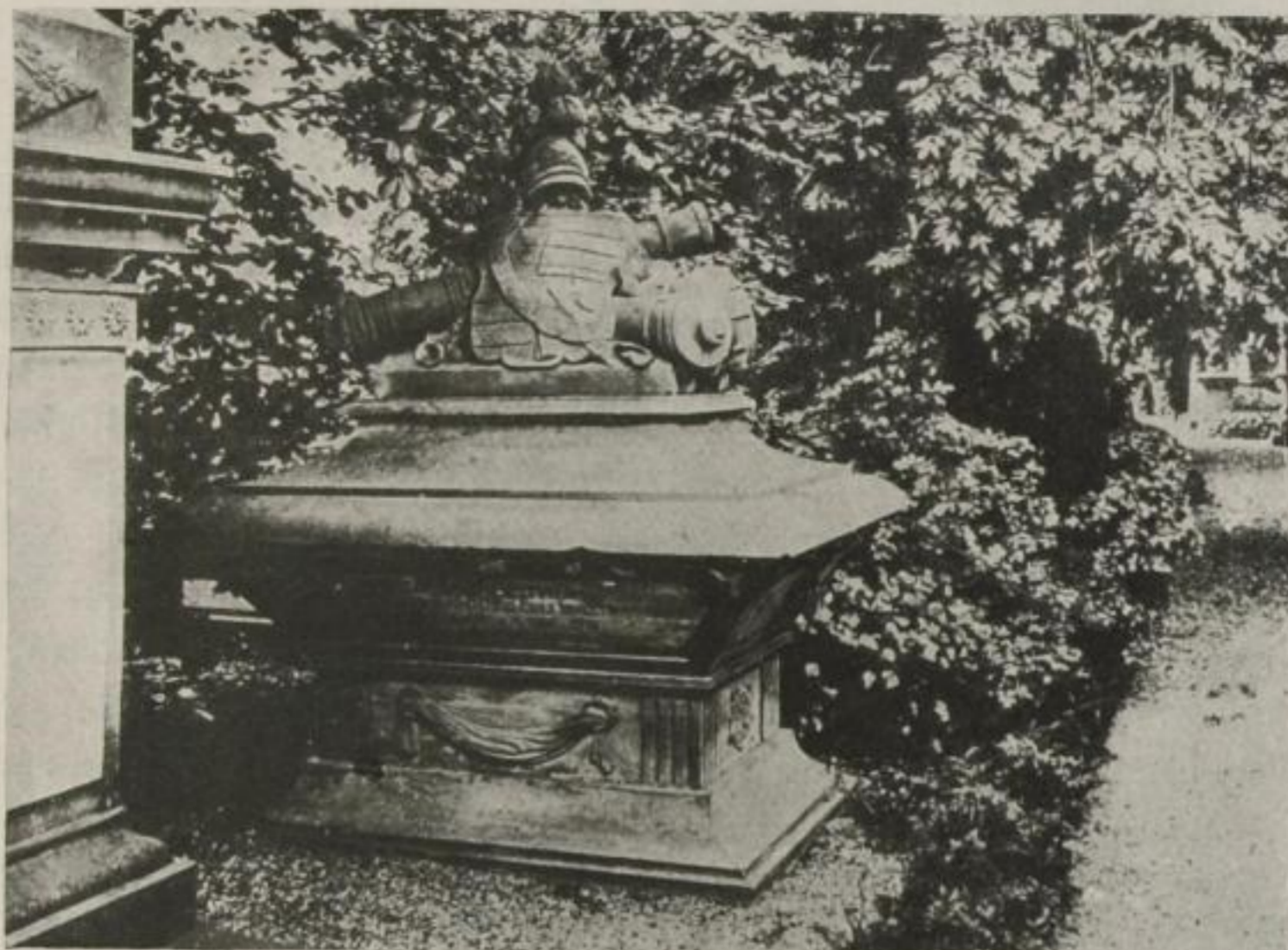


Abbildung 36 Aufnahme: Dr. L. Nolte, Berlin

Zeiten. — Mit diesen wenigen Beispielen, die wir leicht ergänzen können, wenn wir all das, was zum Rüstzeug des Kriegers unserer Tage gehört, damit vergleichen, wie die alten Künstler das gebildet haben, was der Kämpfer aus vergangener Zeit brauchte, möchte ich die kulturelle Verpflichtung begründen, daß wir uns bei der Versinnbildlichung des Kriegsbegriffs nun einmal aus dem poetischen Gedankenkreis früherer Zeiten losreißen müssen. Wohl sind wir uns bewußt, welch eine Welt an Schönheit wir damit aufgeben, doch meine ich, daß der frische Hauch, der durch das deutsche künstlerische Leben der letzten zehn Jahre hindurchweht, uns zu der Hoffnung berechtigt, daß wir Schöpfungen an Kriegsgedenkzeichen entstehen sehen werden, mit denen wir an die Seite unserer Vorfahren treten können, wenn wir auch jetzt noch nicht diese Hoffnung



Abbildung 37
Denkmal für die gefallenen Braunschweiger bei Mettel (Belgien).

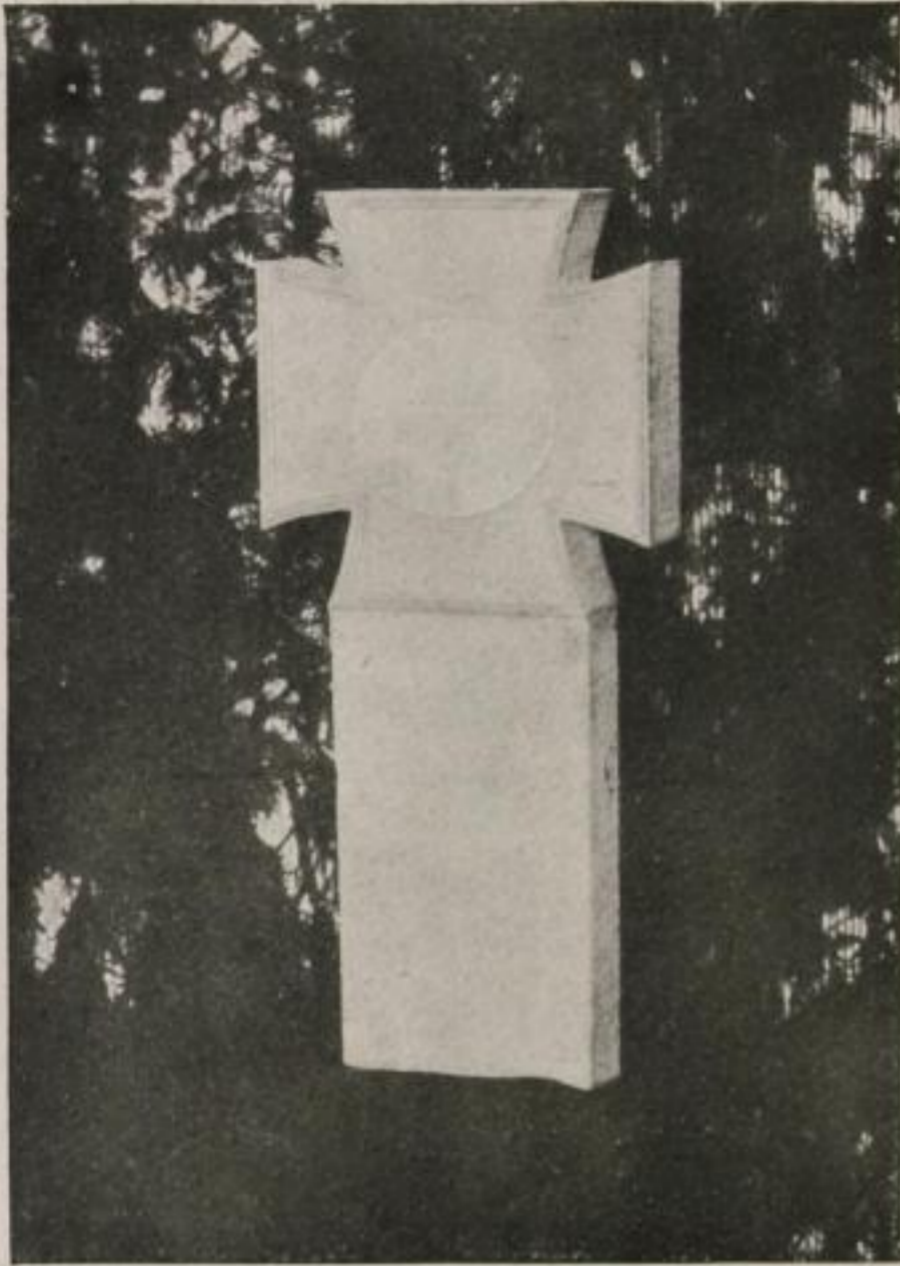


Abbildung 38 Entwurf: Prof. R. Groß, Dresden
Ausführung in Kunststein: Gilsberg & Co., Dresden

tive uns das neuzeitliche Kriegswesen bietet. Den Sturmhelm, dessen Sorm als Masse so wirksam ist, die Landsturm-
mütze, den Tornister und vor allem unsere Geschütze.

Wenn wir die Kriegsmalerei früherer und der heutigen Zeit miteinander vergleichen, tritt uns die ähnliche Erscheinung entgegen. Die Malerei früherer Kriege hat aus dem Ereignis mehr oder weniger ein theatrales Schauspiel gemacht und während andererseits mancher der Schilderer unseres Krieges — ich erinnere nur an Fritz Erler — die Eindrücke an oder hinter der Front in Gestalten geschaut haben, die das Wesentliche aus der Gesamtheit der Erlebnisse, die einander oft in atemraubendem Maße drängen, auskristallisieren und mit diesem künstlerischen Mittel viel großzügiger das Erlebnis wiederzuspiegeln vermögen, als durch die mehr erzählende Wiedergabe der Eindrücke, die dadurch zur Episode werden. In seinen Seldpostbriefen, die zu den tiefsten gehören, die wir kennen, sagt der in der Champagne gefallene Professor Klein aus Gießen:

mit Beispielen belegen können. So mag uns vorläufig genügen (Abb. 37) beispielsweise das Regimentsabzeichen, wie es Kreis packend in dem Grabdenkmal für die gefallenen Braunschweiger Totenkopfhufaren verwendet hat, und (Abb. 38) dann das Eiserne Kreuz großzügig aufgefaßt für den betreffenden Werkstoff zu stilisieren, für Holz (siehe Abb. 27), für Eisen (Abb. 39) oder in Verbindung mit den Sinnbildern einer Waffengattung, wie sie dieser Stein für einen Artilleristen zeigt (Abb. 40). Auch für diese einfache Gestaltung wollen wir den Sinn alter Schöpfungen in uns aufnehmen, den uns die alten Sühnekreuze, die wir überall verstreut finden, lehren. (Abb. 41.) Doch wir brauchen uns andererseits nur zu vergegenwärtigen, welche sachlichen Mo-



Abbildung 39
Entwurf: Bauamtmann Waldo Wenzel,
Dresden

Mit Ehrfurcht erfüllt mich die Möglichkeit, die an jedem Geschehen, jedem Sein gegeben ist, es direkt ästhetisch aufzufassen oder es in seinem ästhetischen Zusammenhang einzuordnen. Selbst wenn wir im Grauen der Nacht zum Gefechte ziehen, von allen Ängsten umtobt, so berührt mich flüchtig nur im Moment des Erlebens, aber unverlöschbar, ausgestaltbar für Erinnern die grausige wilde Schönheit der Szene.

Also auch hier der Drang, nicht das Erleben an sich, sondern den seelischen Gehalt desselben wiederzuspiegeln.

Außer den Sinnbildern steht uns noch die außerordentlich vielseitige Verwendungs- und Gestaltungsmöglichkeit der Inschrift zur Verfügung, und sie kann sowohl als dekoratives Moment, als auch durch ihren Sinn ein wertvoller Schmuck unserer Kriegergräber werden. Allerdings muß der Spruch echter empfunden sein als in den oft so abgeschmackten Todesanzeigen in unseren Zeitungen. Er darf nicht zu einer leeren Sormel werden, wie die Worte des alltäglichen Grußes oder das „Ruhe sanft“ auf den Grabschleifen unserer Kränze. Er muß wieder tiefere Bedeutung für einen Einzelfall bekommen und die persönliche Beziehung zum Toten erhalten, die in alten Inschriften so erfrischend wirkt, daß oft der aus ihnen leuchtende Humor die Schrecken des Todes vergessen macht. Etwas vom



Wesen der Martersprüche in ihrer knappen, so treffend charakterisierenden Art, wie sie schon Nachahmung gefunden haben in dem Weihespruch:

Hab' dem Kaiser gegeben,
Drei Buben auf d' Hand,
Tut keiner mehr leben
Du Herrgott, hüt's Land!

Der Humor freilich würde dem Kriegergrabe schlecht anstehen, aber dafür wollen wir haben den tröstenden Optimismus und Todesmut des deutschen Kriegers, wie

ihn die Inschrift auf dem Grabe eines bayerischen Soldaten beim Schlosse zu Schaulen kündet:

Tod trotzend gekämpft,
Lachend gestorben.

„Was die Kinder Höchstes erben, ist der Väter Heldensinn“, sagt Dehmel, und das ist auch der Sinn, der erzieherisch auf die Jungen und späteren Nachkommen wirkt, wenn sie die geschichtlichen Tatsachen der ungeheuren Ereignisse, die ihnen die Schule lehren wird, verquickten mit dem Geiste, der die Helden jener Ereignisse beseelt hat und mit dem jene ihr Leben dahingegeben haben, der Geist, der den Heldentod als etwas so Ehrwürdiges und als etwas so Begeisterndes vor uns hinstellt. Um nochmals mit den Worten Friedrich Wilhelms III. zu sprechen: „Als der kräftige Sinn, der die Nation so hoch erhebt“ und aus solchen Worten Ludwig Thomas:

Müßt' ich mein armes Leben
Der lieben Heimat geben
Ist's auch für Dich getan.

Steigt dann den Nachkommen die Verantwortung auf, daß sie verpflichtet sind, das Opfer, das für sie gebracht wurde, zu entgelten durch Hingabe aller Kräfte des Geistes und des Körpers an die Lebensarbeit, für die der Heldentod der Ungezählten erst den Boden bereitet hat. Diese Verpflichtung legt uns Anton Wildgans eindringlich ans Herz:

Dies ist der Sinn von diesem großen Streben
Ihr, die Ihr dann noch lebet, merket gut:
Die großen Taten wollen große Erben,
Ihr Todesmut will wissen Lebensmut,
Ihr ungemeines opferndes Verrichten
Bewirkt ein neues Maß für unsre Pflichten
Und wehe dem, der dann nicht liebt und tut!

Und in diesem Sinne soll nicht die Klage, nicht der Hinweis auf die Vergänglichkeit alles Irdischen die Sprüche durchziehen, sondern der Dank für das Heldenopfer, der Stolz auf dieses, die Hoffnungsfreudigkeit des vaterländischen Gedankens und die unvergängliche Kraft, die in diesem ruht und die die gewaltige Volksbewegung in den ersten Augusttagen des Jahres 1914 hervorbrachte; eine große Auffassung vom Heldentode würdig dessen selbst, ich möchte sagen, eine schöpferische Auffassung, denn es gilt ja andererseits auch den Mut in der Heimat zu wecken, geduldig den Lebenskampf zu tragen, auch wenn Opfer und Entbehrungen ihn erschweren, die Pflicht des Heldentums entsagender getreuer schweigender Erfüllung der Pflichten in Beruf und Leben. Das ist ein Stück Religion, wie sie Wilhelm Schulz in dem wundervollen Vers ausspricht:

Wir wollen ohne Zagen
Getreu zusammenstehn,
Es kann in diesen Tagen
Nichts Trömmeres geschehn.

Abgesehen vom geistigen Gehalt der Inschrift interessiert uns im Zusammenhang mit der Gestaltung des Kriegergrabes auch die Form der Schrift. Mag nun diese



Abbildung 41 Mordkreuz im Großen Garten zu Dresden
Aufnahme: Dr. Kuhfahl, Dresden

selbst nur eine Schrifttafel sein oder mag die Schrift mit figürlicher oder ornamentaler Plastik gemeinsam auftreten, so muß eine gute schmückende Verteilung die Hauptsache sein und dann die Leserlichkeit. Auch die Form der Schrift muß den Ernst ihres Sinnes wieder spiegeln. Rätselfraten müssen, würde ihm nicht entsprechen. Gustav Riefz sagt: Schwer lesbare Schrift schreckt vom Lesen ab, sie wird ein leeres Ornament, wo sie doch ein Schwertstreich des Geistes und der Kraft sein soll, um die Seele aufzurütteln. Ein neuer Vorschlag aus Hessen ist hier als beachtlich anzuführen. (Abb. 42.) Haben wir uns bisher mit der Gestaltung des Gedenkzeichens beschäftigt, so bleibt uns noch ein Wort zu sagen über den Schmuck, den die liebende Hand hinzufügen will. (Abb. 43.)

Wie jene einfachen Gewinde, mit denen kameradschaftliche Treue die schlicht gefügten Kreuze schmückt und die Kränze, die wir an der Wand, an den Emporenbrüstungen, an den Säulen von Kirchen (Abb. 44) zum ehrenden Gedächtnis an unsere Gefallenen aufhängen, ist der deutsche Eichenkranz für uns das Ideal des Grab schmuckes. Welch eine Sülle von Gedanken strömt auf uns ein, wenn wir insbesondere in unseren Dorfkirchen, in den primitiven Glaskästen die vergilbten Blätter hängen sehen mit den verblichenen Bändern als sinnbildliches Zeichen der Unvergesslichkeit



Abbildung 43



Abbildung 42

der Heldentat. Halten wir uns bei der Schmückung der Grabstätten fern von aller Kleinlichkeit! Die zimperlichen Miniaturwege und Beetchen, gegen die wir schon beim Friedensgrab kämpfen, sind besonders beim Kriegergrab zu verwerfen und besonders auch die patriotische Verbrämung der Blumen gärtnerereien, die die Form des Eisernen Kreuzes, das mosaikartig aus verschiedenen Blumen- und Blattpflanzen gebildet wird, zu Tode hehen. Besonders wird sich an den

Gräbern im Selde blumengärtnerischer Schmuck von selbst verbieten, der der Pflege bedarf. Der wuchernde Efeu, die rankende Heckenrose werden sich selbst überlassen das Grab mit der Erde verwachsen lassen.

Wir haben davon gesprochen, wo unsere Krieger im Selde ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Doch wo sollen sie bestattet werden, wenn die sterblichen Reste der Heimat wieder zugeführt werden? Es ist eine Sache persönlichen Empfindens, ob wir dies überhaupt tun. Ein deutscher Fürstsohn hat den ausdrücklichen Wunsch ausgesprochen, neben seinen Kameraden im Selde zu ruhen, und dem tiefen Sinn, der darin sich kundtut, hat auch das preussische Kriegsministerium Wort gegeben in den einleitenden Worten des Merkblattes zu den Anträgen auf Rückführung von gefallenem Kriegsteilnehmern zur Bestattung in der Heimat.



Abbildung 44 Stollberg i. Erzgeb.

„Wenn es auch begreiflich scheint, daß viele Angehörige gefallener Krieger den Wunsch haben, die sterblichen Reste der im heldenmütigen Kampfe Gefallenen in heimatlicher Erde zu bestatten, um ihre Ruhestätten alsdann persönlich pflegen zu können, so mögen sie vor Ausführung des Planes doch folgendes bedenken: Der Opfertod fürs Vaterland auf dem Schlachtfeld hat den Krieger weit herausgehoben aus dem engen Kreis der Familie. Nicht ihr allein mehr, sondern dem ganzen deutschen Volke ist er zu eigen geworden, ihm gehört daher die Sorge um seine letzte Ruhestätte. Und wenn wir an die ferne Zukunft denken, ist nicht eine Volksgemeinschaft dazu besser imstande, als eine einzelne Familie? Mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln hegen und pflegen heute Vater und Mutter, die Gattin, die Kinder das Grab des gefallenen Helden. Wissen sie, ob in allen Fällen nach ihrem Tode diese Liebestätigkeit fortgesetzt wird oder auch nur fortgesetzt werden kann? Ist nicht nach kaum 20 bis 30 Jahren ein Grab oft der Vergessenheit anheimgefallen? Ja muß es nicht wegen der örtlichen Begrenztheit der Friedhöfe manchmal

einem anderen Platz machen? Wie anders ein Heldengrab auf dem Schlachtfelde. Nach langer, langer Zeit soll es ein Zeugnis ablegen von dem todesmutigen Einsetzen der Persönlichkeiten. Kein Grab, sofern es überhaupt aufzufinden ist, wird unbeachtet bleiben und der Dank des Vaterlandes wird seinen gefallen Söhnen auch über den Tod hinaus zuteil werden."

Sollten diese Gedanken dennoch nicht den einen oder andern davon abhalten, die eigenen Wünsche seines gefallen oder gestorbenen Angehörigen voranzustellen, so ist es wohl verständlich, daß dann die Liebe sie in enge Zusammengehörigkeit



Abbildung 45^{*)}

mit der Familie wissen will, im Erbegrabnis oder wenigstens in der Nähe der Angehörigen. Der Gedanke des heimatlichen Kriegerfriedhofes ist zwar allerorten aufgegriffen worden, doch wird er sich nie erzwingen lassen, solange nicht die Gewähr gegeben ist, daß auch die Angehörigen später dort ihre Ruhestätte finden können. In vereinzelt Sällen ist es wohl geglückt. Wie schön und erhebend und auch versöhnend dann ein solcher Ehrenfriedhof sein kann, zeigte Ihnen der Münchner Waldfriedhof, und ich füge nunmehr die Ehrenstätte noch hinzu (Abb. 45),

^{*)} Aus „Kriegergräber im Felde und daheim“; herausgegeben im Einvernehmen mit der Seeresverwaltung. Verlag S. Bruckmann, A.-G., München.

die zu besitzen die Stadt Lübeck sich rühmen kann. Der bekannte Gartenkünstler Harry Maß hat diesen Platz in einem Buchenwalde vor den Toren der Stadt so würdevoll gestaltet und ihn zu einer Stätte weihvollsten Gedenkens gebildet, fernab vom allgemeinen Friedhofstreiben bekommt sie ihre ganz besondere Bedeutung. So schaffen wir den Begriff Heldenhain und nicht durch neugepflanzte Baumschulen, wie übereifrige Propaganda aus Berlin ihn dadurch heranzüchten will, daß jeder Deutsche, der dem Vaterland sein Leben geopfert hat, ein eigenes Pflänzchen erhalten soll.

Ich habe ein ernstes Kapitel aus ernster Zeit vor Ihnen aufgerollt, doch wie ich schon im Zusammenhange mit dem Spruch auf dem Kriegergrabe betonte, das nicht Klage und Trauer sein Sinn sein sollte, so wollte ich auch die erhebende Gewißheit in die Allgemeinheit tragen, daß alle, die am Werk sind, den äußeren Ausdruck für den Heldentod zu erarbeiten, damit Gegenwartswerte schaffen, die den einst heimkehrenden Kämpfern das stolze Gefühl geben sollen, daß, während sie den Tod vor Augen, die teure Heimat entbehren mußten, diese aufs Tiefste ihr schweres Erleben mitgeföhlt hat und anderseits Zukunftswerte bilden, die die Gewähr in sich schließen, daß durch die künstlerische Versinnbildlichung des Heldenlebens auch die spätesten Nachkommen noch erschüttert werden von der Gewalt der Zeiten des Weltkrieges. Gelingt uns dies, so können wir mit innerer Berechtigung an die Gräber unserer Helden treten und ihnen mit Ostwald zurufen:

Aber wir, die wir hier oben
Noch im Sonnenlicht, geloben
Eins Euch in die Gruft hinein:
Nicht umsonst habt Ihr gestritten,
Nicht umsonst habt Ihr gelitten,
Eure Erben wollen wir sein!

Die Ruhestätten unserer Helden

Von Georg Kühn, Gardist im Selde

Der Kriegerfriedhof

Ein junger Gartenarchitekt sendet uns von der Front eine kleine Denkschrift, in der er seine im Seindesland gemachten Erfahrungen auf dem Gebiete der Krieger-
ehrerung zusammenstellt. Überzeugt, daß unsere Leser für so unmittelbar aus der An-
schauung heraus gewonnene Betrachtung Interesse haben werden, bringen wir im
folgenden einige besonders schöne Gedanken zum Abdruck. Die Schriftleitung.

Es liegt in den Verhältnissen begründet, daß der Heldenfriedhof ein ganz anderes Gepräge bekommt, als ein Friedhof in unserer Heimat. Bei dem letzteren ist wohl eine Verwaltung bemüht, der Anlage eine zweckmäßige Gliederung und ein gutes Aussehen zu geben. Die Bepflanzung und die Pflege der einzelnen Grabstätten ist den Angehörigen selbst überlassen, insofern nicht die Verwaltung beauftragt wird. Dadurch kommt jenes vielgestaltete, man möchte sagen, oft recht überlastete Bild.

Bei dem von uns behandelten Friedhof ist die Sache anders. Hier ruhen Männer und Jünglinge, die ihre strotzende Kraft für ein gemeinsames Ziel hingaben. Ob einer arm oder reich war, jetzt sind sie des gleichen Verdienstes würdig; denn sie gaben alle das Beste. Es wird auch wenigen der Angehörigen vergönnt sein, die Gräber der gefallenen Söhne und Brüder selbst

zu schmücken. Diese Arbeit wird die Seeresverwaltung übernehmen müssen. Daß dadurch für ein gutes Gelingen gesorgt ist, wissen wir.

Welches Bild zeigt jetzt ein solcher Kriegerfriedhof?

Die treue Kameradschaft der Gefallenen hat es von selbst mitgebracht, daß die einzelnen Grabstätten von einem gemeinsamen Band umschlossen sind. Dies schafft der Anlage jene Großzügigkeit, für die das Auge doppelt empfänglich ist. Die Hügel sind gleichmäßig und sauber, gewöhnlich etwas niedriger als sonst bei Gräbern hergerichtet. Vielfach findet man eine Einfassung von Efeu und Buchsbaum oder es ist totes Material: Steine, Ziegel usw. dazu verwendet worden. Den Hauptschmuck des Hügel bildet das schlichte Kreuz. Es ist von Holz gefertigt und hat in den meisten Fällen einen hellbraunen Anstrich, worauf sich die schwarze Schrift gut abhebt. Dieselbe ist gewöhnlich eingebrannt. Unter der Zeichnung des Eisernen Kreuzes stehen die Worte: „Hier ruhet in Gott“. Wie diese Worte in ihrer Schlichtheit gewaltig reden, so darf auch das Eisene Kreuz nicht fehlen, denn jeder der hier Ruhenden hat sich dasselbe verdient. Welche Gedanken mögen es gewesen sein, die vor kurzer Zeit den Magistrat einer größeren Stadt unseres Vaterlandes bewogen haben, die Zeichnung des Eisernen Kreuzes auf den Gräbern der Helden, die nicht im Besitz desselben waren, zu verbieten. Würde es nicht besser sein, wenn man dieses Verbot bei all den Sachen, die in Schaufenstern ausliegen und damit gezeichnet sind, anwendete. Dieser Mißachtung des Ehrenzeichens müßte entgegengearbeitet werden. Unsern Helden aber laßt das schlichte Zeichen.

Die Bezeichnungen befinden sich vielfach auf einer angehefteten Holztafel. Die in einfachen Bügen gehaltene Schrift kündigt Namen und Regiment der Gefallenen. Oftmals ist auch der Heimatsort angegeben. Wenn es irgend möglich ist, sollte man dies immer tun; denn es wird oftmals vorkommen, daß ein Besucher zufällig das Grab eines ihm liebgewesenen Menschen findet. Ein etwaiger Zweifel über die Persönlichkeit, der bei der Gleichheit vieler Namen aufkommen kann, wird dadurch schwinden. Das Holzkreuz ist vorwiegend das Grabmal, aber auch Steinplatten und Steinblöcke sind vorhanden.

Die Grabflächen sind mit Blumen bepflanzt oder Efeu und Immergrün ist bemüht, die Ranken schützend darüber auszubreiten.

Mannigfaltig ist der Schmuck von Kameradenhand. Hier hat ein Feldgrauer ein Mal geschmiedet und aufgestellt. Vielleicht ist es der Schulfreund, der das Grab zufällig fand. Dort haben wackere Pioniere die Gräber mit kunstgerecht angefertigten Kreuzen geschmückt. Auf vielen Hügel, besonders den neueren, liegen Kränze von Eichenlaub, Lorbeerzweigen oder auch Blumen. Die angehefteten Schleifen aus grobem Leinen tragen sinnige Widmungen, die mit einfachen Hilfsmitteln darauf geschrieben sind.

Wenn ich mit meinen Kameraden an diesen stillen Stätten vorüberging und wir dies gesehen haben, dann fehlten uns Worte zur Rede. Wir schauten uns ins Auge und verstanden. Wahrlich, es ist ein großer Geist in einem Volke, dessen Söhne im lehmigen, steinigen Schützengraben, nur wenige Meter vom Feinde entfernt, Zeichen der Liebe für die toten Kameraden anfertigen; denn vieles ist vorn in der Gefechtsstellung entstanden. Von diesen Bahnen sind unsere Feinde, deren Pietätlosigkeit wir zur Genüge kennen, noch weit entfernt.

Dieser angeführte Grab schmuck wird noch von Grüßen aus der Heimat ergänzt. Die Angehörigen, oftmals auch Vereine, deren Mitglied früher der Gefallene war, haben hier und da einen letzten Gruß an einen Bekannten geschickt. Selbiger hat dann denselben auf das Grab niedergelegt.

Dies alles hat uns ein kleines Bild von dem jetzigen Grab schmuck gegeben.

Zwischen den Hügelreihen führen saubere Wege.

Denksteine hat die kurze Zeit ebenfalls geschaffen. Durch Aufstellen von solchen ehrt das betreffende Armeekorps, die Division oder das Regiment die braven Männer, wie wir aus den sinnigen Widmungen ersuchen können. Sast immer sind diese Male von Künstlern im feldgrauen Rock ausgearbeitet worden, was ihnen noch besondere Bedeutung gibt.

Ist jemand anderer Ansicht und sucht zu bemängeln, was einem guten Geschmack nicht ganz entsprechen sollte, dann muß er zuvor wohlweislich bedenken, in welcher Zeit dies entstand, wie viele Mühe die Arbeit gekostet hat und nicht zuletzt, welche große Liebe darin liegt. Vielleicht

hat es der beste Kamerad des Gefallenen angefertigt und es können viele Tränen gewesen sein, die im tiefen Unterstand oder im einsamen Winkel das Werk der Liebe netzen. Kann es noch besser geweiht sein als dann, wenn es durch Mannestränen in harter Zeit geschieht?

Der Fremdling, der das kleine Bäumchen, welches der Kamerad des Toten einige Stunden weit hergeholt hat, durch ein besseres ersetzen will, weil es nicht gut wächst, frage zuvor den daselbst Ruhenden. Er wird durch sein eigenes Gewissen zu ihm reden. Nicht will er, daß Du das Bäumchen entfernst, wohl aber, daß es gepflegt wird. Uns ist es nun vorbehalten, diesem Vorhandenen einen würdigen Rahmen zu geben.

Die erste Bedingung ist, daß wir die Stätten in allen Zeiten deutsch nennen können. Es ist ein allgemeiner Wunsch, daß die Stätten, wo unsere Brüder ruhen, vom Staate angekauft werden. Dadurch geben wir unseren Helden die engste Gemeinschaft zur Heimat. Wieder auf diese deutsche Erde sollen sich jene Grüße senken, die eine dankbare Heimat den Sternen am deutschen Abendhimmel zur Übermittlung emporsendet.

Eine besondere Verwaltung muß es nun sein, welche diesen Anlagen ein würdiges Gepräge gibt. Ist diese Arbeit beendet, so sollen die Gemeinden für die Pflege aller im Ortsbereich liegenden Grabstätten verpflichtet werden. Dies wird für sie keine schwere Aufgabe sein, weil fast auf jedem Friedhof Freund und Feind nebeneinander gebettet sind. Vorerst aber wollen wir, wie schon gesagt, der Gesamtanlage Formen geben, die sich der jetzigen schweren Zeit würdig erweisen. Sie sollen das Spiegelbild des tiefen deutschen Gemütes sein. Alles Salsche und Unwahre muß streng vermieden werden: Die Hügel mit dem schlichten Grabmal an erster Stelle und das aus gefälligen, auf die Augen tief wirkenden Linien zusammengesetzte Ganze werden die Sprache bilden, welche berufen ist, die Herzen aller Geschlechter in den Bann zu schlagen.

Die besten Vorbilder zu zweckmäßiger Einfriedigung finden wir auf den alten Dorffriedhöfen unserer Heimat. Schau sie an, diese alten, grauen Mauern. Wie trotzig und ehrwürdig begrenzen sie den stillen Ort, gleichsam, als seien sie sich ihrer hohen Aufgabe bewußt, etwas Hohes und Edles zu schützen und das Getriebe des Alltags hier fernzuhalten, damit der Friede nicht gestört wird. Sie können Dir unendlich viel erzählen, wenn Du ihre Sprache verstehst. Nicht als Hastender und Jagender sollst Du durch die Pforte treten, nein, als Mensch komme zu dieser Stätte, wie jeder Landmann, der schweigsam die schwierigen Hände faltet, wenn er sich dem Kirchlein mit dem umliegenden Gottesacker nähert. Es ist ein eigenes Bild, wenn man sieht, wie die Bewohner eines Dörfleins am Sonntagmorgen zur Kirche gehen. Mir erscheint es immer, als wolle die graue trutzige Mauer jeden einzelnen nochmals fragen, ob er sich auch dessen wert erscheint.

Ist es nicht möglich, daß wir solche Mauern auch auf den Kriegerfriedhöfen, wo eine Einfriedigung notwendig ist, errichten. Die Steine dazu werden in vielen Fällen leicht zu beschaffen sein. Eine gute Ausführung ist allerdings etwas zeitraubend. Ganz abgesehen aber davon, daß sich die größere Arbeit durch unbegrenzte Haltbarkeit von selbst dankbar zeigt, so muß auch jeder sagen, daß eine solche Steinmauer durch eine viel tiefere Einwirkung auf das Menschenherz einen viel höheren Wert besitzt, als jene Zementwände, die uns überall, oft sogar in recht prophaner Ausführung, ins Auge fallen. Die Steinmauer ist das Schlichteste, was wir hier kennen. Wenn in späterer Zeit das Moos in den Sugen wächst, so gibt ihr dies etwas ganz besonders Anheimelndes. Außerdem ist dieselbe auch vorteilhafter für eine Bekleidung durch Efeu, da den Ranken das Anklammern erleichtert wird.

Neben den Steinmauern sind auch unsere schönen lebenden Hecken zu nennen, die leider immer mehr verschwinden. Welch schönes Bild bietet nicht eine gutgepflegte Buchenhecke; sei es im Frühling, wenn das junge Grün erscheint oder im dichten Blätterkleid des Sommers. Und sage, stimmt es Dich nicht besonders tiefsinnig, wenn im Herbst die bunten Blätter fallen. Die kurze Zeit, die zum Heranwachsen nötig ist, wird durch ihre nachherige Schönheit aufgewogen. In unseren Laub- und Nadelhölzern haben wir genügend Arten, die sich gut dazu verwenden lassen. Zu vermeiden ist alles leichte Gitterwerk mit den oft sinnlosen Verzierungen, wie wir ihm überall begegnen.

Die Grabflächen selbst werden Blumenschmuck erhalten. Ein wirkungsvoller Pflanzenschmuck wird auch der ganzen Anlage das schönste Aussehen geben.

Wir sind ein Volk, welches mit den Kindern der Natur vertraut ist. Dies ist ein köstliches Erbeil, das uns die alten Germanen hinterlassen haben. Schau hinein in ihre Götterlehre. Sie waren Heiden, und dennoch wirfst Du in stummer Ergriffenheit den Hut vor dem gewaltigen und tiefen Naturempfinden, was ihnen eigen war, ziehen müssen. Die jetzige Zeit hat es mit sich gebracht, daß wir uns mehr denn je mit der Geschichte unserer Vorfahren befassen. Welcher Kämpfer denkt nicht an die Walküren, die den Kampfplatz absuchen oder an die Heldenburg Walhall. Diese unvergleichlich schönen Volksjagen wurzeln im Soldatenherz viel tiefer, als der Laie vielleicht glaubt. Wie schön wäre es daher, wenn dies auch hier und da auf dem Kriegerfriedhof symbolisch ausgedrückt würde. Unsere zerschmetternde Kraft reicht mit den Wurzeln bis zu den alten Germanen zurück. Kommende Geschlechter sollen sehen, daß dies die heutige Zeit zu würdigen wußte. Die Natur unter geschickten Händen kann ihnen unsere Auffassung überliefern.

Viel, unendlich viel können wir also schaffen. Die Augen müssen wir öffnen und zu ergründen suchen, was sich unsere Helden wünschen.

Bei dem Sriedhof mit geringem Flächeninhalt müssen wir herausfinden, wie wir denselben gut der Umgebung anpassen. Dieselbe muß zur Mitarbeit gezwungen werden. Eine hohe Einfriedigung verbietet sich hier von selbst. Wie sich auf diesen Stätten unsere Gedanken nicht einengen lassen, so darf auch nichts kleinlich erscheinen.

Ich kenne einen kleinen Sriedhof, bei dessen Gestaltung man sich ganz besonders von diesem Grundsatz leiten ließ.

Die Dorfstraße macht eine Biegung. Eine Kapelle grüßt den Kommenden. Davor liegt ein kleiner Platz, der nach der Straße zu durch eine Suttermauer scharf begrenzt ist. Auf diesem Platz sind die Gräber. Freund und Feind hat man hier zur gemeinsamen Ruhe gebettet. Von Hügeln ist abgesehen worden. Dafür sind die Grabflächen durch saubere Einfassungen von Buchs gekennzeichnet. Die Wege haben eine Auflage von grobem weißen Kies. Die Farbe der Grabkreuze, welche gleiche Form und Größe haben, ist ebenfalls weiß. Um die stille Stätte sind niedrige Steinsäulen errichtet, die durch schwere Ketten verbunden sind. Durch diese schöne Einfriedigung wird eine äußerliche Trennung von der Umgebung erreicht. Trotzdem erscheint uns dieselbe nicht abgesperrt, sondern ist mit behilflich, schöne Harmonie zu bilden. Hier wurden unsere Schritte immer gehemmt, wenn wir bei der Ablösung vorübergingen. Man muß dieses Stückchen geweihter Erde auch in einer stillen Sommernacht gesehen haben. Wie erhaben, groß und schön erschien uns der Ort beim hellen Mondenschein. Alles das Einzelne, die mit Grün bepflanzten dunklen Grabflächen auf dem weißen Kiesgrunde, die schimmernden Kreuze, die grauen Steinsäulen mit der schweren Kette und die alte bemooste Mauer fügen ein gewaltiges Bild zusammen. Die hohen Kastanien, die außerhalb der Grenze stehen, reichen schweigend mit den Ästen herüber. Inmitten der Fläche steht ein Erinnerungsmal aus Stein, wodurch die Wirkung noch erhöht wird. Die schon vorhanden gewesene kleine Kapelle hat gleichsam die Schutzherrschaft über die Gefallenen übernommen und bildet einen schönen Schluß des Sriedhofes.

Das Einzelgrab

Die Zahl der vielen Einzelgräber sucht man durch Überführung der Gefallenen nach den Sriedhofen möglichst zu vermindern. Immer wird dies nicht möglich sein, und viele auf den Kampfgefilden zerstreut liegende Gräber harren unserer Pflege.

Ganz eigene Gefühle sind es, die uns in dieser Arbeit leiten. Unser ganzes Sühlen und Denken gilt hier dem einsamen Helden. Gerade die Einsamkeit ist es, die uns nach den Angehörigen in seiner Heimat eine Brücke schlägt. Sie würden viel darum geben, wenn sie das Grab schmücken könnten. Alle diese Gedanken vereinigen sich in unseren Herzen zu dem Wunsche, den einsamen Helden in ihrem Sinne etwas ganz besonders Liebes zu tun.

Keines der Einzelgräber wird eines Schmuckes von Kameradenhand entbehren. Gestattete dies die Zeit den Kameraden nicht, die mit ihm kämpften, so haben es immer diejenigen getan, die nach ihnen kamen. Es mag denen in der Heimat ein stiller Trost sein, daß man nicht nur die Gräber der Freunde schmückt, sondern auch auf denen der gänzlich Unbekannten dieselbe

Bereitwilligkeit walten läßt. Manchen Vorübergehenden drängt es, ein Blümlein am Wege zu pflücken, um es auf einen Grabhügel zu legen.

Das Einzelgrab zeigt fast ausschließlich eine besondere Natürlichkeit. Mit prüfendem Auge haben die Kameraden in der nächsten Umgebung das schönste Fleckchen ausgesucht. Kein Fremder soll über die Lage irgend eines Grabes nörgeln und bei sich denken, er wäre in der Wahl des Ruheplatzes eigener gewesen. Es sind oft wunderbar tiefe Empfindungen, die bei den Soldaten in der Wahl eines Ruheplatzes ausschlaggebend waren. Solgendes Beispiel mag ein Zeugnis dafür sein.

Im vorigen Frühjahr waren ein Kamerad und ich nach einer früheren Stellung gewandert, um daselbst die Gräber von Angehörigen unserer Batterie zu bepflanzen, da in den Wintermonaten keine Gelegenheit dazu war. In einem Obstgarten fanden wir ein Doppelgrab. Die Lage des Grabes wollte uns nicht gefallen. In dem schönen Garten wäre hier und da ein geeigneteres Fleckchen zu finden gewesen. Wir fühlten uns berechtigt, einen Kameraden, der bei der Beerdigung zugegen war, darüber zur Rede zu stellen. Dieser sagte: „Ich habe es selbst so angeordnet: denn es war mein Wunsch, daß die Helden im Tode mit dem Gesicht nach der Heimat schauen.“ Die Worte des schlichten Mannes haben uns die Augen geöffnet.

Wir sehen also, daß oftmals Gedanken vorhanden sind, die andere Leute schwerlich ergründen können.

Bücherbesprechungen

Kriegergräber im Felde und daheim. Herausgegeben im Einvernehmen mit der Heeresverwaltung. 4^o 64 Seiten Text und 164 Bildseiten mit über 200 Abbildungen. Vorzugspreis M. 2,—, Postgeld 60 Pf. Zu beziehen vom Heimatschutz, Dresden-A., Schießgasse 24.

Das Buch ist hervorgegangen aus dem Streben, in der gesamten Gräbersfürsorge für unsere gefallenen Helden ein dem künstlerischen Wollen unserer Zeit entsprechend würdiges Denkmal für unsere gefallenen Helden zu schaffen. Es zeigt den Ernst, mit dem sich die besten künstlerischen Kräfte unseres Volkes in den Dienst der Sache stellen und helfen wollen, etwas Ganzes, Einheitliches zu schaffen, ein Werk, das würdig ist der Taten und Opfer unserer Brüder draußen im Felde. Im Einvernehmen mit der Heeresverwaltung ist in Wort und Bild dargestellt, wie diese große Aufgabe zu lösen ist. Aus den von den Künstlern aufgestellten Leitsätzen, aus ihren persönlichen Überzeugungen, wird vor allem der Ruf laut nach Einfachheit und Schlichtheit. Diese verbürgen am ehesten Schönheit und haben Aussicht auf künstlerische Wirkung.

Was in diesem Buche gesagt ist über die Anlage und Ausgestaltung der Gräber im Felde, den Friedhof in der Heimat, die Grabzeichen, den Pflanzenschmuck, den Anteil der Kirche an der Kriegerehrung, die Sinnbilder, die Gedenktafeln und Gedächtnisstätten, die Denkmalfrage, die Fürsorge der Heeresverwaltung und der staatlichen Beratungsstelle und endlich über die Anregungen aus alter Zeit kann als Wegweiser denen dienen, die in wohlmeinender Absicht, jedoch ohne die notwendige künstlerische Kraft, mitschaffen und gestalten wollen, daß sie sich Rat bei den Berufenen holen, mag ferner den Trauernden ein Trost und eine Beruhigung sein, daß alles nur mögliche in der Fürsorge nach dauernden und würdigen Grab- und Gedenkstätten für unsere Gefallenen getan wird. Mag dies Buch, das allen etwas bringt: den Künstlern den Vergleich und die Anregung, den Laien die Erkenntnis, in die weitesten Kreise seinen Eingang finden, um zu helfen, daß unsere Zeit ein der Opfer und der deutschen Kunst würdiges Denkmal schaffen kann, daß unserer Zeit der Vorwurf erspart bleibe, als Ausdruck des Dankes nur einen kalten Schematismus gefunden zu haben.

Bo.

Krieger-Ehrungen. Herausgegeben unter Mitwirkung der amtlichen Beratungsstellen für Krieger-Ehrungen vom Bund Deutscher Gelehrter und Künstler und dem Deutschen Bund Heimatschutz. Zu beziehen durch Julius Sittenfeld, Berlin W. 8. Einzelnummer 50 Pf.

Die vorliegende Zeitschrift mit ihren monatlich erscheinenden Heften soll nach den Einführungsworten im 1. Heft vor allem „als Vermittlerin dienen für jede Art von Ratschlägen und Urteilen, deren Kenntnis wertvoll für die Mitarbeiter an dem gemeinsamen Werk sein kann. Sie soll jedem einzelnen die Möglichkeit bieten, durch Kundgabe seiner besonderen Erfahrungen, anderen Umwege und eigenes Lehrgeld zu ersparen, besonders aber auch ihnen Anregungen zu

geben, ihnen Zeichnungen, Photographien, Erlebnisse mitzuteilen und nutzbar zu machen". Der Inhalt der bereits vorliegenden 4 Hefte entspricht durchaus dieser Ankündigung. Aus allen Gebieten der Kriegerehrung und Kriegergrabfürsorge werden in Abhandlungen und Bildern uns Lösungen der neuen Aufgaben vorgeführt, die uns dieser Krieg mit seiner großen Zahl an Opfern gestellt hat. Neben der Frage nach der Allgemeingestaltung der Kriegerehrungen im Feld, wie in der Heimat, werden Grabinschriften, Beschriftung der Grabzeichen, Bepflanzung der Gräber und sonstige Einzelfragen von berufener Seite behandelt. Durch ihr kurzfristiges Erscheinen kann diese Zeitschrift einen raschen Gedankenaustausch herbeiführen und zu einer einheitlichen Tätigkeit der auf den einzelnen Kriegsschauplätzen und in den einzelnen Landesteilen schaffenden Künstler anregen. Außerdem bietet sie dem Laien ein Bild, wie sich das deutsche Volk dieser Zeit um die recht würdige Gestaltung des Andenkens an seine Helden müht und wie seine besten Kräfte mit bestem Können daran arbeiten. Bo.

Nachruf.

Geheimer Regierungsrat Dr. Helge Hartmann †

Während des Druckes dieses Heftes erreichte uns die tief schmerzliche Nachricht von dem plötzlichen Ableben unseres unvergesslichen Vorstandsmitgliedes und allezeit hilfsbereiten Mitarbeiters des Herrn Geheimen Regierungsrat Dr. Helge Hartmann. Im Schwarzwald, den er so liebte, mußte er die Augen schließen. Unsere Bewegung verliert mit ihm einen Mann, der ihr seit Gründung unseres Vereins in praktischer Mitarbeit die wertvollsten Dienste erwies. Der Döbelner Bezirk, dem der Verstorbene eine Reihe von Jahren als Amtshauptmann vorstand, gibt beredtes Zeugnis für sein erfolgreiches Wirken im Dienste des Sächsischen Heimatschutzes. Unererschrocken und mannhaft hat er unsere Bestrebungen gegen mannigfache Feinde erfolgreich verteidigt. Als juristischer Berater wirkte er mit, unserem Verein die Ordnung zu schaffen und unermüdlich auszubauen, nach der wir noch heute für unsere Heimat arbeiten. Sein Tod reiht in unseren Verein eine Lücke, die auszufüllen uns schwer wird. In unauslöschbarer Dankbarkeit werden wir seiner stets gedenken.

Bei der Trauerfeier widmete unser Verein ihm aus dem Munde von Hofrat Professor Seyffert nachstehende Dankesworte:

„Der Landesverein Sächsischer Heimatschutz steht trauernd an der Bahre seines verehrten, seines lieben Herrn Geh. Regierungsrat Dr. Helge Hartmann. In unserer schweren Zeit, wo in Ost und West, in Nord und Süd draußen für die Heimat gekämpft, gelitten und gestorben wird, wo auch wir in der Heimat für dieselbe arbeiten und kämpfen, ist der Verstorbene, unser unermüdliches Vorstandsmitglied, von uns gegangen. Die Liebe zu unserem Sachsenlande war die Triebfeder seines Lebens, die Liebe zu unserer Sachsenvolke der Beweggrund seiner Taten. In ernster Stunde geloben wir, in diesem Sinne weiterzuarbeiten, in diesem Sinne weiterzukämpfen. Als letzten Gruß, in treuem Gedenken legt der Landesverein Sächsischer Heimatschutz am Sarge seines treuen Mitarbeiters, der nun in die ewige Heimat, in den ewigen Frieden eingegangen ist, einen Kranz von heimatischen Blumen nieder. Habe Dank!

Berichtigung!

Der „Ausschuß der im Städtebau tätigen Landmesser“ ersucht uns um Aufnahme einer Richtigstellung zu der Abhandlung von E. Högg „Erhaltung des Grimmhäuses in Cassel“ in Heft 8-10, Band V der Mitteilungen. Wir geben sie in folgendem gekürzt wieder:

„Der Stuchtlinienplan Nr. 143 der Marktgasse in Cassel ist im Juni 1881 von dem damaligen Architekten Stadtbaurat Rudolph ohne irgendwelche Mitwirkung eines Landmessers aufgestellt worden. Ein Landmesser war damals bei der Stadt überhaupt noch nicht beschäftigt. Da die vorgezeichnete Breite von 10 m später nicht mehr ausreichend erschien, wurde der Stadtbaurat von Noßl im Jahre 1894 vom Stadtrat um Vorlage eines neuen Stuchtlinienplanes ersucht. Dieser hat den Plan entworfen, unterzeichnet und vor den städtischen Körperschaften vertreten; nur die zeichnerische Wiedergabe wurde von dem Landmesser des Stadtbauamtes ausgeführt. Dieser neue Stuchtlinienplan sieht unter Beibehaltung der bisherigen Linienführung lediglich eine Verbreiterung der Straße von 10 auf 12 m vor. Hierdurch war der Wegfall des Grimmhäuses bereits festgelegt. Später, etwa vom Jahre 1901 ab, ist dann eine Nachprüfung sämtlicher für die Altstadt aufgestellten Stuchtlinienpläne von allen beteiligten Behörden und Amtsstellen ins Auge gefaßt worden. Es wurden von diesem Zeitpunkt ab alle aus künstlerischen, geschichtlichen oder architektonischen Rücksichten erhaltenswerten Gebäude seitens des hiesigen Architekten- und Ingenieurvereins näher bezeichnet und hiernach besondere Pläne mit farbiger Darstellung dieser Gebäude hergestellt. Bei Anfertigung dieser Unterlagen war die inzwischen begründete Abteilung III des Stadtbauamtes (Vermessungsabteilung) stets beteiligt. Diese Vorarbeiten sind aber heute noch nicht überall abgeschlossen, nur für einzelne Straßen, darunter die Marktgasse mit dem Grimmhause, sind die alten Baulinienpläne aufgehoben und durch neue ersetzt worden.“

Hieraus geht hervor, daß dem Angriffe des Herrn Högg gegen den Landmesserstand auf Seite 293 jegliche tatsächliche Begründung fehlt.“

Der Ausschuß der im Städtebau tätigen Landmesser.

gej. Ewald Müncheld, Bielefeld.

Verantwortlicher Schriftleiter: Werner Schmidt;

Druck: Lehmannsche Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung, beide in Dresden.



Die Mitteilungen des Vereins werden in Bänden zu 12 Nummern durch den Vorstand herausgegeben.

Abgeschlossen am 31. Oktober 1917.

Meißner Hochland

Von Gerhard Platz, Weißer Hirsch

Aufnahmen von Ratssekretär Peschel, Dresden

Dem Morgenstern bin ich entgegengegangen, und auch jetzt noch, wie ich im warmen Abteil des Weißiger Zuges sitze, ist die Nacht nicht von der Erde gewichen. Der halbe Mond erhellt freundlich das Innere des noch nicht fahrbereiten Wagens, der schließlich doch an die Maschine geschoben und hinausgezogen wird in die schweigende Spur. Zu meiner Rechten, gen Westen, liegt das Land tiefberuhigt im Mondenlicht da, gen Osten aber spielt sich am Himmel gewaltiges Leben ab. Ein Kampf tobt da, so zornig und hart, daß er nur durch volle Unterwerfung des einen Teiles entschieden werden kann, der Streit des Lichts mit der Sinisternis. Westuntergangsstimmung? O, nein — es wird siegen, das Licht des Tages, sprühend lodert seine Sackel empor, und sehnsuchtsvoll strecken die kahlen Bäume im Seld ihre Arme nach ihm aus, nach dem kommenden Befreier und Helden. Adventsstimmung ist's — in der Natur wie unter den Menschen in diesen Tagen.

Noch einmal schießt ein feuriger Streif über die Teichfläche im Seld und läßt sie aufleuchten im blutigen Rot, dann hat sich das große Himmelslicht siegreich erhoben, und rings sch' ich die bereisten Wiesen und Saaten schimmern im weißseidenen Kleide der klugen Jungfrauen. — Eine gar reizvolle Gegend hat uns der kurze Schienenweg erschlossen, an dem bald ein Vierteljahrhundert beantragt, be-

schlossen, geplant und gebaut worden ist. Beim Dorfe Schönfeld grüßt gar die Romantik herein; das dreigieblige Schloß, das sich dort hinterm Wassergraben erhebt, steht gerade im Tür Rahmen. — Als Mittelpunkt eines großen Gerichtsamtes hat das Dorf in früheren Jahren eine gewisse Bedeutung gehabt, und daran haben die Schönfelder wohl auch gedacht, als sie ihren neuen Kirchturm erbauten. Ein wahrer Kolos mit übergroßen Schallucken erhebt sich unmittelbar neben dem Schloß, das fast erdrückt wird von dem gigantischen Nachbar. Der kunstsin- nige alte Hans von Dehn-Rothfeller, der im sechzehnten Jahrhundert hier hauste und



Abbildung 1 Schloß Stolpen Kapelle

vom Bauwesen wohl was verstand, möchte keinen schlechten Schrecken kriegen, kam' er mal wieder nach Schönfeld.

Bei Wünschendorf kommt der Wald an die Bahn heran, und gar wechselvoll sind die Bilder, die draußen vorbeigleiten. Sünfundvierzig Pfennige kostet die Fahrt, und sie kann dir doch zu einem kleinen Erlebnis werden — tu nur die Augen auf und schau um dich im Land, das so nahe der Stadt sich hier breitet. — Wahr bleibt's doch, wer nur etwas sehen will auf seinen Reisen, der braucht nicht lange zu suchen, er findet schon was ihn freut und sei's bloß das warmerleuchtete Stallfensterchen dort oder der Steg überm Bach mit den zwei fetten Martinsvögeln darauf. „Sie haben eine Rheinreise gemacht, gnädiges Fräulein? Wie hat Ihnen Rudesheim gefallen?“ — „Rudesheim,

Mama — — ach ja, aber natürlich, das war ja dort, wo die zwei Sündchen so reizend miteinander gespielt haben! Ich sage Ihnen, Herr P., das vergeß' ich mein Leben lang nicht.“ — „War das ein dummes Mädel“, hör ich dich sagen. — Mit nichten, Freund, sie hat doch wenigstens 'was gesehen auf ihrer Reise und bringt doch immerhin andre Eindrücke mit heim, wie der Herr Doktor, der einmal in Ägypten war und nach seiner Rückkehr im Verein einen Vortrag hielt, in dem von nichts anderm die Rede war als von Luxuskabinen, Rauchsalons, Grandhotels mit heiß- und Kaltwasserleitung und erstklassiger Verpflegung. —

Aber da tut's einen mächtigen Ruck, die Bremsleine auf dem Wagendach schnurrt ab, und das Wandern kann anheben.

In weitem Bogen blicken waldige Berge herein auf den Bahnhof und wie ich ein Viertelstündchen ausgeschritten bin, da tut sich zur Seite des Wegs ein Tal auf, so weltabgeschieden und feierlich still, daß ich stehen bleibe und andächtig dem leisen Rauschen der Weseuiz lausche, die da unten am Walde entlang fließt. Herrliche Baumgruppen geben dem klaren Gewässer das Geleite, das in breitem Schwall über moosige Steine und grüne Wasserkrautbüschel hingleitet. Auf schön geschwungener Brücke quer ich den Fluß, um mir das Herrenhaus von Helmsdorf, das auf dem Berge drüben aufragt, in der Nähe zu betrachten. Der kleine Abstecher macht sich bezahlt. Schon ehe ich an das Schloß heran bin, finde ich etwas, das mich beinahe mehr noch erfreut, als der stolze Herrensitz selbst — eine Reihe von Arbeiterhäusern, zur Linken des Weges gestellt, mit dem Blick auf Waldtal und Fluß, von überaus anmutiger Bauweise. Hier ist es erkannt, was zur Schaffung und Erhaltung eines festhaften, zufriedenen Arbeiterstammes dient. — Eine Lust muß es sein, solch ein Häuschen bewohnen zu dürfen mit den schmucken Fensterläden und dem Holzverschalten Spitzgiebel, an dessen Scheiben gerade zwei Büblein die Nasen breit drücken. Die Bewohner selbst sichtlich gehoben im Besitz ihres traulichen Heims; überall saubere Vorhänge und Blumentöpfe hinter den Fenstern. Wie gut mag sich's rasten auf dem Bänklein vor der Tür nach getaner Arbeit.



Abbildung 2 Schloß Stolpen Innerer Hof

Einen verstohlenen Blick tu ich noch in den Schloßhof mit seinem mächtigen Rundturm und dem schönen Renaissancegiebel des Herrenhauses, und durch's sonntagsstille Dorf geh' ich hinüber zur Kirche, die klein und schlicht im weiten Gräbergarten liegt. Wie der Schlag eines großen Herzens pulst der Gang des Uhrwerkes durch's stille Gotteshaus. 'S ist nicht immer so still gewesen in Helmsdorf; eine Zeit hat's gegeben, da brüllte und schrillte der Unfried herein und machte nicht

halt vor Kirchhof und Altar. Das war Anno 1429, als der Hussit gekommen war mit Stachelslegel und Kampfsense, den Tod seines Meisters zu rächen am Meißner Hochland, dessen Herr, der Bischof Johann IV., mit unter den Richtern gefessen, die dem Doktor Hus das Urteil gesprochen. — Im Selde drüben, nahe dem Bahnkörper, finde ich sie noch, die Reste der Schanze, drin das böhmische Heer gelegen. Auf der Sohle des tiefen Grabens wandre ich hin, über dem sich der Wall erhebt mit Strauch und Baum. Pflug und Grabscheit haben im Lauf der Jahrhunderte immer mehr von der Erdburg gefressen, aber ein gutes Stück ist schon noch ge-



Abbildung 3 Hussitenwall bei Altstadt-Stolpen

blieben als Zeuge einer Zeit, da wieder einmal die Menschheit ihres Ursprungs „zur Ehre Gottes“ vergessen. In Sorm des Kelches soll es angelegt gewesen sein, das alte Werk; im Zeichen des Gefäßes der Gottesgemeinschaft, das im Banner des Hussiten wehte; das er sich mit Schießpulver in die haarige Brust ätzte — und zu dessen Ruhm er Greuel beging über Greuel und die Brandsackel schwang weithin im deutschen Land. In Gedanken versunken schreite ich weiter, durch's Dörflein Altstadt hinan zum Schloßberg von Stolpen, über die Slur, da dereinst das Städtchen Jokrim gestanden, das der Tscheche dem Erdboden gleichgemacht hat. Die paar heil gebliebenen Bürger kamen nicht wieder. Sie suchten den Schutz der Burg zum Stolpen und siedelten sich dicht unter ihren Türmen an der Basalkuppe oben an. „Unterm Krummstab ist gut wohnen“, das alte Bürgerwort fanden auch hier die Slüchtlinge bestätigt. Zwei Bischöfe besonders nahmen sich der neuen Siedlung fürsorglich an, die Brüder Kaspar und Dietrich von Schönberg. Unter ihrer Regierung wuchs das Städtlein auf wohldurchdachtem Grundplan heran und ward ein mauerumfriedeter fester Platz. Von alters her fühlten sich die geistlichen Herren ja besonders wohl hier auf ihrem Bergschloß. In Meißen drunten die Markgrafen und Burggrafen — gar zu eng saß man sich dort auf dem Nacken. Hier oben wehte die Freiheit, da war man der höchste Herr und Gebieter rundum. So haben sie droben ge-

blieben als Zeuge einer Zeit, da wieder einmal die Menschheit ihres Ursprungs „zur Ehre Gottes“ vergessen. In Sorm des Kelches soll es angelegt gewesen sein, das alte Werk; im Zeichen des Gefäßes der Gottesgemeinschaft, das im Banner des Hussiten wehte; das er sich mit Schießpulver in die haarige Brust ätzte — und zu dessen Ruhm er Greuel beging über Greuel und die Brandsackel schwang weithin im deutschen Land.

In Gedanken versunken schreite ich weiter, durch's Dörflein Altstadt hinan zum Schloßberg von Stolpen, über die Slur, da dereinst das Städtchen Jokrim gestanden, das der Tscheche dem Erdboden gleichgemacht hat. Die paar heil gebliebenen Bürger kamen nicht wieder. Sie suchten den Schutz der Burg zum Stolpen und siedelten sich

schaltet und gewaltet als rechte Landesväter, haben Recht gesprochen und Urteil gefällt, und selbst vor solch heikler Sache, wie der Schlichtung des Ehezwistes zwischen Herrn Georgen Bercken von der Duba und seiner tugendsamen Hausfrau



Abbildung 4 Schmiedefeld bei Stolpen



Abbildung 5 Niederhelmsdorf Rittergut

Ursula ist Herr Dietrich von Schönberg nicht zurückgeschreckt. Als hätt' er selbst genaueste Kenntnis und Erfahrung von allen Nöten, die der liebe Ehestand wohl mit sich zu bringen pflegt, klingt der Spruch, den er im Jahre des Herrn 1468 droben fällt:

„Srawe Ursula sal sich nach Irem Manne richten, sie sal lassen, was her ir weret, sie sal In mit trawen meinen; was sie Im saget, das sal wor sein. Ouch sal sie In nit honen noch spotten, sie sal sich guttlichen geborlichen in allen stücken nach Im richten, alz eyn bidderweip. — Item so sal Gorge Bircke frawe Ursulen halden alz eyn byddermann, seyn elich weyb nit slagen noch unmenshlichen straffen unvordynter sache.“ — Kommt die Sache bei bei beiden trotzdem nicht in Ordnung „so sal Gorge Bircken sein weip selbst personlich vor uns bringen, gein dem Stulpen.“ Das wird, hoffen wir's, gewirkt haben. —

Verflossner Jahrhunderte hauch streift meine Stirn, wie ich durch's efeuüberhangene Stadttor schreite, unter dem so oft die schwere Bischofskutsche durch-



Abbildung 6 Bauernhaus in Langburkersdorf bei Neustadt

gerumpelt sein mag hinauf zum Schloß. So versonnen hab' ich mich in die alte Zeit, daß ich dem feisten Prälaten, der über der Rathhaustür so freundlich auf mich herablächelt, wie einem alten Bekannten zunicke.

1549 steht unter dem Bild, und es wundert mich eigentlich, daß der fromme Herr gar so vergnügt ausschaut, denn mit der Herrschaft des Krummstabes ging es zu der Zeit zu Ende. Ganz vergangen ist das Lachen aber erst dem letzten Bischof zu Meissen, Herrn Johann IX. von Saugwitz. Gar wenig erfreuliches war's, was ihm seine Regierungszeit brachte. Erst der verdrießliche Handel mit Dem von Carlowitz auf Zuschendorf, der um des Bischofs Nicolaus von Carlowitz, seines Bruders, Erbe mit dem neuen Herrn haderte in hüziger dreijähriger Sehde, im sogenannten Saukrieg, darin die Borstentiere der Bürger und Bauern im Bischofsland eine solch wichtige Rolle spielten — und dann der Nachhall der Hammerschläge

von Wittenberg, der immer dröhnender an die Basaltmauern prallte. Im Jahre 1558 packte der hohe Herr auf und verließ Stolpen auf immer. Just um dieselbe Zeit war's wie heute, am Christfest des nämlichen Jahres, als die Lutherlieder das erstemal frei und offen in Kirche und Bürgerhaus klangen.

Noch ein Weihnachten ist für die Geschichte des Städtchens von Bedeutung geworden. Zweihundert Jahre ist's heut her, da rollte der Wagen über den Markt mit der Frau, die ein halbes Jahrhundert durch ein unfreiwilliger Gast der Stolpener Feste sein sollte. — Ihr Los ist bekannt, und es ist eigentlich auch nicht dieser Erinnerung halber, daß ich jetzt die Glocke zum Torwärtershaus ziehe; die Aussicht ist es, die man vom Turm droben tut, die mich hinaufführt ohne langes Verweilen in Kasematten und Kerkern. Aber wie ich nun droben stehe in dem Raume, der der Cosel die letzten zwanzig Jahre als Obdach gedient, da macht sich doch die Erinnerung auf, die in diesem Gemäuer schläft. Gerade dieser göttlich weite Blick hinaus auf die Berge und Sluren, auf segelnde Wolken und ruhvolle Wälder ist es, der mich an die Gräfin denken läßt. Wohl mag ich's verstehen, daß die Gefangene diese Höhen lieben gelernt hat, die ihr der Inbegriff sein mußten der Freiheit, und lange ruht mein Auge auf dem winterweißen Schafberg drüben, der in wundervoller Klarheit aufsteigt. Dort auf der windumtosten Kuppe hat sie sich die letzte Ruhestatt gewünscht, im Tode wenigstens frei! — Mit weichen Händen zieht mich's herum und vor mir hängt jenes Bild, das die Frau „mit den schwarzen Augen, dem weißen Sell, dem schönen Mund und der feingeschnitzten Nase“ darstellt inmitten der bedeutungsvollsten Schauplätze ihres Lebens. Vom tannenumrauchten Gutshaus in Holstein, dem Ort ihrer Geburt, über die Höhen des irdischen Glückes hinüber zum düstern Turm, drin sich ihr Leben verlor, geht die schicksalschwere Kurve. Vieles ward von ihr gesagt und geschrieben — die einen taten's in süßlich schwärmerischer Verherrlichung, die andern nur ihre



Abbildung 7 Schloß Stolpen Coselturm

Sehler erkennend, ihren Geiz, ihre Herrschsucht. Aber denk ich des Tages, da die Frau von hier oben den Mann noch einmal sehen durfte, der sie einst auf den Händen getragen, und der bei ihrem Anblick jetzt kalt grüßend den Hut hob und sein Roß in die Weichen trat, um davonzusprennen — da will mir's unerheblich scheinen ob sie heilig, ob sie böse vor der Größe des Schmerzes, den sie getragen.

Donnernd tobt der Sturm um das alte Gemäuer und fröstelnd schau ich mich um drunten im schmalen Kanonenhof. Basalt — Basalt, wohin ich blicke, schwer und unentrinnbar wie das eherne Schicksal. — Unter mir weiß ich sie gähnen, die Verließe und Kerker, darein der Mensch den Menschen gestoßen zur Qual ohne

Hoffnung. Und neidvoll beinahe seh ich hinauf zu den Dohlen, die in herrlicher Freiheit um die Giebel des Seigerturmes schweben und mit glücklichem Aufschrei den Sturm in den Sittichen fangen.

Da schreitet's sich besser aus draußen auf klingender Straße durch Berg und Tal, mag der Wind noch so sehr an Mantel zerren und Hut. Wie hieß doch das alte Sprüchlein vom Meißner Hochland, das ich jüngst in der Chronik fand?

„Von Stolpen kommt der Wind,
Zu Neustadt haben sie'n
Bock geschindt —
Zu Sebnitz hängt man's
eigne Kind.“

Rauh ist's, das merk ich,
dieses Bergland hier oben.

Dichter und dichter fallen
die Slocken. Kaum kann der



Abbildung 8 Neustadt i. S. Rathaus

Blick noch unterscheiden, wo die schneeige Lehne dort aufhört und wo der Himmel beginnt. Im Osten braut blauschwarze Gewitterstimmung über dem Kessel. Die Berge werden hier schroffer und dunkel legt sich der Wäldermantel um ihre Schultern. Schellengeläut tönt dicht vor mir und jetzt erst erkenn ich das Schimmeltier, das aus dem weißen Nebel auftaucht. Ein kriegsgefangener Franzose ist der Kutscher. Wir nicken einander zu wie alte Bekannte, ohne Groll — Weihnachtszeit. Und auf einmal muß ich an den kleinen Kerl denken, der jetzt daheim neben der Mutter am Klavier stehen mag und so ernsthaft singt: „Komm lieber heilger frommer Christ.“ Das fördert den Schritt und bei guter Stunde erreiche ich Neustadt, das hohen-

steinische Amtsstädtlein, vormals der Birken von der Duba. — Das ist also der Ort, davon in den „Samburgischen Remarquen“ von 1701 zu lesen steht, er habe eine sehr wunderbare Ummauerung. Denn sie ginge nur halb, gen Westen, um die Stadt. Die Bürger brauchten solche als einen Schirm oder eine spanische Wand. Sei etwas von Osten zu besorgen, so würde sie herum an die andere Seite geschoben! —

Die Neustädter als Schildbürger? Ich glaub's nicht, das Stück. Daß hier dereinst ein ergiebiges Goldbergwerk seine Schätze gespendet, siehst du dem Städtlein zwar auch nicht mehr an. Immerhin steht mitten im Vorstadtgraus manch wohlhabiges Bürgerhaus, hinter dessen Gardinen und Blumentöpfen die alte gute Zeit träumt — jawohl



Abbildung 9 Neustadt i. S. Pfarrhaus



Abbildung 10 Neustadt i. S.
Bürgerhaus in der Dresdner Straße

die gute, du mußt mir recht geben, siehst du das Greuel von Eckhaus dort aus dem vorletzten Jahrzehnt.

Auch bei der Kirche bin ich dreißig Jahre zu spät gekommen. Sie ist mächtig, sie ist prächtig, aber lieber sähe ich eben doch noch die alte, die ich gar nicht kenne, nicht einmal im Bilde, von der ich aber beinahe sicher weiß, daß sie besser in's Stadtbild gepaßt haben wird.

Der Marktplatz macht alles wieder gut; das reizende Rathaus mit seinem Mansardendach und dem lustigen Dachreiterchen. Mitten auf dem weiten Platz steht es in sicherer Ruhe, ein vollständig abge-

schlossnes Gehöft, das Kernstück der Stadt aus der Zeit, da hier noch die Leinewebererei blühte und die Bürger zum Wohlstand erhob. —

Im tiefen Fenster des Gasthofs zum Stern sitze ich und blicke hinaus auf den weißen Markt mit den hübschen Giebelhäusern bei der Apotheke drüben. Stetig rieseln die Glocken herab, die Dämmerung dieses letzten Adventsonntags senkt sich zur Erde, und draußen erblick ich ein Bild, so traulich und friedlich, wie aus unsrer Voreltern Tagen. Dicht neben dem Rathaus sind ein paar Budenreihen errichtet zum Christmarkt mit Holzpferdchen und Noaharchen, mit Bilderbogen und Nähkästen. Gedrängt stehen vor diesen Herrlichkeiten die Kinder, die Frauen und Mädchen, unter den weißbeschneiten Kuppeln ihrer Schirme. Seltsam ist's, all dieses Leben zu sehen, ohne einen Laut nur zu hören; den Markt mit seinen Christbäumen und den Schlitten vorm Tore der Ausspannung, und das reizvollste von allem — den warmroten Lichtschein der Öllampen in den Verkaufsbuden. Je blauer die Dämmerung herabsinkt, um so goldner leuchtet drüben auf über dem stillseligen Bildchen, das mir das Herz warm macht und ganz leise darin die Hoffnung aufklimmen läßt, daß doch auch einmal wieder die Zeit kommen wird, da es heißen darf: „Und Friede auf Erden!“

Alt = Striesen

Von Richard Müller, Bürgerischullehrer in Dresden, 3. St. Hauptmann im Selde

Die photographischen Aufnahmen sind von Bürgerischullehrer Srener



Abbildung 1

Neuzeitliches Miethaus am Marktgraf-Heinrich-Platz

„Das Alte stürzt, es ändert
sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus
den Ruinen!“

So denkt wohl mancher beim Anblicke der freundlichen alten Giebel, die sich neben den großen Mietkasernen wie aneinandergereihtes Spielzeug aus einem Kinderbaukasten ausnehmen. Ein Gefühl der Wehmut beschleicht den Beschauer (Abb. 1), wenn er diese Zeugen alter Tage in den Armen des Großstadtpolypen gefangen sieht. Wie lange wird's dauern, dann sind sie von ihm erdrückt und aufgesaugt, die kleinen, niedlichen Bauernhäuschen des altforbischen Längsdorfes! (Abb. 2.)

Striesen ist eine slavische Niederlassung, deren Gründung wahrscheinlich um die Wende des 1. Jahrtausends an einem kleinen Nebenarme des damals noch ganz unregulierten Elbstromes, der in der Richtung Tolkewitz – Seidnitz – Gruna – Striesen



Abbildung 2 Alte Dorfstraße am Markgraf-Heinrich-Platz

floß, erfolgt ist. Die Talsenke, die in dieser Richtung verläuft, erklärt auch die Überschwemmungen, unter denen das Dorf in den Jahren 1784 und 1845 zu leiden hatte.

Vor dem 14. Jahrhundert findet sich nichts Verbürgtes über Striesen. Erst im Jahre 1358 findet Striesen, das als zinsfreies Lehn- oder Allodialgut einem Bürger Dresdens erblich überlassen wurde, Erwähnung; die Schreibweise des Namens variiert: Stresen, Stresin, Streusin und Streiszen. Weitere Nachrichten über Striesen stammen aus den Jahren 1373 und 1408 (cf. Geschichte Dresdens; XIII. Lit. D. 103 Bibliothek des Königl. Finanz-Ministerii.)^{*)}



Abbildung 3 Blick durch die Geisingstraße nach der Schandauer Straße

^{*)} Vergl. Ortsgeschichte von Striesen. Adreßbuch von 1884, Albanus'sche Buchdruckerei, Dresden.

Aus einer Urkunde aus dem Jahre 1618 ist ersichtlich, daß Striesens Grund und Boden aus 23 Häufen bestand und daß 46 Personen Handdienst zu leisten hatten. Ein Kommissionsbericht vom 11. März 1638 sagt von den Bauern Striesens, daß sie durch die Kriegseinfälle und Einquartierung derartig erschöpft und ausgezogen worden seien, daß keiner ohne große Schuld leben könne.

Schlimme Zeiten hat Striesen erlebt, und in Kriegsjahren ist der Boden gar oft von Blut getränkt worden. Waren schon die Schrecken des 30 jährigen Krieges nicht spurlos an ihm vorübergegangen, so hatte es besonders zur Zeit der napoleonischen Feldzüge vor 100 Jahren zu leiden. Zu jener Zeit war Dresden-Altstadt in der Hauptsache auf den alten Festungsteil beschränkt, der sich noch heute als Stadtkern, begrenzt vom Postplatz, der Wall- und Ringstraße, dem Pirnaischen



Abbildung 4 Am Marktgraf-Heinrich-Platz

Platz und dem Elbufer, deutlich erkennen läßt; und wer damals Dresden durch das Südtor verließ, der wanderte nur noch ein kurzes Stück zwischen den Häusern an der Pirnaischen Straße dahin. Dann breitete sich vor seinen Augen ein weites, offenes Feld, das dann und wann von dunklen Kieferngehölzen oder hellgelben Sanddünen unterbrochen war, und weit in der Ferne erblickte er die Giebel und die Strohdächer eines Bauerndorfes, des jetzigen Alt-Striesens. Doch ehe der Wanderer dahin gelangen konnte, mußte er zuvor, etwa da, wo jetzt die Dürerstraße auf die Fürstenstraße stößt, einen langgestreckten, sandigen Hügel, dessen

Höhe von mehreren Windmühlen gekrönt war, überschreiten. Von da aus sah er zu seinen Füßen, umrahmt von blühenden Obstgärten, ein anmutiges Dörfchen, das nur wenige Bauerngüter zählte. Die Bewohner nährten sich kärglich vom Ackerbau, ihre Selder waren nicht sehr ertragreich, und an vielen Stellen lag in der baumlosen Elbtalwanne der blanke Sand zutage. Der Landgraben, der sich in des Dorfes Mitte zu einem Ententeiche erweiterte, war die einzige Wasserader, die von Gruna her ihren Zufluß erhielt und sich dann in der Gegend der jetzigen Sandstraße hinzog. Die Mündung des Landgrabens in die Elbe befand sich bei „Anton“. „Am Landgraben“ heißt noch heute eine lange, schmale Gasse in Alt-Striesen, in deren Nähe sich die erste, im Jahre 1824 erbaute und noch jetzt erhaltene Schule befindet.

Sreilich sind die Häuschen, die jetzt der Beschauer erblickt, nicht ganz echte Zeugen der Vorzeit, sie sind die Urenkel der alten Sorbenhütten und sind nur an

derselben Stelle und in derselben Anordnung errichtet worden wie ihre Ahnen. Ihre eigene Geschichte reicht nicht einmal über den Anfang des vorigen Jahrhunderts hinaus, alle Häuser, die da noch stehen, sind erst nach den Greueln der Befreiungs-

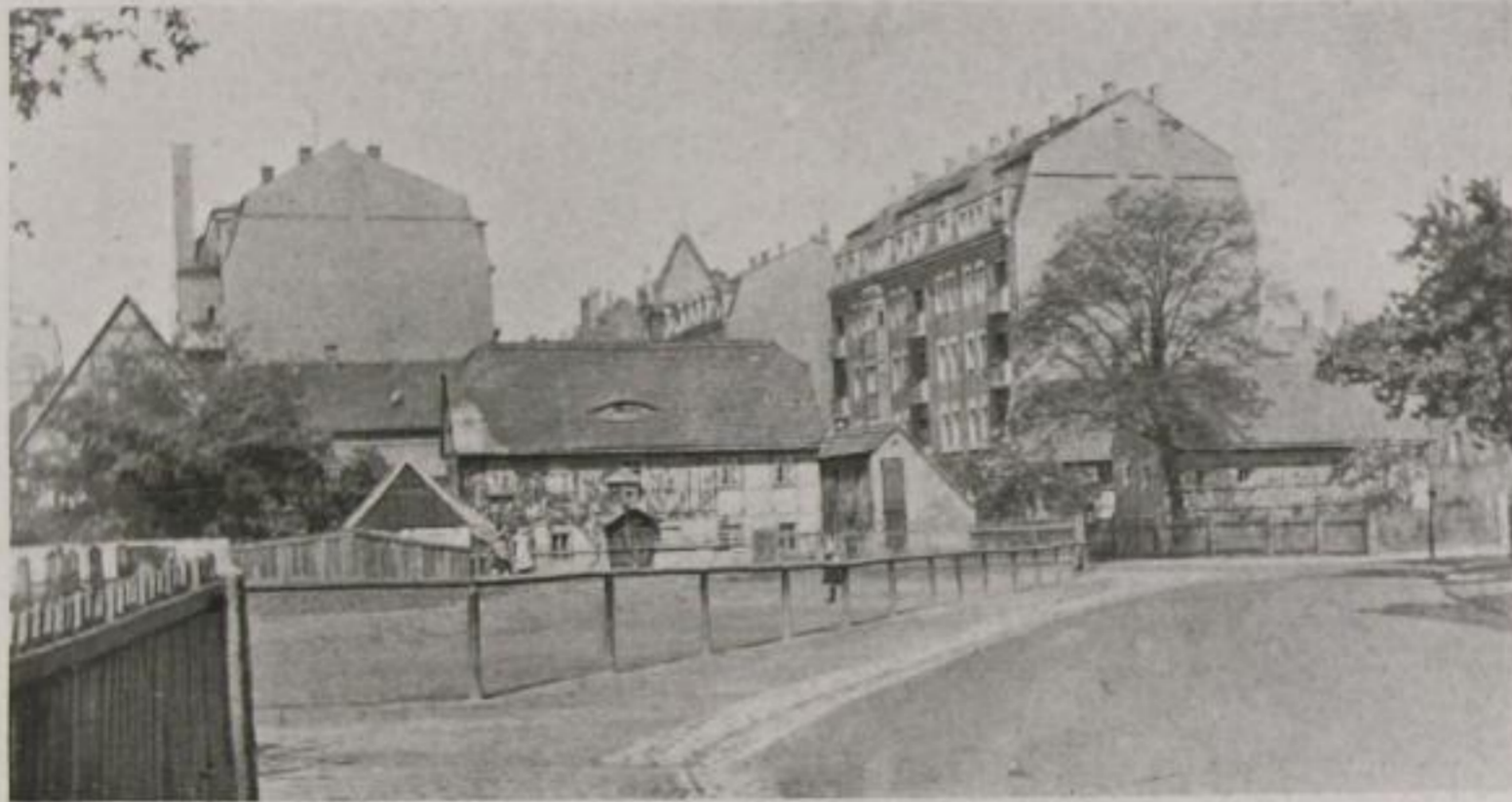


Abbildung 5 Die Ausmündung der Merseburger Straße vom Markgraf-Heinrich-Platz gesehen



Abbildung 6 Das Timmelsche Haus mit den drei eingemauerten Kanonenfugeln und einer alten Inschrift

kriege erstanden. Denn als der große Korsch im August 1813 mit den Trümmern seines Heeres aus Rußland zurückgekehrt war, da wurde er hier bei Dresden von den Verbündeten aufgehalten. In einem großen Halbkreise hatten diese auf den

Höhen von Räcknitz, Sichertnitz, Seidnitz und im Elbtale bis herüber nach Gruna, Striesen und Blasewitz Aufstellung genommen. Die Russen, die den rechten Flügel der Verbündeten bildeten, drangen schließlich in der Richtung auf Striesen zu, aus dem sie die darin liegenden Franzosen vertrieben, auf Dresden vor. Als die Russen im Dorfe Fuß gefaßt hatten, richteten die Franzosen ihr Geschützfeuer vom Windmühlenberge her gegen den Ort, der bald an verschiedenen Stellen brannte. Am furchtbarsten wütete der Kampf in der Gegend der jetzigen Sandn- und Merseburger Straße (Abb. 5), und noch heute findet man oft bei Neubauten Gebeine und Waffen als Zeugen jener schrecklichen Tage. Nach dem Kampfe lag das einst so liebliche Dörfchen als rauchender Schutt- und Trümmerhaufen öde und verlassen da. Nur langsam kehrten die geflüchteten Bewohner zurück, und Jahrzehnte schwerer Entfagung und harter Arbeit hat es gekostet, bis das Dorf allmählich wieder erstand. Eine Inschrift an einem Hause des jetzigen Markgraf-Heinrich-Platzes Nr. 5 (Abb. 6), in dessen Giebel 3 französische Kanonenkugeln eingemauert sind, kündet noch heute dem Leser ein Stück Geschichte jener Tage:

Mein lieber Leser!

„Wohl achte drauf, zum zweiten Mal baut wieder auf,
 Der in seines Lebens Tagen, so manches Unglück hat ertragen,
 Schon 1794 betraf das Unglück ihn nicht einzig,
 Das halbe Dorf geriet in Brand durch eines bösen Buben Hand,
 Auch 1813 war für Striesen ein groß' Schreckensjahr,
 Der 26. August gab uns den schrecklichsten Verlust,
 Das halbe Dorf in Flammenreihn; durch französischer Granaten feuern
 sank alle Hab' uns lieb dahin; auch unser Schicksal war sehr hart,
 Doch will ich Gottes Güte loben; denn 1818 ward dies Haus von Grund
 aus neu erhoben, von dem, den es betraf sehr hart“.

(Johann Heinrich Sunke.)

Neues, kraftvolles Leben brachte schließlich die große Zeit nach 1870 in den Ort. Gewaltige Straßenzüge erstanden, ganze Häuservierecke wuchsen empor, und bald, besonders seit der Einverleibung Striesens im Jahre 1893, war die Ebene vom Pirnaischen Tor bis nach Alt-Striesen von einem ununterbrochenen Häusermeer bedeckt, in dessen Wogen das alte Dörfchen wie ein untergehendes, gebrochenes Wrack erscheint. Der gegenwärtige Anblick des Markgraf-Heinrich-Platzes hat etwas ganz Absonderliches, etwas ganz Eigentümliches. Hohe, mächtige Steinbauten mit glatten, eintönigen Giebelwänden ragen neben kleinen, eng aneinandergedrückten Bauernhäuschen, die aussehen, als ob sie sich ihre ererbte Existenzberechtigung nicht ohne Kampf von den drohenden Mietkasernen rauben lassen wollen! Das erregt nicht nur das künstlerische Empfinden, sondern das bewegt auch das Rechtsbewußtsein des Beschauers. Einmal möchte er gern jene freundlichen Häuschen schützen und ihnen ihr Bestehen für alle Zeiten sichern, dann wieder fühlt er, wie unzeitgemäß sie aus hygienischen und nunmehr vielleicht auch aus ästhetischen Gründen sind, und er wünscht, daß sie sobald als möglich der neuen Kultur weichen möchten. Einmal fühlt er den künstlerischen Wert des ursprünglichen Baustiles dieser einfachen Sachwerkbauten, und zum andern stört ihn das unmögliche

Nebeneinander der alten und der modernen Wohnungsbauten, das wirre Durcheinander der verschiedenen Linien, Konturen und Silhouetten.

Zum Schlusse seien noch einige andere Plätze in Dresden's Weichbild, die einen ganz ähnlichen Anblick wie Alt-Striesen gewähren, erwähnt: Alt-Trachau und Alt-Mickten. Ein wahres Idyll stellt auch der Dorfplatz von Alt-Löbtau dar, der sich dicht hinter der Sriedenskirche der Vorstadt Löbtau befindet und sein ursprüngliches Aussehen ziemlich unverfehrt gewahrt hat. Um diese Zeugen älterer Bauweise



Abbildung 7 Blick von der Holbeinstraße auf Alt-Striesen

und Kultur tobt das Branden und Brausen großstädtischer Entwicklung, und der Wanderer wird ihre Spur vielleicht schon in einem Dezennium nicht mehr finden. Darum sollte man nicht versäumen, solche Stätten heimischer Bauweise einmal zu besuchen, ehe sie von der Bildfläche verschwunden sind. Man betrachtet diese beschaulichen Plätze in stiller Andacht und verläßt sie nicht, ohne einen leisen Schauer von Wehmut zu empfinden.

Die Aufbarmachung der sogenannten guten Stube zu Wohnzwecken durch Anordnung einer Bettnische

(Von Dipl.-Ing. E. Schlunck, Architekt, Ulm a. Donau)

Es ist eine unumstößliche Tatsache, daß auch in der kleinsten Wohnung, die nur aus Stube, Kammer und Küche besteht, eine sogenannte gute Stube anzutreffen ist, d. h. ein geheiligter Raum, der nun auf keinen Fall irgendwie zu Wohnzwecken benutzt wird; wohnen tut man in der Küche und schlafen in der Kammer, und nur wenn mal Besuch kommt, so führt man diesen in die gute Stube. Die gute Stube ist also einzig und allein für den Besuch da, höchstens wird noch einmal

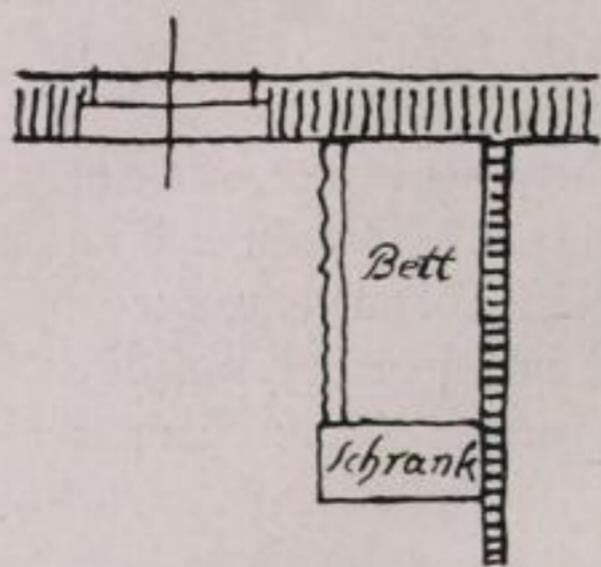


Abbildung 1

darin Wäsche aufgehängt oder ein Fahrrad aufgestellt, für das man sonst keinen anderen Unterstellplatz findet. Und dabei schlafen in der engen Kammer Vater, Mutter und Kinder in beängstigender Enge beieinander. Sollte es da nicht möglich sein, wenigstens ein Bett aus der Kammer fortzunehmen und in der guten Stube unterzubringen, ohne jedoch deren geheiligten Zweck als Empfangsraum irgendwie dadurch zu beeinträchtigen?

Ich bringe zunächst in Abbildung 1–3 einen Vorschlag, wie es wohl möglich ist, ohne besonderen Kostenaufwand im Zimmer ein Bett unterzubringen, ohne daß dasselbe störend auffällt. Das Bett hat in einer Ecke des Zimmers Aufstellung gefunden, am Fußende desselben ist ein Schrank aufgestellt, von

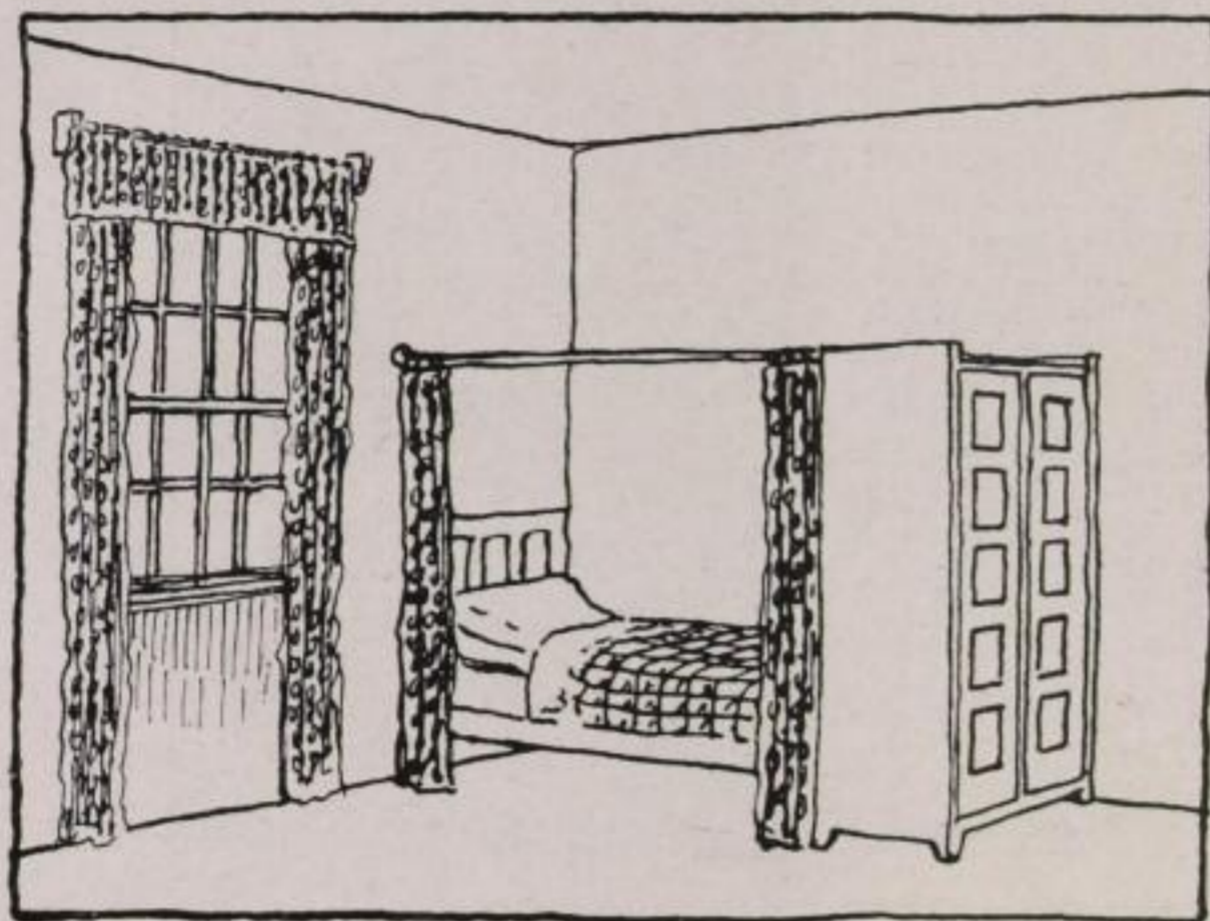


Abbildung 2

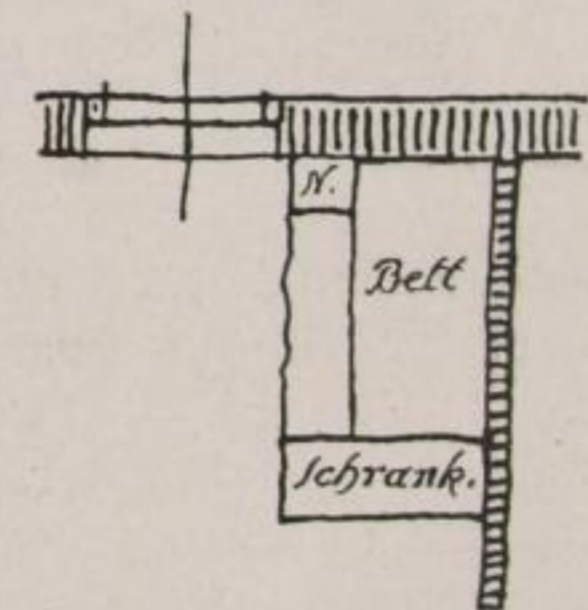


Abbildung 4

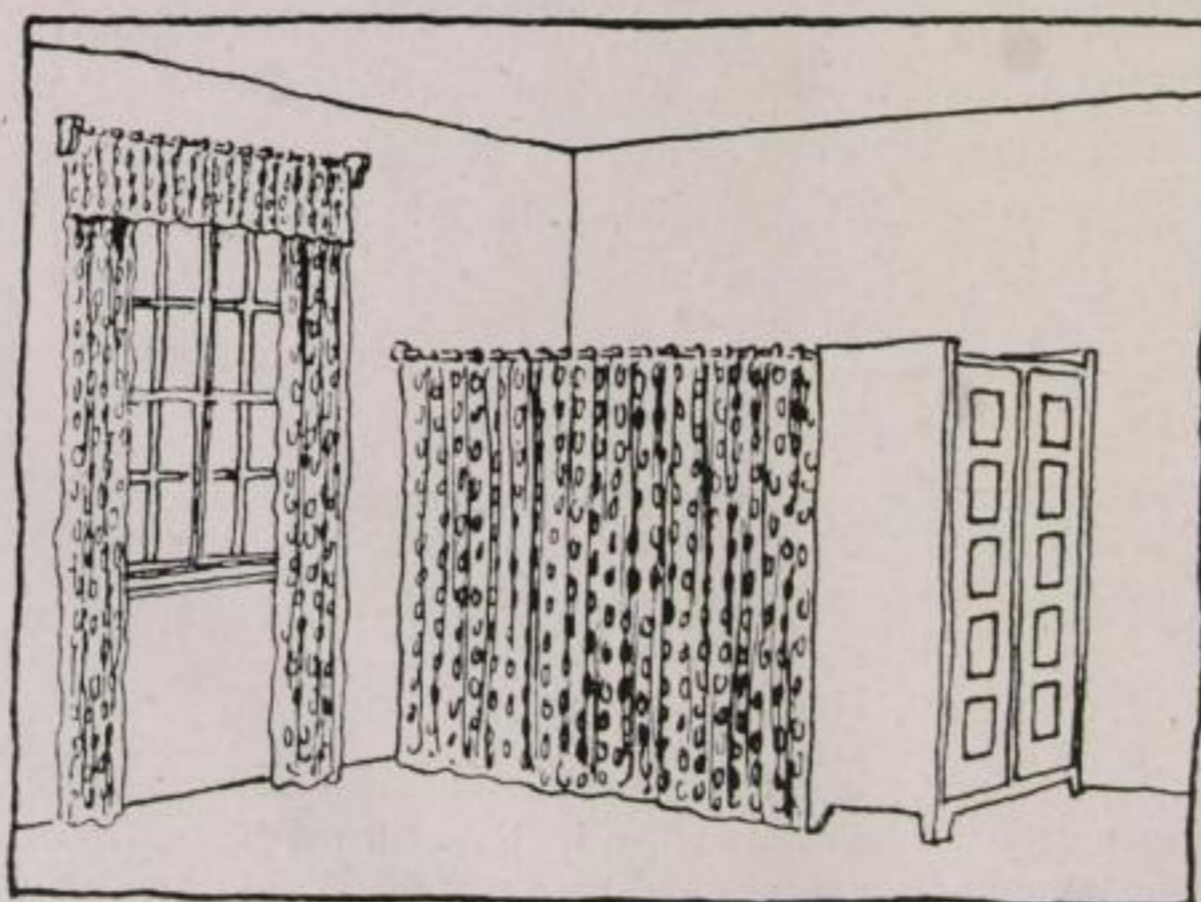


Abbildung 3

dessen oberen Rand aus eine Messing- oder Eisenstange zur gegenüberliegenden Wand geführt ist, an der sich, mit Ringen befestigt, ein netter, bunter Vorhang zum Sichen anbringen läßt, der das Bett tagsüber den Blicken eines eventuellen Besuches entzieht. Auf diese Weise ist es möglich, gut im Zimmer ein Bett unterzubringen und somit die sogenannte gute Stube zu Schlafzwecken nutzbar zu machen.

Abbildung 4 und 5 zeigen dann noch, wie es möglich ist, die Nische, die durch den Schrank gebildet wird, noch soweit zu vergrößern, um noch ein Nachtschränkchen oder einen kleinen Waschtisch in ihr unterzubringen. Diese Art der Bettunterbringung eignet sich natürlich auch für die sogenannten möblierten Zimmer, die aber-

mietet sind. Dadurch, daß das Bett tagsüber verborgen ist, wird sich das Zimmer bedeutend wohlicher ausnehmen.

Durch diese Anordnung des Bettes bin ich auf die Idee gekommen, daß es in vielen Fällen sich als sehr praktisch empfiehlt, wenn der Architekt beim Bau von Kleinwohnungen im Wohnzimmer eine Bett-nische mit anordnet; ich bringe daher in den Abbildungen 6-10 einige Vorschläge für die Anordnung einer solchen Bett-nische. Man hatte ja schon früher verschiedentlich Bett-nischen und Schrankbetten; die Idee an sich ist also nichts neues, nur besteht zwischen den von mir angeordneten Bett-nischen und den früher gebräuchlichen der wesentliche Unterschied, daß diese unhygienisch waren, da sie nicht genügende Lüftung des Bettes ermöglichten und der Luft und Sonne keinen genügenden Einlaß gewährten. Die von mir angeordneten Bett-nischen haben aber, wie aus den Grundriss-Skizzen zu ersehen ist, eine eigene direkte Lüftung und Beleuchtung, vom Wohnzimmer sind sie durch einen Vorhang, besser aber durch eine Klapptüre getrennt; tagsüber bleibt dieselbe nach dem Wohnzimmer geschlossen, während das Fenster der Bett-nische

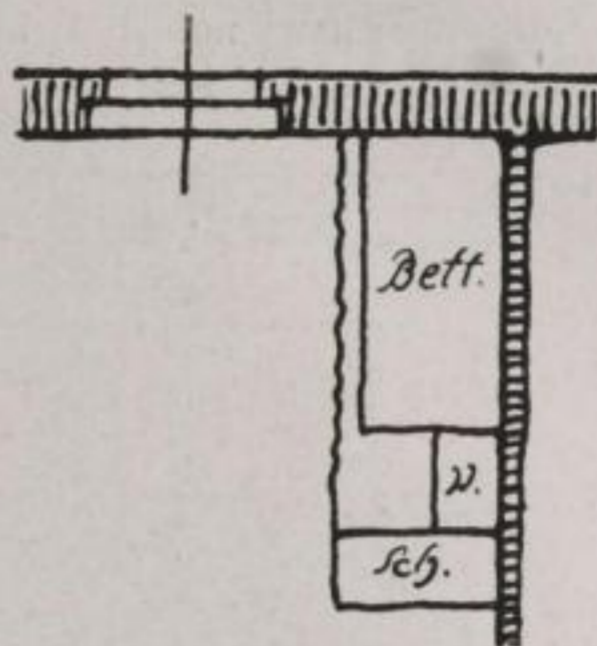


Abbildung 5

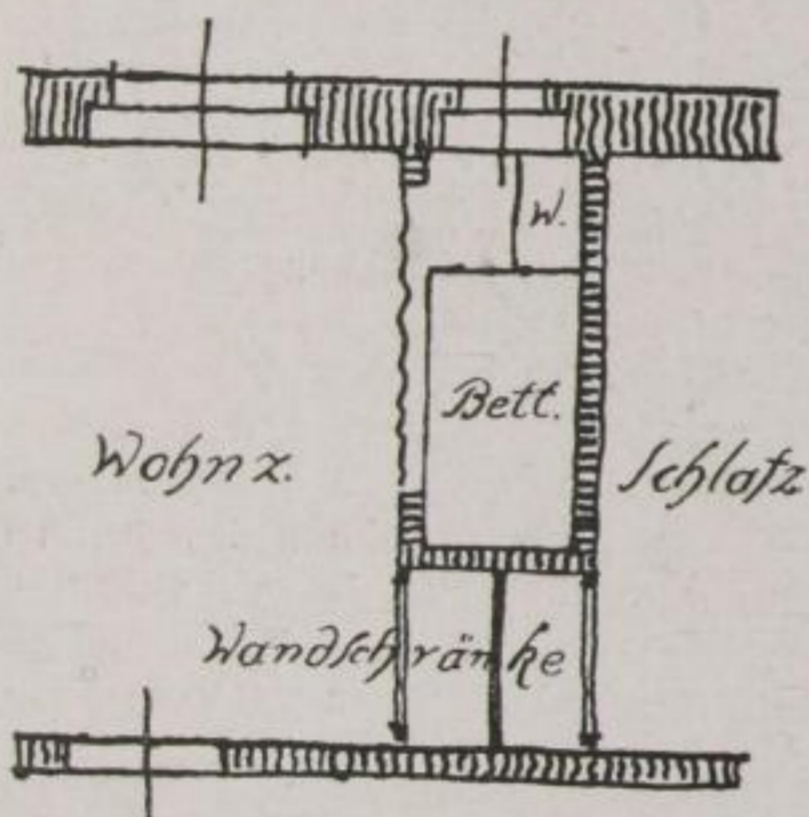


Abbildung 6

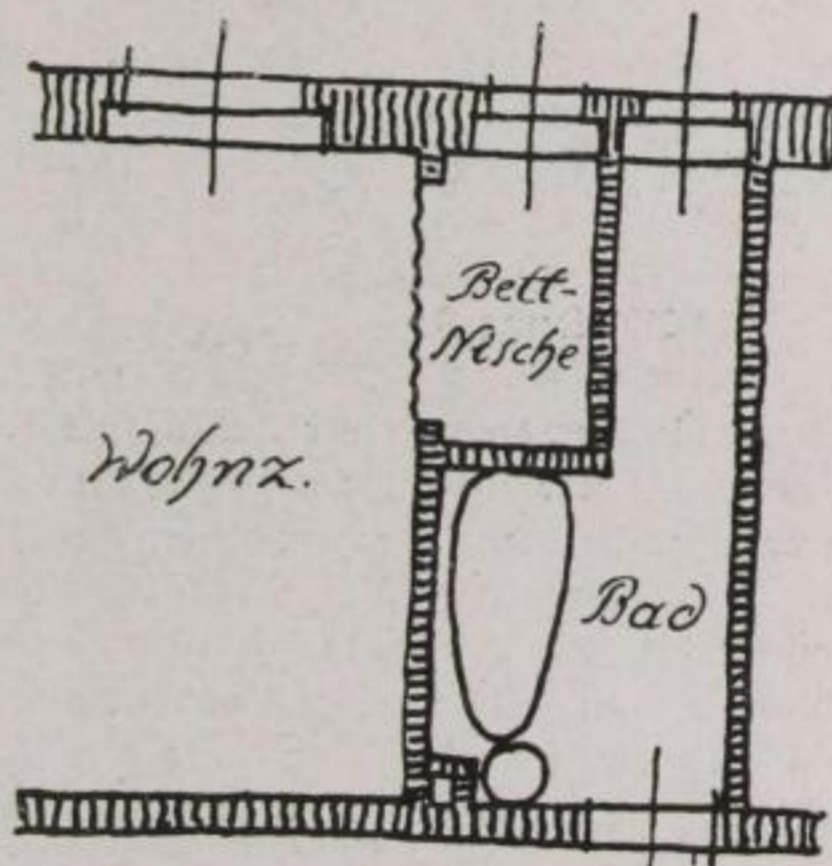


Abbildung 7

weit geöffnet wird, um Luft und Sonne hereinzulassen. Nachts über wird die Tür ganz geöffnet, sodaß dem Schlafenden nicht nur der beschränkte Luftraum der Bett-nische, sondern noch der des ganzen anschließenden Zimmers zur Verfügung steht. Das Wohnzimmer kann also hierbei vollkommen den Charakter des guten Zimmers behalten, dient aber des Nachts als Schlafzimmer. Daß sich die Anordnung einer solchen Bett-nische leicht beim Projektieren eines Grundrisses bewerkstelligen läßt, geht aus beigefügten Ideen-Skizzen ja deutlich hervor. In Abbildung 6 liegt die Bett-nische zwischen Wohn- und Schlafzimmer; da die Bett-nische nicht die ganze Zimmer-tiefe beansprucht, ist der restliche Teil zum Einbau von 2 Wandschränken benutzt worden. Abbildung 7 zeigt die Bett-nische in das Badezimmer eingeschoben, ohne jedoch das Badezimmer dadurch besonders ungünstig zu gestalten. In den weiteren Abbildungen 8-10 liegt die Bett-nische an der Außenseite und kommt eine solche Lösung natürlich nur für freistehende Gebäude in Betracht; da die Nische wiederum nicht die ganze Zimmerbreite ausfüllt, verbleibt noch ein Teil Wohnfläche übrig, die entweder als Erker, als Veranda, oder falls die Küche angrenzt, als Speisekammer ausgebaut werden kann. Es sind dies natürlich nur Ideenskizzen, bei der Gestaltung einzelner Grundrisse werden sich noch die verschiedenartigsten Anordnungen der Bett-nische finden lassen.

Aber nicht allein im Kleinwohnungsbau würde sich die Anordnung einer solchen Bett-nische empfehlen, sondern auch überall da, wo beschränkte Wohnverhältnisse vorliegen, also zunächst schon wie vorher gesehen, für möblierte Zimmer, dann aber auch für Wohnungen des Mittelstandes. Einmal kann auf diese Weise für einen erwachsenen Sohn oder eine erwachsene Tochter ohne großen Mehraufwand bebauter Fläche im Grundriß ein besonderes Schlafzimmer geschaffen werden, auch kann natürlich eine solche Bett-nische gut ein besonderes Fremdenzimmer ersetzen.

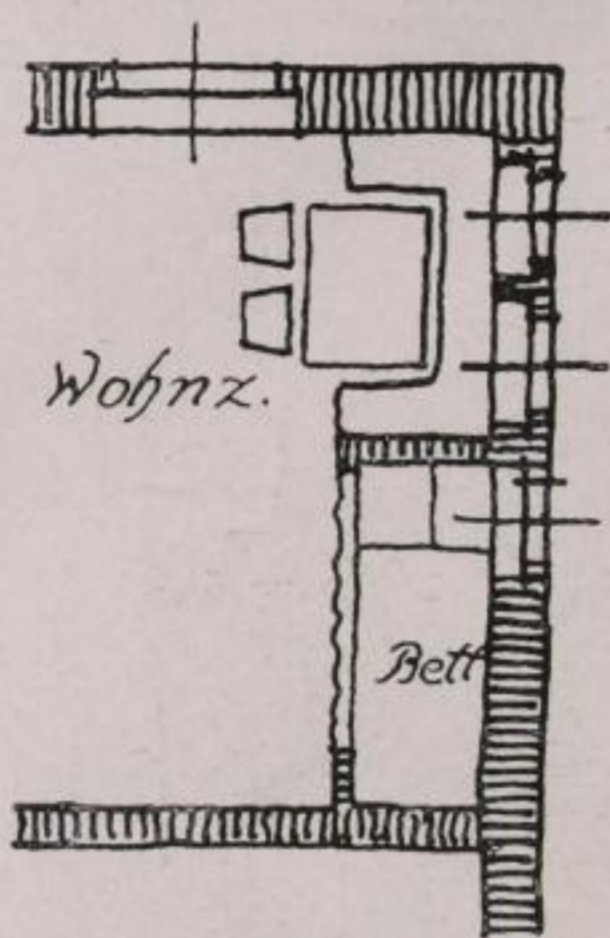


Abbildung 8

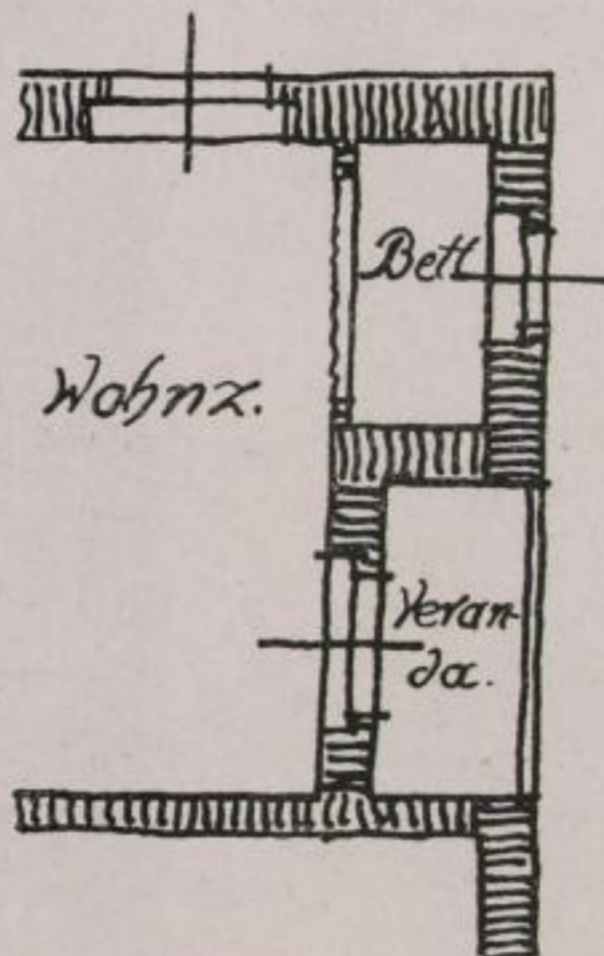


Abbildung 9

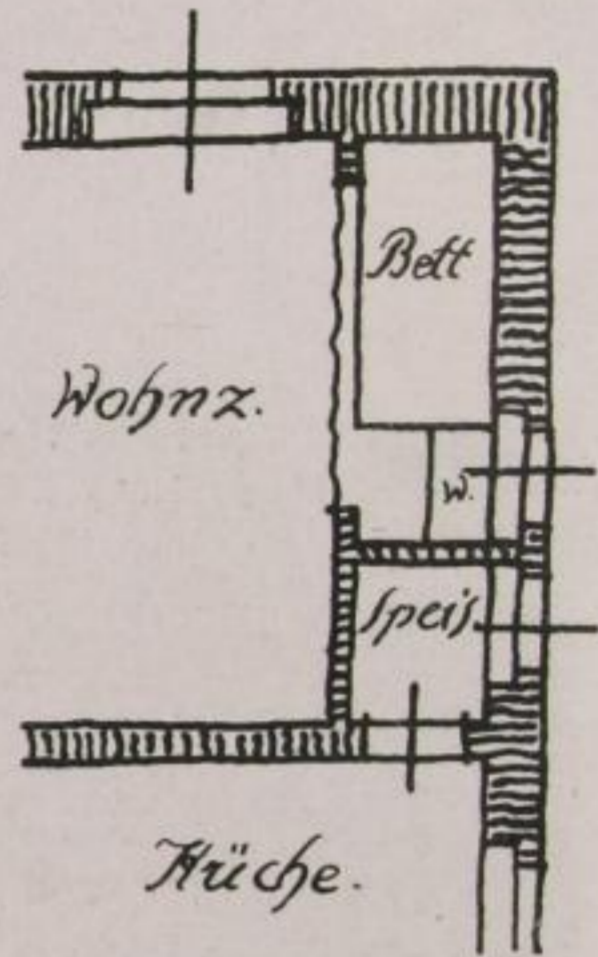


Abbildung 10

Die Anordnung einer Bett-nische bietet also bei der Gestaltung der verschiedensten Wohnhausbauten eine Möglichkeit zur vollsten Ausnutzung der bebauten Fläche. Vor allen Dingen aber möge sie dazu beitragen, die sogenannte gute Stube mehr zu Wohnzwecken nutzbar zu machen.

Es würde mich freuen, wenn sich durch eine an meine Ausführungen anschließende Diskussion die Idee der Bett-nische noch weiter ausgestalten ließe. Nach Beendigung des Krieges wird jedenfalls eine erhöhte Bautätigkeit auf dem Gebiete des Kleinwohnungsbauens einsetzen müssen, und erscheint es mir daher angebracht, die Frage der günstigsten Grundrißlösung schon jetzt nach allen Seiten hin zu erörtern.

Unsere Hecken und ihre Bedeutung für die Vogelwelt

Von Rudolf Zimmermann, 3. St. im Selde

Mit 1 Abbildung nach einer Aufnahme des Verfassers

Alle jene Genossenschaften strauchartiger Pflanzen und halbhoher Holzgewächse, die außerhalb des eigentlichen Waldes bald einzeln, bald zusammenhängend an den Säumen der Wälder und Gehölze, an Tal- und Ackerrändern, an sonnigen Abhängen und steinigen Selsen, in auflässigen Steinbrüchen, an Sohl- und Seldwegen und an anderen, meist unfruchtbaren Plätzen sich finden, faßt man ebenso wie jene von Menschenhand angelegten, in der Regel die Gärten umgebenden lebenden Säune unter dem Namen Hecken zusammen. Letztere, die heute leider mehr und mehr von den unschönen, modernen Latten- und Drahtzäunen verdrängt werden, haben besonders in Norddeutschland ihre größte Ausbildung erfahren; unter der allbekannten Bezeichnung „Knicks“ säumen sie dort nicht nur die Gärten, sondern ganze Anwesen einschließlich der Selder und Wiesen. Dabei sind sie für das Landschaftsbild so bestimmend geworden, daß ihr Verschwinden, das leider an vielen Orten schon eingesezt hat, einen gar nicht wieder zu ersetzenden Verlust

bedeuten würde. Aber auch den natürlichen Hecken kommt eine ähnlich hohe Bedeutung für das Charakterbild einer Landschaft zu. Räumlich zwar fast immer beschränkt und nie so beherrschend wie Wälder und Gehölze, Wiesen und Selder, bilden sie, gewissermaßen als das vermittelnde Glied zwischen Wald und freiem Feld einen ebenso hohen Schmuck der Landschaft wie der schattenspendende Wald, das fruchttragende Feld oder die von bunten Blumen bestandene Wiese. Besonders in Gegenden, wo der Wald zurücktritt und der Boden in ausgedehntem Maße von der Landwirtschaft in Kultur genommen worden ist, wirkt eine Hecke, selbst wenn sie noch so klein ist und nur aus ein paar armseligen Dornbüschen besteht, überaus belebend und unterbricht in einer dem Auge wohltuenden Weise die sonst ermüdende Einförmigkeit des Landschaftsbildes.

Der hohen landschaftlichen Bedeutung der Hecken entspricht auch ihre Bedeutung im Haushalt der Natur. Sie geben einer großen Anzahl von Tieren, unter denen die insektenfressenden, für das Wohlergehen unserer Kulturen so wichtigen Kleinvögel wohl die erste Stelle



Raupen des mittleren Nachtpfauenauges an Pfingstrosenstauden

einnehmen, Schutz, Wohnung und Nahrung. In den weiten, von Wäldern und Gehölzen kaum einmal unterbrochenen, ja vielleicht nicht einmal mehr von Baumgruppen oder einzelnen Bäumen bestandenen landwirtschaftlichen Kulturländereien sind es ausschließlich die hier und da noch einen Weg säumenden oder an einem Ackerrand stehenden Hecken, die der Vogelwelt einen schützenden Unterschlupf bieten, wenn eine Gefahr droht. Sie bewahren die Kleinvögel vor den Sängen des über den Seldern kreisenden Raubvogels oder vor den scharfen Krallen und Zähnen beutelüsternen Saarraubzeuges. Und ebenso gewähren sie ihnen diesen Unterschlupf zur Nachtzeit oder bei heftigen Stürmen und Wettern und schützen sie ganz besonders vor den so verhängnisvollen Solgen der eisigen Schneestürme, die im Winter über das Land hinziehen und unter deren Wirkungen so manche fröhliche Vogelkehle für immer verstummt. Aber auch Wohnungen bieten die Hecken vielen unserer Vögel; die Zahl derjenigen Arten, die in ihrem dichten Pflanzengewirr willkommene und vor Seinden geschützte Nistgelegenheiten finden, ist recht ansehnlich und umfaßt beinahe ausschließlich nur solche Vögel, die ausgesprochen nützlich sind. Kein künstliches Nistgehölz vermag die natürlichen, sich überall regellos in die Landschaft einfügenden Hecken zu ersetzen. Die

Vogelschutzbestrebungen sollten sich m. E. in erster Linie auf die Erhaltung und Vermehrung der natürlichen Hecken richten und der Anlage künstlicher Nistgehölze sich erst zuwenden, wo die natürlichen Hecken spärlicher geworden oder gänzlich verschwunden sind. Endlich bieten die Hecken den Vögeln auch nicht zu unterschätzende Nahrungsquellen in allerlei Beeren und Sämereien der sie zusammensetzenden Pflanzen sowie in der Kleintierwelt, die in ihnen zuhause ist. Selbst im Winter findet sich noch immer ein reichgedeckter Tisch.

Ein großer Teil der Menschen freilich ist den Hecken nicht besonders zugetan. Namentlich die landwirtschaftlichen Kreise erblicken in ihnen höchst überflüssige Dinge und wollen sie ausgerottet wissen, weil die Hecken angeblich den einträglicheren Kulturgewächsen den Platz wegnehmen und einen zahlenmäßig nachweisbaren Gewinn nicht abwerfen. Dabei aber denkt niemand daran, daß die Hecken fast immer an Stellen stehen, die für die Kultur von Nutzpflanzen überhaupt nicht in Frage kommen und daß sie auch dort, wo sie ja einmal Kulturland einnehmen sollten, bei ihrer räumlich beschränkten Ausdehnung doch nur ganz unbedeutende Strecken Landes der Kultur entziehen, und daß der geringe, höchstens nach Pfennigen wertende Gewinnausfall, den sie dadurch bedingen, reichlich wieder aufgewogen wird durch ihren größeren indirekten, allerdings nicht in Ziffern ausdrückbaren Nutzen. Ein anderer Einwurf, der gegen die Hecken erhoben wird, ist der, daß sie Brutstätten für Ungeziefer, Nährböden für Insektenschädlinge seien und daß von ihnen aus die Ausbreitung dieser Schädlinge auch auf die Kulturpflanzen erfolge. Diejenigen, die dies behaupten, vergessen aber, daß eine bestimmte Tierart nur selten einmal Allesfresser ist, daß vielmehr die meisten unserer Insekten immer nur auf einen kleinen Kreis von Futterpflanzen angewiesen sind, und daß von den Arten, die von unsern Heckenpflanzen leben, nur ganz verschwindend wenige auch einmal Nutzpflanzen schädigen. Widerlegt also schon diese eine Tatsache jene Behauptung, so steht im Gegensatz zu ihr auch die hundertfach gemachte Erfahrung, daß Hecken in Gegenden mit einem noch reichen Vogelleben stets auffallend insektenarm sind. Die sie bevölkernde Vogelwelt läßt einen Überfluß an Insekten gar nicht aufkommen. Ich habe in den letzten Jahren meine Aufmerksamkeit in ganz besonders hohem Maße gerade diesen Verhältnissen zugewandt und dabei die vorerwähnte von so vielen schon gemachte Erfahrung immer wieder von neuem bestätigt gefunden. Sollten ja einmal durch Umstände irgend welcher Art in einer Hecke Insekten besonders zahlreich aufkommen, so finden sie rasch in den die Hecke besuchenden Vögeln ihre Vertilger. Wie gründlich diese dabei verfahren, lehrte mich eine Beobachtung, die ich vor einigen Jahren gelegentlich einer Studienreise in der jetzt so viel genannten rumänischen Dobrudscha machte. Ich fand dort in einem kleinen schütterten Bestand halbhoher Eichen, in denen in großer Menge jene in unsern Gärten unter dem Namen Pfingstrosen angepflanzten, leuchtend rot blühenden Staudengewächse wild wuchsen, diese über und über mit den Raupen des mittleren Nachtpfauenauges bedeckt. Gleichzeitig zeigte sich in dem Bestand ein kleiner Slug Rosenstare, und als ich zwei Tage später den Bestand nochmals aufsuchte, um einen Teil der Raupen für einen Bekannten in der Heimat zu sammeln, war von den Tausenden, die an den Stauden fraßen, wie es die hier beigegebene, von mir gemachte Aufnahme zeigt, trotz des angestrengtesten Suchens auch nicht eine mehr zu finden: sie waren bis auf die letzte eine Beute der Rosenstare geworden, die als Insekten- und vor allem auch als Heuschreckenvertilger so sehr geschätzt werden und daher auch in dem vogelschützerisch rückständigen Rumänien unter gesetzlichem Schutz stehen.

Die gegen die Hecken vorgebrachten Einwände lassen sich also durchaus nicht aufrechterhalten. Ihrer hohen landschaftlichen Bedeutung entspricht auch der Nutzen, den sie durch ihren günstigen Einfluß auf die Entwicklung eines reichen Vogellebens ausüben. Und daher ist es nur zu wünschen, daß die Vorurteile gegen die Hecken immer mehr schwinden möchten und die Anerkennung auch ihrer Daseinsberechtigung wieder allgemeiner würde.

Der Lindenpöhl bei Thossfeld im Vogtlande

Von B. Stöckel, Jocketa

Im Südwesten unseres Sachsenlandes ist die Bezeichnung „Pöhl“ für eine mit Bäumen bewachsene hügelige Stelle sehr gebräuchlich. Die Pöhle tragen teilweise den Namen des bäuerlichen Besitzers, z. B. Trögels Pöhl, oft gehören sie aber zum Rittergut des Ortes und haben dann eine allgemeinere Benennung. Nicht selten kommt der Name Lindenpöhl (mundartlich Büöhl) vor.

Auch zum Rittergut Thossfeld b. Treuen, das im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts im Besitze der Familien Opitz-Treuen und Schönherr-Chemnitz (Erfinder des mechanischen Webstuhles) war, gehört ein „Lindenpöhl“, dem die Bedeutung eines Naturdenkmals zukommen



Der Lindenpöhl bei Thossfeld im Vogtlande

dürfte. Es ist ein ungefähr 80×40 Meter großer unregelmäßiger Platz, der mit deutschen Bäumen (Eichen und Linden) besetzt ist und weithin ins Auge fällt. Unser Bild läßt im Vordergrund eine Gruppe von vier zusammenstehenden Linden erkennen; weiter zurückstehende sechs ähnliche Gruppen kommen nicht zur Darstellung. Diese Lindengruppen sind entschieden den Wurzeln ihrer Vorgänger entsprossen, die jedenfalls Jahrhunderte alt waren. Die Eichen dagegen stehen einzeln (auf dem Bilde links). Sie scheinen sich mit dem felsigen Untergrunde besser abzufinden als einige nachgepflanzte junge Linden, ob sie auch einzelne dürre Äste zeigen.

Unter hohen Eichen und Linden hielten sowohl unsere germanischen, als auch slavischen früheren Bewohner ihre Versammlungen, Gerichtstage und gottesdienstlichen Handlungen ab. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß unser Lindenpöhl ähnlichen Zusammenkünften gedient hat. Er liegt in der Mitte zwischen 7 Ortschaften (Alten- und Neuensalz, Gansgrün, Gospersgrün, Vogtsgrün, Thossfeld und Sobes), die den Kirchsprengel Altensalz bilden, und an seiner Stelle sollte einer Ueberlieferung zufolge bei Einführung des Christentums das Kirchlein der Gegend errichtet

werden. Aber der Böse soll seine Hand im Spiele gehabt und das Bauholz immer wieder nach Altenfals gebracht haben, welcher Ort schon damals von dem kostbaren Salzwasser seinen Namen erhalten hatte. — Wir geben uns der Hoffnung hin, daß auch der jetzige Besitzer des Rittergutes Thosfell und des Lindenpöhlz diesen als eine für die ganze Gegend beachtenswerte Stätte schätzen und schützen wird.

Heimatschutz und höhere Schule

Von Friedrich A. Lohmann, Oberlöfznik

Ein Erlebnis als Einleitung: Anfang Dezember machten wir, die hochwohlwöbliche Quinta des Realgymnasiums zu R. und ich, einen Stadtbummel durch Dresden. Zuerst ging es in die Verkaufsstelle des Heimatschutzes, in der natürlich noch keiner gewesen war. In zwei Abteilungen — die andere schlug indessen im steinernen Hausgewölbe draußen ungebührlichen Krach — betrachteten wir die kleinen Wunderwerke heimischen Kunstfleißes. Und obwohl die Jungen gerade in dem gefährlichen Alter waren, das auf die Spielsachen der Jüngeren erhaben herabsieht und für die eigentliche Kunst noch kein Verständnis hat, erweckte doch das Meiste Beifall und kindliche Freude. Einige Tatmenschen versahen sich sogar gleich mit gerade fälligen Geburtstagsgeschenken, und wie es sich später herausstellte, waren auch einige mit ihren Eltern wiedergekommen und hatten Weihnachtseinkäufe bewirkt.

Wir glauben doch alle an den Satz, daß der Jugend die Zukunft gehöre, also muß auch die Heimatschutzbewegung in ganz anderem Maße als bisher sich der jugendlichen Begeisterung und des jugendlichen Verständnisses bemächtigen, insbesondere gerade in den Kreisen der höheren Schulen. Nicht als ob diese einen Vorzug verdienten, beileibe nicht; aber zweifellos haben wir hier eine besonders kaufkräftige Elternschaft, die unseren realen Hintergrund festigen helfen kann, und vor allem: hier werden die Männer herangebildet, die später einmal den Bestrebungen des Heimatschutzes höchst förderlich oder — gleichgültig oder feindselig gegenüberstehen können: Die Geistlichen und Oberlehrer, die Verwaltungsbeamten, Architekten und Ingenieure.

Die künstlerische Ausbildung an unseren höheren Schulen liegt noch sehr im argen. Praktische Bemühungen, sie zu bessern, sind bisher so wenig durchgedrungen, wie die Sonne durch den vergangenen Winter. Darum auch die geringe Teilnahme an künstlerischen Veranstaltungen: in Theater, Konzertsaal, Vortragsabenden, Museen. Überall eine verschwindende Anzahl von Akademikern, wo es doch von ihnen, der geistigen Elite des Volkes, wimmeln müßte. Bei Wüllner z. B. im vorigen Winter waren meine zehn Primaner fast weiße Raben, während die entsprechenden Mädchenpensionate natürlich reihenweise angetreten waren.

Fruchtbare Keime neuen Lebens birgt der neue Zeichenunterricht in sich, der wohl überall siegreichen Einzug gehalten hat. Aber ebenso könnte der Heimatschutz Beachtung und Würdigung finden im Deutschen, in Geschichte und Erdkunde, in allen Naturwissenschaften. Also an der Möglichkeit einer Förderung und eines wirksamen Zusammenarbeitens fehlt es durchaus nicht, und hierfür einige praktische Vorschläge zu machen, ist der eigentliche Zweck dieser Zeilen.

Erstens müßte der Heimatschutz mit Hilfe des Kultusministeriums die Mitgliedschaft aller höheren Schulen^{*)}, d. h. den regelmäßigen Bezug der Zeitschrift zu erlangen suchen. Hier könnte sogar etwas Zwang nichts schaden, gegenüber Gleichgültigen oder Ablehnenden; der gediegene Inhalt der Zeitung würde sehr bald von allein Anklang finden. Auf ministerielle Empfehlung hin kaufte unsere Schule zum Beispiel das wundervolle farbenphotographische Werk über Sachsen; wieviel eher würde man den geringen jährlichen Mitgliedsbeitrag aufbringen! Natürlich sollte die Zeitschrift nicht nur der Lehrerschaft zur Verfügung stehen oder gar in einer wohlverschlossenen Bücherei verschwinden, sondern in die Schülerbücherei wandern; wir haben unter der Jugend schon reichlich viel Freunde, z. B. unter den Wandervögeln, die mit Genuß und Gewinn den ständigen Anregungen folgen würden.

^{*)} Es gibt in Sachsen etwa hundert höhere Schulen einschließlich der Seminare.

Zweitens die Gegenleistung der Schule: Jede Anstalt müßte eine Art Vertrauensmann stellen, einen Mann von Begeisterung, der die Pflege und Förderung der Heimatschutzgedanken unter Amtsgenossen und Schülern sich zur besonderen Aufgabe machte. Vor allem praktische Arbeit gelte es zu treiben; Ausstellungen von Bildern, Vorträge, Hinweise auf praktische Sälle in der Umgebung der Schule, schließlich als Krönung alljährlich ein Besuch des Dresdner Volkshundlichen Museums, der Verkaufsstellen des Heimatschutzes oder ähnlicher Veranstaltungen.

Das bedingt natürlich eine lebhaftere Unterstützung von seiten des Vereins. Anregungen durch Wort und Bild — wie gern hätte man die schönen Bilder aus der Zeitschrift in losen Blättern, um sie für die Schüler ausstellen zu können, — auch eine einfache Reklame der Verkaufsstelle wäre erwünscht, damit die leichtvergeßliche Jugend wieder einmal daran erinnert werden könnte. Noch schöner wären ja Vorträge unserer Führer selbst; da sich aber dieser schöne Traum kaum wird verwirklichen lassen, kann man uns nicht mit gedruckten Vorträgen zu Hilfe kommen? — die Lehrerschaft hat ja so viel Verpflichtungen und Beschäftigungen aller Art, daß sich ein umfassendes selbständiges Arbeiten nur bei ganz wenigen Freunden unserer Sache ermöglichen läßt.

Vor allem Lichtbilder, Diapositive. Das wäre der einzige kostspielige Vorschlag, aber das hierin angelegte, immer noch bescheidene Kapital von einigen hundert Mark würde überreiche Zinsen tragen. Es ist ja ganz klar, daß die Lichtbildkünstler ihre oft mühsam gewonnenen Diapositive nicht aus der Hand geben oder jedermann zur Verfügung stellen. Deshalb muß der Verein einige Stammreihen von Bildern, besonders von eindringlichen Beispielen und Gegenbeispielen sich anlegen und hinaus schicken zu wirksamer Werbearbeit. Wohl alle höheren Schulen haben jetzt einen Projektionsapparat, der ein- oder zweimal im Jahre für diesen Zweck in Bewegung gesetzt werden könnte.

Sür eine der wichtigsten Aufgaben, die Bekämpfung des Schundes, der Hausgreuel usw. ist die Schule das gegebene Arbeitsfeld. Hier kann man bei den Schülern sogar Heiterkeitserfolge erzielen, so ernst die Sache eigentlich auch ist — und worüber Jungen einmal in der Schule herzlich gelacht haben, das pflegen sie ihr Leben lang nicht zu vergessen. Hierzu ist aber Anschauungsmaterial unerläßlich — Wanderausstellungen! Aber auch schon aus den illustrierten Anzeigen von Firmen ließe sich billig etwas Lehrreiches schaffen.

Genug der Wünsche, es könnte zu viel werden fürs erste, und es war doch gerade meine Absicht, auf eine Arbeit hinzuweisen, die ohne wesentliche Schwierigkeiten und Kosten selbst schon jetzt während der Kriegszeit in Angriff genommen werden könnte.

Erinnerungsstücke an die Jahrhundertfeiern der Reformation in unseren Dorfkirchen

Von Architekt Richard Bauer, Leipzig

Die 400 jährige Wiederkehr des Reformationstages in diesem Jahre gibt Anlaß, daß trotz des Weltkrieges man sich rüstet, sie würdig und ernst zu begehen.

In den Städten Stuttgart, Coburg, Leipzig und Erfurt plant man Ausstellungen, bei denen nicht allein ein rückschauender Überblick, sondern auch ein erzieherischer Zweck beabsichtigt wird, wie aus dem Werbeschreiben hervorgeht.

Absicht dieser Zeilen ist, im Sinne unserer Heimatschutzbestrebungen einmal den Blick auf unsere Dorfkirchen zu richten.

Was hatte man in früherer Zeit bei den Jahrhundertgedenktagen hierfür getan? Sind besonders Bauten, Ausstattungsgegenstände aus diesem Anlaß etwa entstanden oder gestiftet worden?

Welche Kulturwerte haben sie gezeitigt?

Kann man jetzt ähnliches damit verknüpfen, was zugleich eine bleibende Erinnerung an die gegenwärtige schwere Zeit wach halten soll?

Durch Zufall kam ich am letzten Reformationstage in eine entlegene sächsische Dorfkirche, Prießnitz bei Borna und war überrascht über deren einheitliche Ausstattung, die sie sich 3 Jahrhunderte hindurch bewahrt hat. Keine rationalistische Purifikation, keine kalt getünchten Wände, keine knallblauen Kreuzgewölbe mit obligaten Goldsternen.

Sicher damals schon erneuerungsbefähigt, wurde sie aus Anlaß der bevorstehenden Jahrhundertfeier der Reformation von ihrem verdienstvollen Kirchenpatron, einem Hans von Einsiedel, bereits 1616 durch einen entsprechenden Umbau in Form eines griechischen Kreuzes dem Bedürfnis als Predigtkirche näher gebracht.

Dabei ist sie auch durch seine Kunstneigung, mit tieferem Sinn, Herz und Gemüt, weiter und zwar reicher ausgestattet worden, als andere Dorfkirchen. Man kann sie jetzt als ein kleines Heimatmuseum kirchlicher Nebenkunst bezeichnen, auf das die Gemeinde mit Recht stolz sein kann.

Eine alte schlichte Holztafel im Chor erzählt von den Gebern und ihren Einlagen in den Opferstock zur Erneuerung des Kirchleins.

Es vermittelt noch heute der Dorfgemeinde jenen bedeutungsvollen Zeitabschnitt im künstlerisch und religiösen Sinne jener Zeit und hat auch nach dieser Richtung hin erzieherisch gewirkt.

Noch während des Baues starb die edle Gattin des Stifters, eine Anna von Schleinitz, der gute Engel aller Bedürftigen und Kranken des Dorfes. So wurde dieser besondere, auch für die Gemeinde schmerzlich empfundene Trauerfall Anlaß zu einer vertieften Betätigung im Sinne kirchlicher Nebenkunst für das kleine Gotteshaus selbst.

Außer einem neuen Flügelaltar, einer Kanzel und einem Taufstein in reicher, einheitlicher, von Pegauer Tischlern gefertigten Holzarchitektur mit reichem Bilderschmuck, ließ der Patronatsherr über die Gruft seiner Gattin einen baldachinartigen, farbigen Holzaufbau als Epitaphium errichten. 1840 wegen Platzmangel zwar entfernt, sind seine Bilder aber — dank der Fürsorge der kgl. Kommission zur Erhaltung der Kunstdenkmäler — gereinigt und gesichert worden. Sie sind günstig an den geschützten Innenwänden aufgehängt, so daß sich jeder Besucher an ihnen erfreuen und erbauen kann.

Diese, die Gattenliebe in prächtig künstlerischer Weise feiernden Arbeiten führen uns einen wenig bekannten Künstler zu, schrieb Dr. Steche im Heft 15 S. 97 der Beschreibenden Darstellung von Bau- und Kunstdenkmälern im Königreich Sachsen.

Weiter brachte der ideale, gleich seinem Vorfahren Hildebrand von Einsiedel, Luthers Werk sehr zugetane Patronatsherr 9 lebensgroße Vollbilder und 24 Brustbilder berühmter, um die Reformation verdienter Männer und Theologen nach und nach zusammen, 1300 Sl. dafür aufwendend. Sie sind einheitlich zum Schmuck der Wandflächen in der Kirche aufgehängt, alle noch an ihrem alten Platze. Die besten, auch gereinigt und erneuert, zeigen Georg Fürst von Anhalt, Bischof von Merseburg, Luther, Melancthon, Mirus, Mylius, den Hofprediger Hoe von

Hohnegg usw., sämtlich auf Holztafeln gemalt, sowie Lukas Cranach d. Ältere im 81. Lebensjahre; erstere scheinen von einer Hand zu sein.

Während die Brustbilder je 12 zu einer Wandvertäfelung zusammengeschlossen sind, uns die 4 ersten Leipziger Superintendenten zeigen, Pfeffinger, Selneker, Vincenz Schmuck, Weinreich, von dem Maler Johann de Perre, der die nämlichen Vollbilder zugleich für die Thomaskirche schuf, dürften die anderen, außer Jonas, Bugenhagen, von fremder Hand entstanden sein.

Jener Maler, als Kind mit seinem Vater Nicolas de Perre vor Herzog Alba aus Antwerpen 1569 nach Leipzig geflüchtet, hatte die vaterländische Kunst fortgesetzt und war besonders als geschickter Porträtmaler in Leipzig tätig. Eine größere Anzahl namhafter Personen hatte er für die Universität, wahrscheinlich auch aus Anlaß und für das Jubiläumsjahr 1609 gemalt.

In Privatbriefen gelehrter Zeitgenossen wird er als ein verständiger, tätiger und heiter gestimmter Mann geschildert.

Sein niederländischer Einfluß hat sich auch auf das Kircheninnere ausgedehnt. Er vermittelte so den einfachen Landbewohnern eine neue Kunstrichtung, die nur befruchtend auf ihre handwerkliche Kunst sein konnte. Hieraus erklärt sich auch, wie manches fremd anmutende Motiv der ländliche Handwerker in sich aufgenommen, dann nach seiner Weise zurecht gelegt und umgewertet hat.

Aber auch im kirchlichen Sinne ist der Maler bei Schaffung der Epitaphien bereitwillig auf die Intentionen seines idealen Auftraggebers eingegangen. Diese haben sicher einen nachhaltigen Eindruck auf das Gemüt der Dorfgemeinde gemacht. Sie schildern im Sinne ihrer Zeit die Vorstellung vom jüngsten Gericht, vom Lohn der Gerechten und feiern das Wiedersehen nach dem Tode nicht in der drastischen grausigen Weise der älteren deutschen Schule, sondern feiner, mehr nach Rubens'scher Art, milder, versöhnlicher.

Aber auch die bejahende Freude am Leben und der Natur kommt zum Durchbruch. In lebenswürdiger Weise sind an den Buzenscheiben der Schiebefenster der



Abbildung 1 Epitaph: Anna von Einsiedel
Maler: Joh. de Perre, 1916, Leipzig

herrschaftlichen Betstube Naturstudien in Form von Frühlingsblumen und Vögeln aus dem bäuerlichen Garten gemalt, während der beim Gebet gesenkte Blick haften bleibt an der Innenfüllung der hohen Brüstung, wo einfach rot in rot, damastartig, biblische Szenen in nicht aufdringlicher Weise dargestellt sind, mehr stofflich-warm wirkend.

Die außergewöhnlich hohen Lehnstühle mit gepreßtem Ledersitz verfolgen wohl den praktischen Doppelzweck, den Blick nach Altar und Kanzel frei zu lenken, aber auch den Inhaber selbst, bei zu langer Predigt im Winter, vor kalten Süßen zu bewahren, zumal die übliche Sanduhr auf der Kanzel fehlte.

Der Gesamttraum jener Betstube in Form, Farbe und Ausstattung mit den Wappen, Totenschildern, wird vervollständigt durch eine ausdrucksvolle Holzschnitzerei eines bisher noch unbekanntes Breslauer Künstlers Mich. Vogler, eine Grablegung Christi in reichvergoldetem Barockrahmen, in welchem die Embleme Leiter, Lanze, Säule und Stab bis auf den krähenden Hahn Petri nicht fehlen.

Ein hohes, farbiges, weiß, grün und gold abgesetztes, gedrehtes Doppelgeländer schließt den Austritt der steinernen Wendeltreppe ab. Es ist noch mit den Lichtdillen besetzt für die Christmette und vervollständigt den einheitlichen Eindruck des Raumes, wie er sich dem Besucher vor 300 Jahren schon dargeboten hat.

Daß solche Auszierungen kirchlicher Nebenkunst von bleibendem Werte für die nachfolgende Generation gewesen sind, bekundet der äußere Charakter des konservativen Dörfchens.

Noch stehen gute alte Sachwerksbauten mit einfachen Zierformen, soweit sie von Bränden verschont geblieben. Mit Freuden konnte man bemerken, daß die Gemeinde jetzt einen solchen tüchtigen alten Sachwerksbau erworben und vor dem Verfall erhalten hat, indem sie ihn zum Gemeindehaus vorrichten ließ.

Die große niedere Bohlenstube mit ihrer Holzdecke, Trägern und Sattelhölzern, mit dem, ganze Holzscheite verzehrenden, grünen, tiefen Napfkachelofen, mit stand-sicheren, gespreizten Tischen und Bänken, dient als Sitzungsraum, zur Verteilung der Brot- und Fleischmarken und zu gemeinsamen Kriegsarbeiten.

Auf und bei dem Friedhose stehen zwei 6—800 jährige Linden, unter der einen hatte Luther 1521 beim Umbau der Kirche gepredigt. An der andern hängt noch das Halseisen am Pranger.

Beifolgendes Bild stellt den Blick auf Altar und Betstube dar. Am Triumphbogen über der Kanzel ist, aus Buchsbaumzweiglein geflochten, der letztjährige Erntedankfestspruch, Danket dem Herrn! noch ersichtlich. So ist das bescheidene Dorfkirchlein eine bleibende Erinnerungsstätte geworden an die große Zeit der Reformation.

Manches Gotteshaus hat seine besondere Beziehung zur Reformationszeit, ohne daß die jetzige Generation sich dessen noch bewußt ist. Nicht einmal die Hauptkirche zu Leipzig St. Thomas bewahrte die Erinnerung, daß in ihr durch Luthers Predigt am Sonntag, den 25. Mai 1539 die Reformation eingeführt worden ist.

Die meisten Leipziger wissen das gar nicht. Erst erneut darauf hingewiesen, hat man vor wenigen Wochen das Versäumte nachgeholt durch Anbringung einer Gedächtnistafel.

Wenn auch die Jetztzeit mit ihren großen Ereignissen die Vierjahrhundert-Seier mehr in den Hintergrund drängt, so findet sich wohl Gelegenheit, gerade dieses Jahr durch andere Stiftungen damit zu verbinden.

Auch Werke der kirchlichen Nebenkunst: wie Opferstöcke, Kriegerdank, lassen sich damit verknüpfen. Vorbildliche Beispiele wurden in einem der letzten Hefte des Heimatschutzes veröffentlicht. Gutes, geeignetes Material hierzu ist in den eichenen, alten Jochen oder Solmen der inzwischen enteigneten Glocken meist vorhanden. Oftmals trägt es schon eingeschnitten eine Jahreszahl oder eine solche an den kunstgeschmiedeten Beschlägen und Halteeisen der Glocken, die als sinnfälliger Schmuck wieder Verwendung finden könnten.



Abbildung 2 Prießnitz bei Borna Herrschaftliche Betstube Niederl. Einfluß

Dem dörflichen Heimatkünstler bieten sich hier Anknüpfungspunkte und ein dankbares Seld zur Betätigung.

Ein aus diesen Materialien gefertigter Opferstock erinnere dann die Gemeinde zugleich an das schmerzliche Opfer ihrer Glocken, deren eindringliche Sprache man in ländlicher Stille mehr würdigt und vermisst als im hastenden Lärm der Großstadt.

Im kommenden Frieden fordere er die Besucher des Gotteshauses auf, durch ihr Scherflein dazu beizutragen, daß die Glocken dereinst wieder, und zwar in edler Bronze neu erstehen und nicht in dem wertlosen Material der Neuzeit, dem schrillenden Gußstahl. Denn gerade eine charakteristische, innerlich musikalisch wertvolle Klangwirkung, wie sie Bronzeglocken eigen, kann außerordentlich stimmungsvoll

dem Charakter der Landschaft angepaßt werden und, auch bei bescheidener Tonmenge und geringerer Größe als Gußstahlglocken, eine Sülle rein musikalischer Klangwirkung in sich vereinen, wie es z. B. in dem gemütvollen Geläute von Neudorf im Erzgebirge der Fall ist.

Auch auf diese Momente, den inneren musikalischen Wert der Dorfglocken, möchte der Heimatschutz sein Augenmerk richten! Hier gilt es in Zukunft hohe ethische Werte dem Volke zu erhalten, aber auch aufklärend zu wirken, musikalisches Gehör und Empfinden sowie den Geschmack zu bessern, Mißgriffe zu verhindern.

In mühevoller Kleinarbeit und Prüfung bei der Glockenschau haben die Sachverständigen unserer hiesigen Glockenkommission manche wertvolle Beobachtung und Erfahrung gesammelt. Es wäre zu wünschen, daß diese, durch die Not der Verhältnisse gewonnenen Erkenntnisse, bei Neubeschaffung von Glocken nutzbar gewertet und zum Gemeingut der beteiligten verantwortlichen Kreise gemacht würden.

Noch einer hübschen nachahmungswerten Sitte sei gedacht: Eben in jenem kleinen obgenannten Dorfe am Fuße des Sichtelberges fand ich neben der Kanzel an der Südwand unter der Empore in einem einfachen Glaskasten die Orden und Ehrenzeichen und Namen der Mithkämpfer von 1870/71, 66, 64 bis mit denen von 1813 vereint vor, eine sinnige Ehrung für dieselben, aber auch für die Gemeinde selbst. Ein früherer Pfarrer wollte sie entfernt wissen, der heutige aber drängte auf ihre Erhaltung.

Man gebe dem Schaukasten nur ein würdiges Äußere und er wird so zu einem Schmuck der Kirche und zum ehrenden Gedächtnismal, das ein Stück Heimatgeschichte und Vaterlandsliebe der Gemeinde versinnbildlicht.

Der Umbau des Burglehns in Meißen

Von Herrn Geh. Baurat Dr. Schmidt, Dresden

In dem malerischen, historisch bemerkenswerten Stadtebild Meißens nimmt die Baugruppe des Burglehns an der Schloßbrücke zweifellos eine hervorragende Stelle ein.

Das Grundstück mit Turm, Hofstatt und Stallung wurde*) 1522 von Herzog Georg dem Bärtigen dem Wolf von Schleinitz auf Ragwitz überwiesen. Aus dieser Zeit dürften der an den Turm angelehnte Teil des Baues mit seiner im Grundriß dreieckig gehaltenen Signur sowie das Schleinitz'sche Wappen über der Eingangstür stammen. (Abb. 1 und 2.)

Im dreißigjährigen Kriege verwüstet und abgebrannt, wurde es um 1649 neu aufgebaut. 1743 wurde ein weiterer nach dem Jahna'schen Sreihof zu gelegener Teil vom Mathematiker der Fürstenschule Johann Albrecht Klimm erbaut. Nach einer Tischzeichnung von J. G. Schön von 1741 im Königl. Kupferstichkabinett in Dresden bestand am Hohlweg zwar schon die große Einfahrt, das Haus hatte hier

*) Zu vergl. die beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler des Königreiches Sachsen, 39. Heft: Meißen, bearbeitet von Cornelius Gurlitt, der auch die Abb. 1 und 2 mit gütiger Erlaubnis entnommen sind.

aber nur ein Obergeschoß, so daß darüber die Schloßbrücke noch frei lag. Das Haus wurde demnach 1743 erhöht und teilweise in die Schloßbrücke eingebaut.

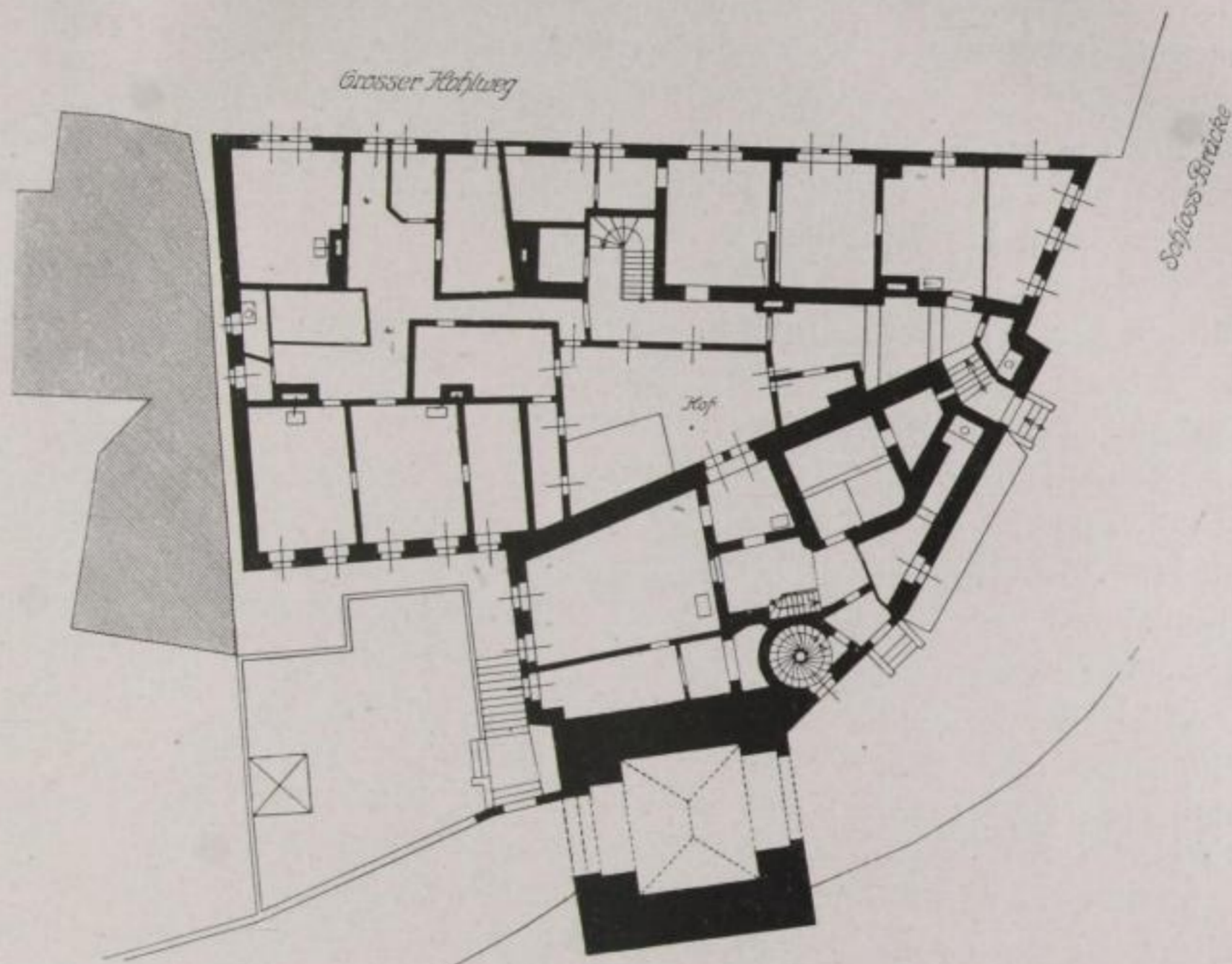


Abbildung 1

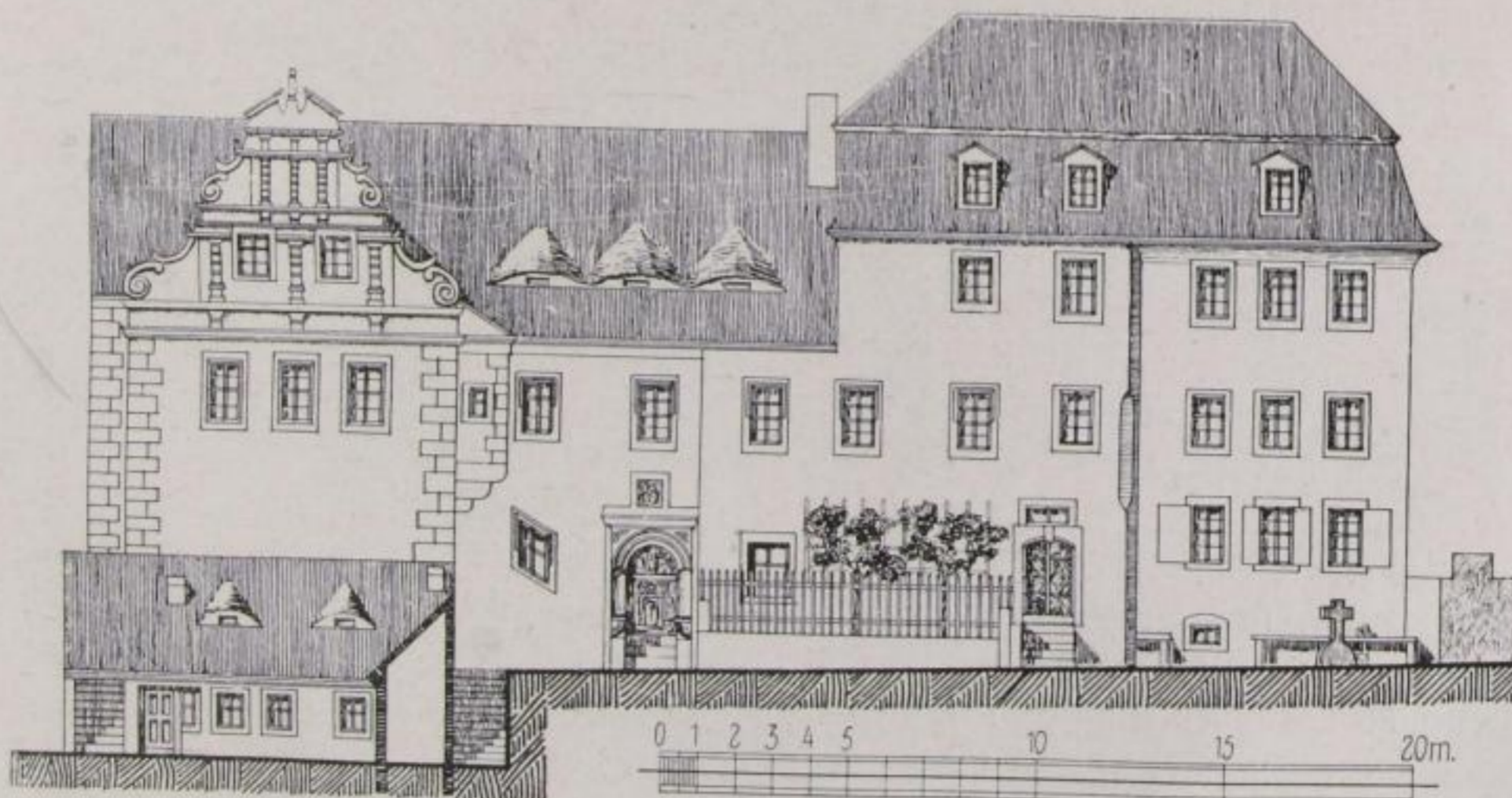


Abbildung 2

Damit wurde es bei fünf Geschoß Höhe sowohl vom Kehlwege als von der Freiheit — hier im dritten Obergeschoß, dort im Erdgeschoß — zugänglich.

Das Burglehn mit seinem arkadenumschlossenen, schmalen und 22 Meter im Lichten hohen Hof, dessen Zugänglichkeit eine vom Hofweg ausgehende, steil ansteigende, gewölbte Einfahrt vermittelte, diente bis zu dem 1916 in Angriff genommenen Umbau dem Wohnungsbedürfnis von nicht weniger als 44 Familien und zwar zum Teil in äußerst kümmerlichen, luft- und lichtbeengenden, dabei in hohem Grade feuergefährlichen Verhältnissen. Einige der im Erdgeschoß nach Norden gelegenen Wohnräume entbehrten sogar der Dielung, brettne Wände und Lattenwerk bildeten zum Teil den Abschluß von Wohnräumen!

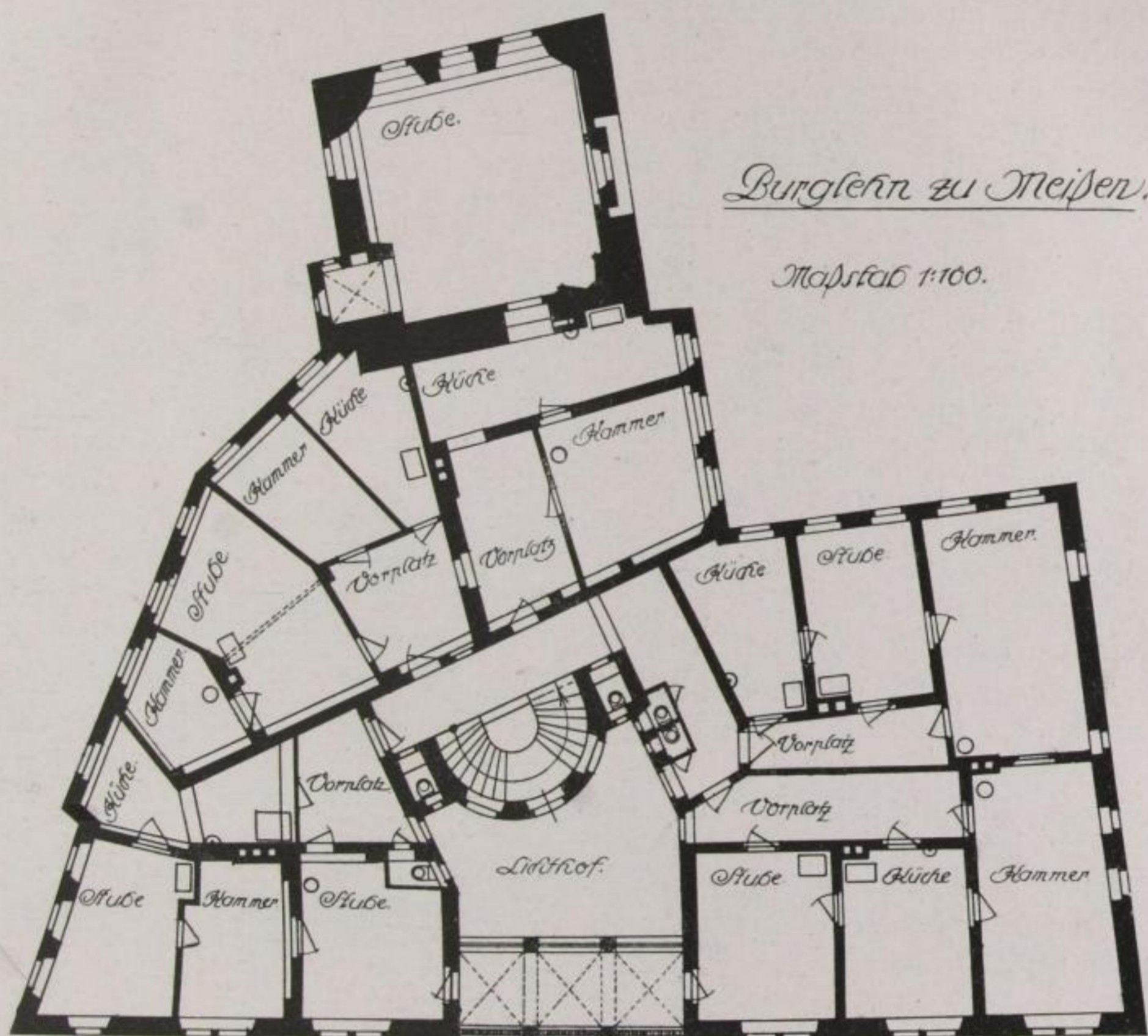
Zwecks Sanierung der auch in gesundheitlicher Beziehung sehr ungünstigen Verhältnisse der zahlreichen Kleinwohnungen ließ sich ein Dresdner Großindustrieller in hochherziger Auffassung der hier dringlich notwendigen Aufgaben bereithalten, das gesamte Grundstück zu erwerben und einen Umbau vorzunehmen, der nicht nur die polizeiliche Zustimmung auf Grund der hierüber ausgearbeiteten und vom Architekturausschuß der Bauberatungsstelle des Sächsischen Heimatschutzes gebilligten Pläne fand, sondern auch von der königlichen Kommission zur Erhaltung der Kunstdenkmäler als eine Lösung begrüßt wurde, die ebensowohl den Sorderungen der Denkmalpflege wie den Geboten der Zweckmäßigkeit in hohem Maße entsprach.

Der endgültig angenommenen, von der Baufirma Otto & Schlosser in Meissen entworfenen und von der Bauberatungsstelle des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz, wie von dem später als bauleitenden, vom Bauherrn hinzugezogenen Architekten Hans Gerlach, Dresden, in mancher Hinsicht verbesserten und vereinfachten Planung ging ein unter einigen Dresdner Architekten und vorgenannter Firma veranstalteter Ideenwettbewerb voraus, der zur Klärung der schwierigen Aufgabe insofern nicht unerheblich beitrug, als er in der Annahme der Otto & Schlosser'schen Planung mit Sicherheit die Überzeugung befestigte, daß den Mängeln an Belüftung und Belichtung des Massenmiethauses bei Wahrung der historisch gewordenen und geschlossenen Außenerscheinung der Baugruppe nur durch eine teilweise Niederlegung der nördlichen Umfassungsmauer abgeholfen werden könne, und daß es recht wohl möglich sei, diesen Abbruch so zu gestalten, daß die Umrißlinien, vor allem des Dachkörpers, beibehalten und damit der altertümliche Eindruck der Bauanlage in ihrem wertvollen Zusammenhang mit ihrer historischen und malerischen Umgebung erhalten werden konnte.

Daß der kunstsinige Bauherr mit der Erfüllung dieser der Denkmalpflege wie den künstlerischen Interessen gleich entgegenkommenden Sorderungen ein sehr erhebliches wirtschaftliches Opfer brachte, mußte dankbar anerkannt werden, denn nichts wäre zweckmäßiger und aus reinen bautechnischen Gründen vorteilhafter und empfehlenswerter gewesen, als auf eine völlige Niederlegung des — wie sich in der Folgezeit herausstellte — völlig baufälligen und wertlosen Gemäuers und eine völlige Erneuerung desselben zuzukommen, wobei auf eine freiere Entwicklung eines der Eigenart des Kleinwohnungsbaues wie den wirtschaftlichen Sorderungen mehr entsprechenden Grundrisses hätte Bedacht genommen werden können. Trotz der durch die Kriegslage hervorgerufenen wesentlichen Erschwernisse und Verteuerungen entschloß sich aber der Bauherr und zwar nach reiflicher Vorbereitung und Durchbildung der unterm 14. August 1915 vom Rat zu Meissen genehmigten

Planung zur Ausführung, die dann auch mit Beginn des Jahres 1916 einsetzte und zu Anfang August 1917 — freilich unter sehr erheblicher Verteuerung insbesondere der Ausbauarbeiten — im wesentlichen ihren Abschluß erreichte.

Es darf hervorgehoben werden, daß der nunmehr vollendete Bau 22 Kleinwohnungen mit einer nutzbaren Wohnfläche von zusammen 1658 qm aufweist, die sich um ein großes, in Halbkreisform gehaltenes und von der Nordfront zurück-



Burgeln zu Meissen.

Maßstab 1:100.

IV. Geschoß.

Abbildung 3

gelegtes Treppenhaus derart gruppieren, daß sämtliche Wohnungen in luft- und lichtreicher Anordnung vom Treppenhaus unmittelbar erreichbar sind, und daß ebenso die Zugänglichkeit zu den je den einzelnen Wohnungen zugeteilten Keller- und Bodenräumen, Wasch- und Mangelräumen sowie Badegelassen in einwandfreier Weise gewahrt wird. (Abb. 3 und 4.)

Außer den 22 Familienwohnungen mit Zubehör ist noch ein nutzbarer Lager- raum von 32,30 qm Flächeninhalt im Sockelgeschoß gewonnen; auch der alte Ritter-

saal im Obergeschoß des Torturmes mit seiner altertümlichen, freilich erneuerungsbedürftigen Ausstattung ist für die Zwecke einer künftigen Verwertung als Versammlungsraum erhalten worden.

Der Umstand, daß neben dem Haupteingang am Hohlweg noch zwei weitere Eingänge, und zwar an der Sreiheit, wie an der tiefer liegenden Ost- und Garten- seite vorhanden sind, sichert der sehr umfanglichen, auf 7 Geschosse verteilten Klein- wohnungsanlage den Vorteil übersichtlicher Zweckmäßigkeit und die Möglichkeit,

Burglehn zu Meissen.
Maßstab 1:100

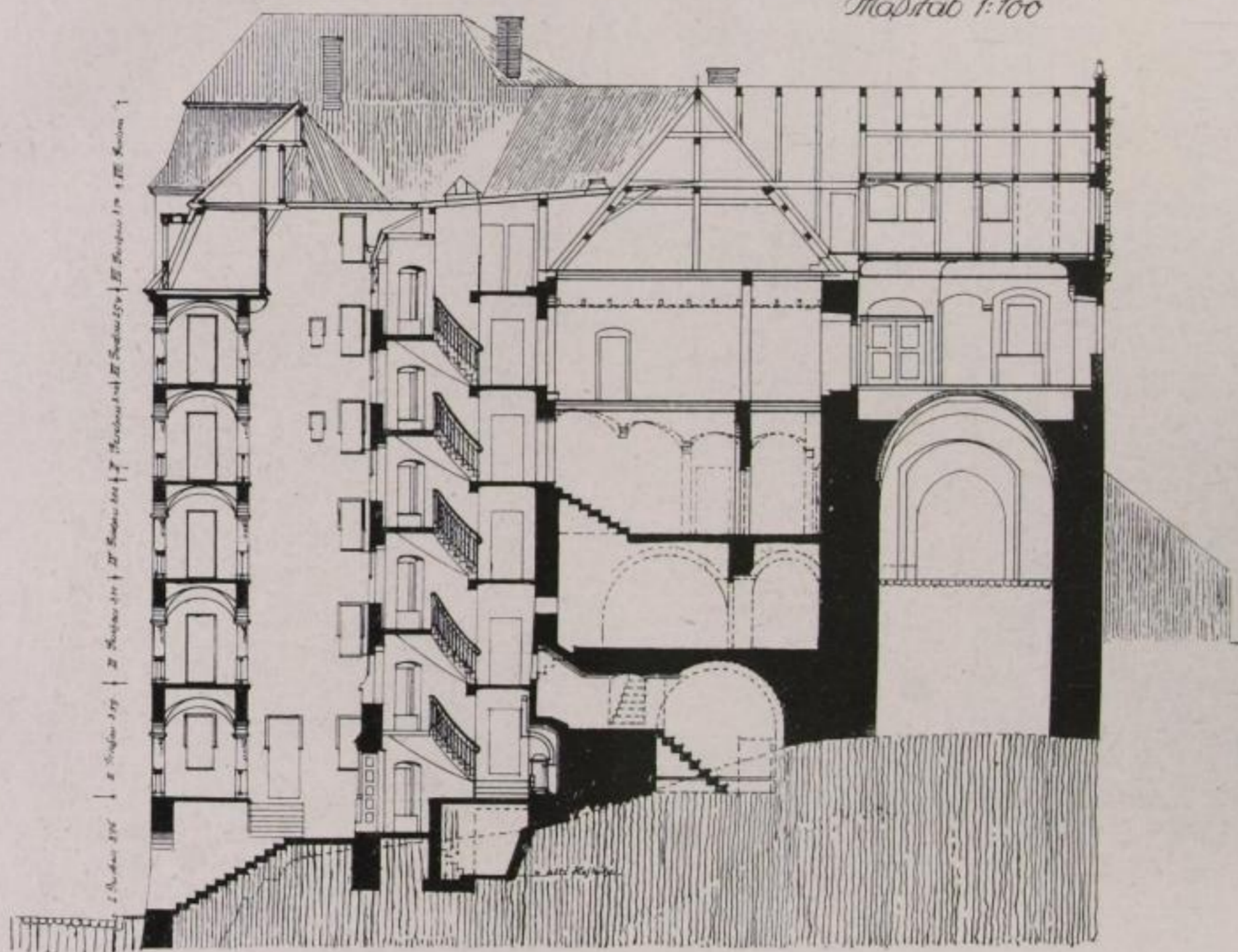


Abbildung 4

durch Zusammenlegung einzelner Raumgruppen auch größeren Wohnungsansprüchen gerecht zu werden.

Wie die von der Plattform des Burgkellergebäudes bewirkte photographische Aufnahme des Burglehns mit seiner Umgebung (Abb. 5) erkennen läßt, haben die Außenansichten der altertümlichen Bauanlage bis auf die loggienartig eingebauten Galerien an der Nordansicht sowie die als überflüssig eingezogene zweite Haustür an der Sreiheit irgendwelche Änderung nicht erfahren. Dagegen hat der Grundriß durch den ausgeführten Umbau, in Beibehaltung zwar der allgemeinen Raum- anordnungen innerhalb der beiden, verschiedenen Zeitperioden angehörenden Ab- schnitte, eine ganz wesentliche Veränderung und Verbesserung dadurch erfahren, daß

für jede Wohnung der Vorteil eines mit Tageslicht versehenen geräumigen Vorsaals gewahrt werden konnte. Aus dem ehemaligem Labyrinth von Gängen, verbauten und verkümmerten Vorplätzen, düsteren und baufälligen Wohnräumen mit mangelhaften Fenster-, Tür- und Ofenanlagen ist ein lichtvolles, einen freundlichen Eindruck überall bietendes System von Familienwohnungen getreten, durchweg ausgestattet mit Doppelfenstern und zeitgemäßen Anforderungen entsprechenden Ofenanlagen, wie Wand- und Deckenstaffierungen.

Wenn es in zunehmendem Maße als Aufgabe der Gemeindeverwaltungen erachtet wird, dem eintretenden Mangel an Kleinwohnungen rechtzeitig vorzubeugen

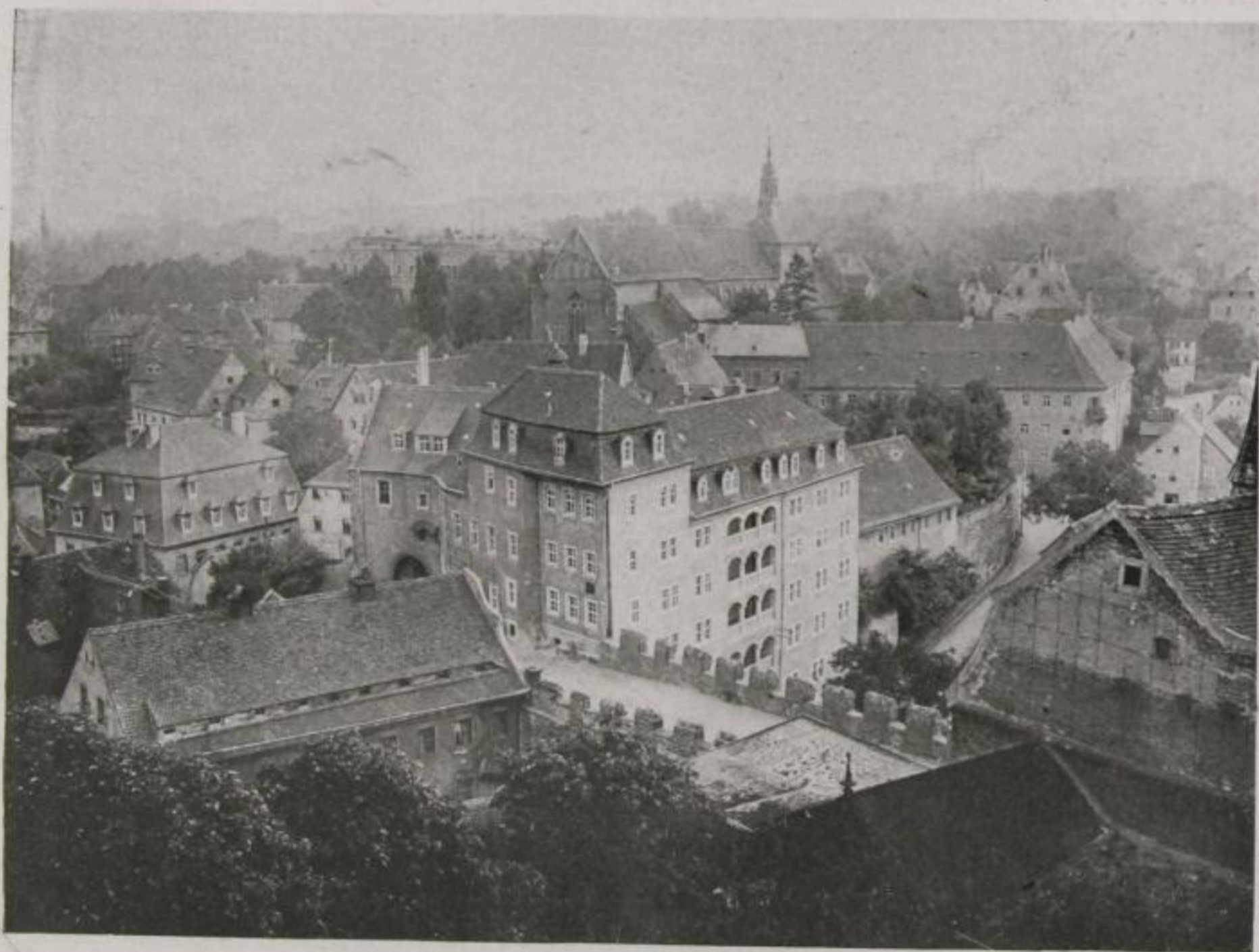


Abbildung 5

und durch geeignete Maßnahmen insbesondere auch dafür Sorge zu tragen, daß bestehende alte Bauten und selbst solche, die dem Wohnungsbedürfnis seither nicht gedient haben, für die Aufnahme von Kleinwohnungen in einer den neuzeitlichen Anforderungen entsprechenden Weise herzurichten sind, so darf auf den vorliegenden Fall der Sanierung eines Massenmiethauses und seine vorbildliche Bedeutung für eine praktische Wohnungsfürsorge ganz besonders hingewiesen werden.

Dem hochherzigen Sörderer dieser der Wohnungsfürsorge wie der Denkmalpflege in gleichem Maße gewidmeten opferwilligen und erfolgreich durchgeführten Bestrebungen sei daher auch an dieser Stelle der schuldige Dank ausgesprochen!

Spitzen, auch eine alte Heimatkunst

Von D. Bock v. Wülffingen, Weinböhl

Sinn und Verständnis für Spitzen werden erst in neuerer Zeit und sehr allmählich wieder lebendig. Gerade die Künstler, die Träger und Führer der Kultur, wollten von dieser Art Schmuck lange Jahre nichts wissen. Als unser junges Kunstgewerbe so frisch emporblühte, als Künstler Frauenkleider schufen, begegneten wir Spitzen nur ganz selten. Vielleicht lag es daran, daß die Spitze auf ihrem langen Kulturwege ihre ursprüngliche Bedeutung verloren hatte. Sie war als Stoffabschluß gedacht in engstem Zusammenhange mit diesem. Man hatte den Stoff

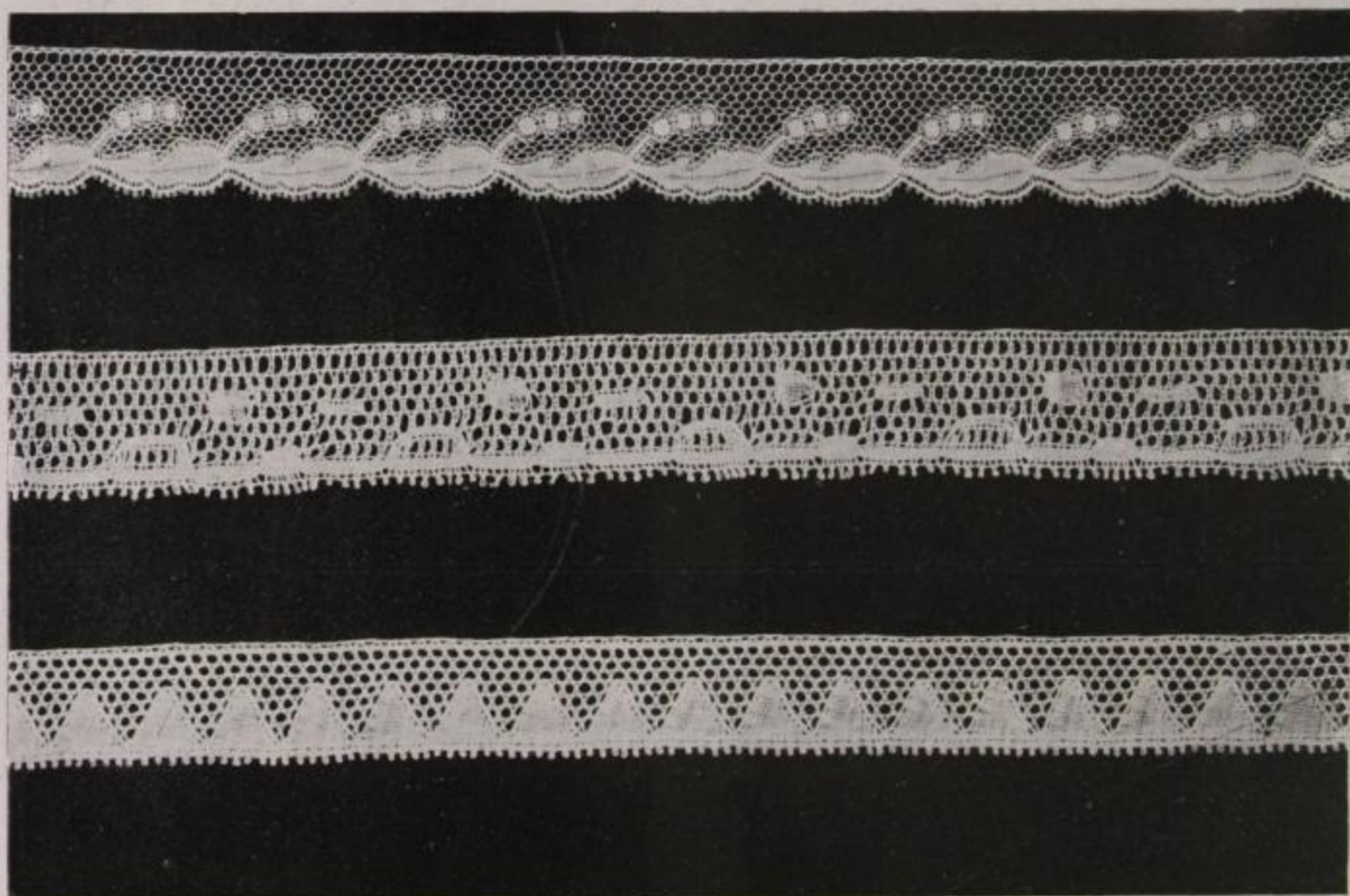


Abbildung 1

gefranst, die Säden wieder verslochten oder verknotet, schließlich Säden ausgezogen, an deren Stelle Muster genäht, bis man endlich ganz unabhängig vom Stoff freie Muster nähte. So war Leinendurchbruch, Näh- und Klöppelspitze entstanden. Es ist hier nicht der Platz, den ganzen Werdegang der Spitze darzustellen. Jede selbst handarbeitende Frau wird sich sagen, welche Zeit und Liebe für die Arbeit dazu gehört hat, um aus dem einfach ausgefranstem Stoff jene Wundergebilde hervorzuzaubern, die wir in Museen oder an alten Bildern staunend bewundern. Aber immer schneller eilte die Zeit, immer klarer wurden sich die Menschen über die Kürze ihrer Lebensdauer, und doch wollte jeder die Arbeit sehen, die er in seinem Leben geschafft hatte, jeder wollte leben und viele mußten arbeiten um zu ver-

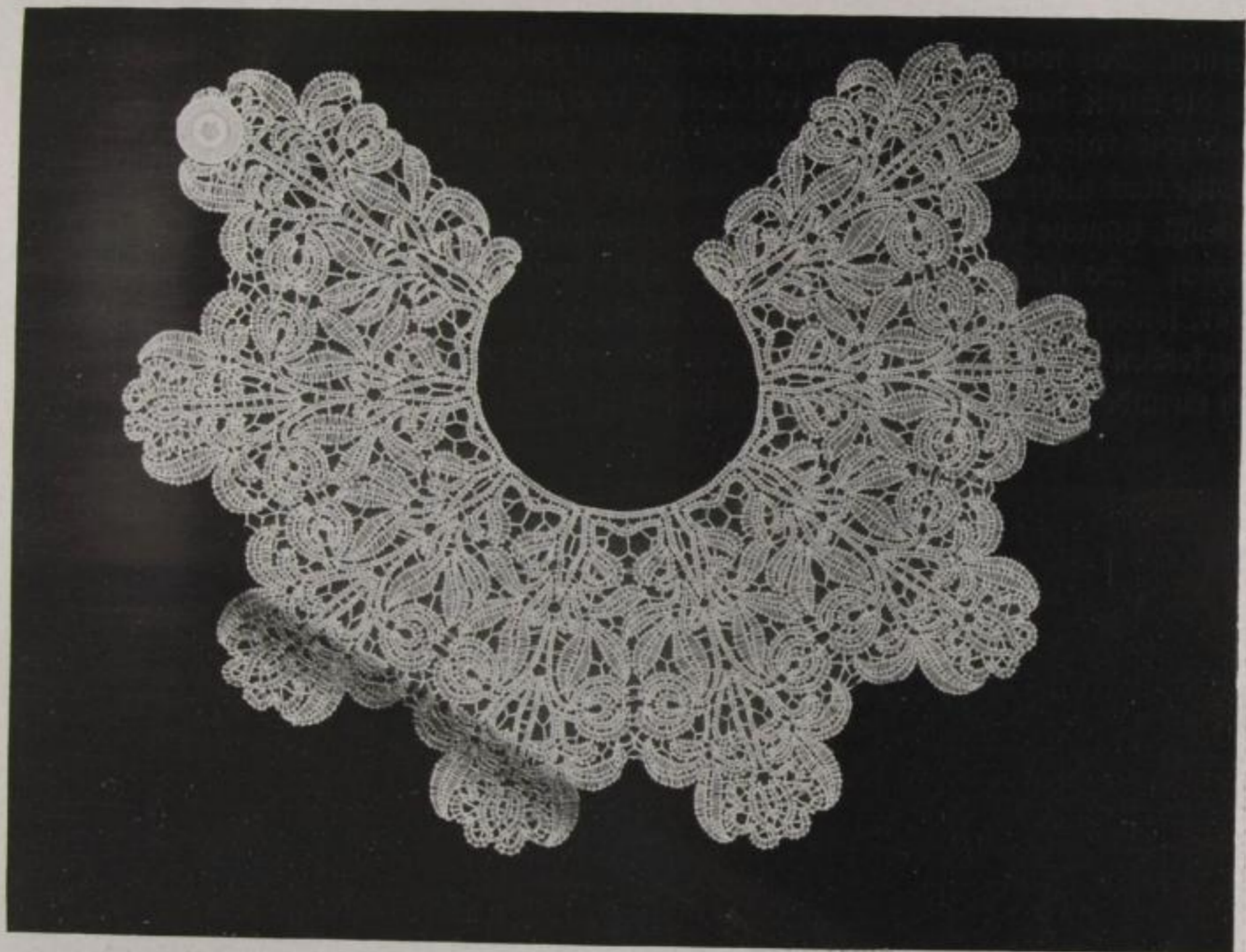


Abbildung 2

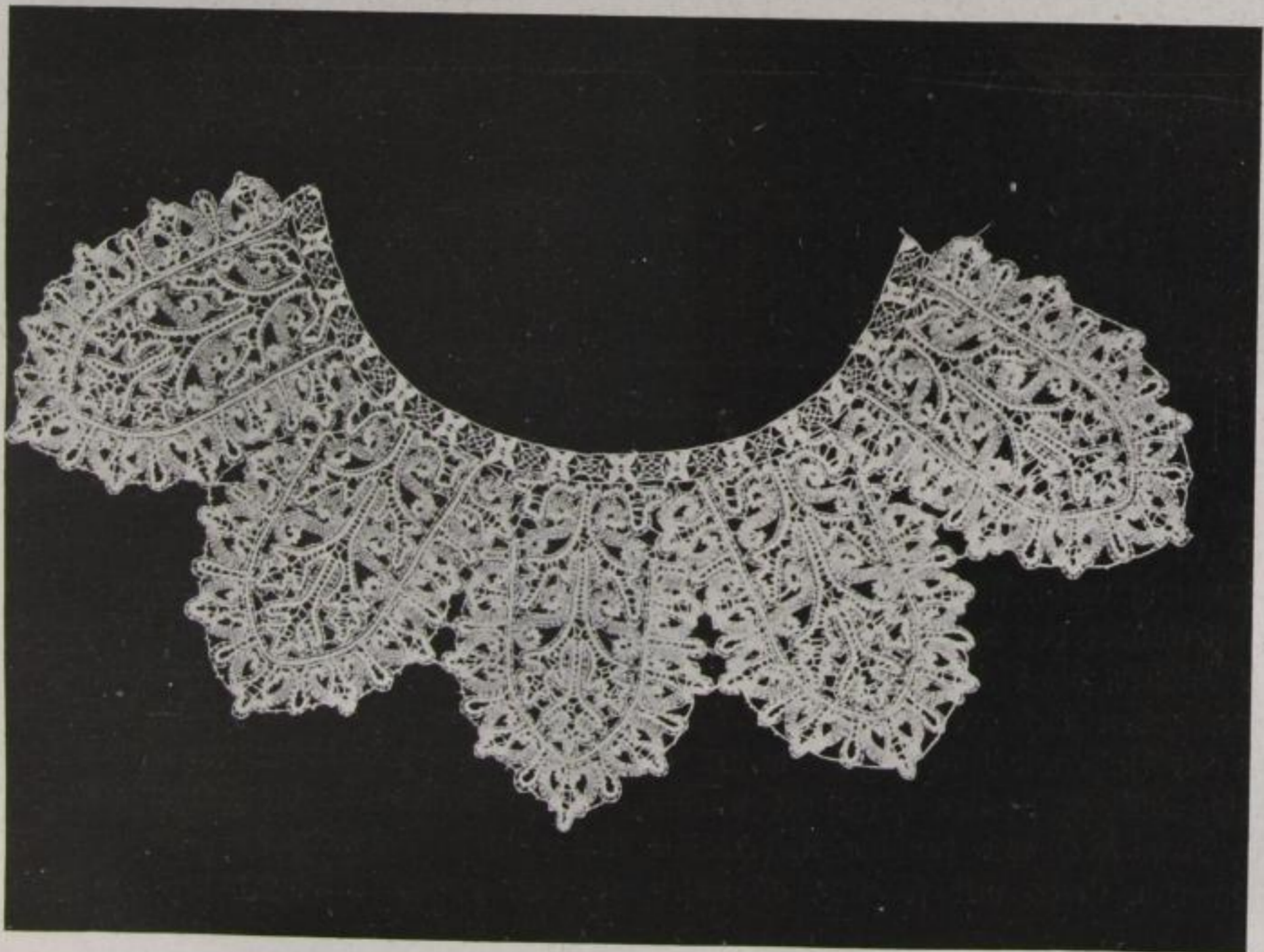


Abbildung 3

dienen. Das war keine Zeit, in der Handspitzen entstehen konnten. Die Maschine trat an die Stelle der Hand. Es ist erstaunlich, wie gut die Maschine die Hand nachahmte und wie rasch und billig sie arbeitete. In der Billigkeit lag aber auch die Gefahr: die Spitze war nicht mehr ein seltenes Kunstwerk, welches man feierlich anlegte, sie wurde benutzt, manche schadhafte Stelle, manche undurchgearbeitete Linie oder Form zu verdecken. So mußte sie erleben, daß sie nicht mehr ein Gegenstand der Bewunderung war, sondern daß sehr fein empfindende Menschen in ihr einen sinnlosen, daher zu verwerfenden Schmuck sahen. Was finden wir nun als Ersatz? Stickereien und Stranzen, im Grunde genommen die Elementarstufen der Spitze. Auf dieser Grundlage wuchs

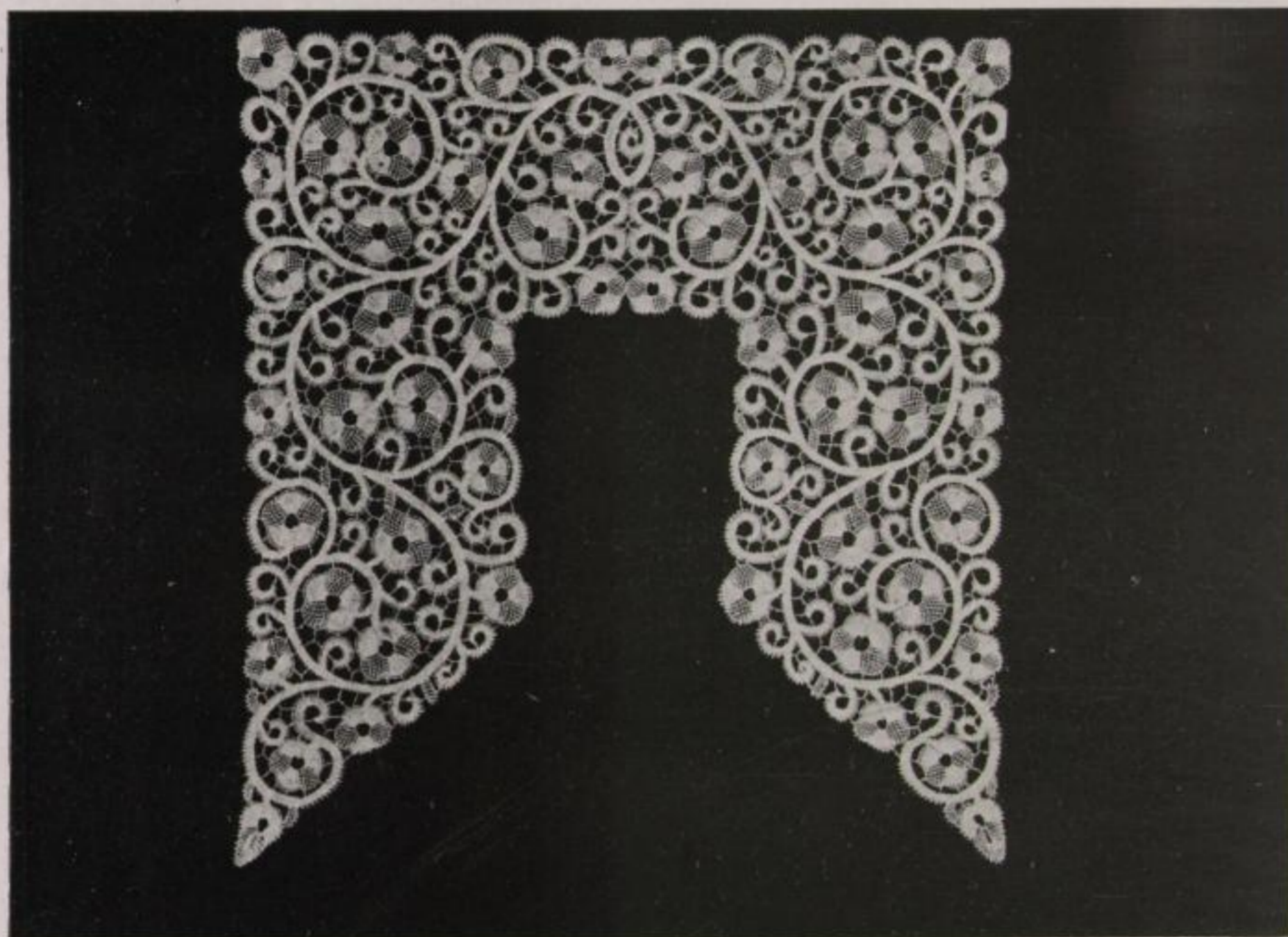


Abbildung 4

auch wieder das Verständnis für die Spitze empor. Freilich ist es das Ausland und in erster Linie Frankreich, Belgien und Italien, deren Erzeugnisse sich Anerkennung verschafften. Gerechterweise müssen wir zugeben, daß sie wohl auch die Mutterländer der Spitzen sind. Durch billigere Lebensverhältnisse, durch die Ruhe der Klöster, die viel Spitzen anfertigen, den Bedarf an guten Spitzen für kirchliche Zwecke, den viel größeren Kleideraufwand als bei uns, war in diesen Ländern die edle Näh- wie Klöppelspitze weiter gefördert worden und konnte zu verhältnismäßig billigen Preisen hergestellt werden. Lange Zeit dürfte die Spitzenindustrie für Frankreich wie für die Niederlande eine Haupteinnahmequelle gewesen sein. Immerhin ist es mir fraglich, ob unser weiteres, vor allen Dingen unser engstes

Vaterland in der Herstellung der Menge der Klöppelspitzen diesen Ländern nachsteht. In den verschiedensten Gegenden Deutschlands werden Handspitzen hergestellt. Am ältesten dürfte die Spitzenindustrie unseres Erzgebirges und Nordschleswigs, Tondern, sein. Während bei uns hauptsächlich gröbere Muster gearbeitet werden, begegnen wir in Tondern ganz feinen Malines-Mustern. Im Erzgebirge ist die Klöppelspitze seit dem 16. Jahrhundert heimisch. Wie ist es möglich, daß diese Heimatkunst weiten Kreisen so fern steht, da doch Unmengen von erzgebirgischen Klöppelspitzen im Handel sind? Sast möchte ich annehmen, daß unser Erzgebirge den Markt Deutschlands allein behauptet, doch denkt kein Mensch innerhalb und außerhalb Sachsens bei Handspitzen an unsere Erzgebirgserzeugnisse. Sachsen ist Industrieland, die Leute betreiben das Klöppeln nicht zu ihrer Freude, zum Schmuck ihrer Volkstracht, sondern als Broterwerb. Das hat die Arbeit fast auf einen maschinellen Standpunkt gebracht. Grobe, einfache Muster, die rasch fördern, haben die Spitze sehr heruntergebracht. Die Hände kämpfen einen harten und, wie mir scheint, oft recht überflüssigen Kampf gegen die Maschine. In Gegenden, in denen besser lohnende Industrien das Klöppeln verdrängt haben, soll man nicht gewaltsam den Zeitlauf aufhalten. Aber unser Gebirgskamm ist rauh und gestattet nur sehr bescheidene Landwirtschaft. Es gibt auch in Sachsen noch vom Verkehr abgeschnittene Orte, die keine besser lohnende Industrie zulassen, dort sollten wir die alte Kultur der Spitze erhalten. Technisch gibt es für unsere so sehr geübten Hände keine Schwierigkeiten. Dank der vielen Klöppelschulen lernen es überall schon die Kinder, sodaß die Frauen die größte Gewandtheit haben. An uns ist es nun, diesen oft recht müden Arbeiterinnen die Freude und Lust für ihre Kunst zu erwecken. Sreilich dürfen wir nicht den Ehrgeiz haben, recht billige Spitzen zu kaufen. Schöne Zeichnungen, wohl noch in feinen Zwirnen ausgeführt, die sich schmeichelnd den Salten und Sormen der Kleider anpassen, erfordern viel Zeit und auch oft viel Nachdenken. Bei einem Stundenverdienst von acht Pfennigen will aber niemand außer den Händen auch noch den Kopf anstrengen. Wer wie ich unsere Klöppeldörfer durchwanderte, würde es gleich mir beklagen, wenn unser soziales Gewissen ein Aufrechterhalten dieser Kunst nicht zulassen dürfte. Für die in Grün eingebetteten langen Dörfer, für die einsamen Höhenhäuser, so eng mit der Natur verwachsen und allein auf sie angewiesen, paßt die Klöppelkunst wie wenig anderes.

Die Gestaltung der Landschaft durch den Menschen

Band VII—IX der Kulturarbeiten von Professor P. Schulze-Naumburg, herausgegeben vom Kunstwart-Verlag Georg D. W. Callway, München. 1915—17.)

Schulze-Naumburg hat mitten im Weltkrieg wieder drei neue Bände seiner Kulturarbeiten vollendet und veröffentlicht, die den gemeinsamen Untertitel tragen: Die Gestaltung der Landschaft durch den Menschen. In den ersten sechs Bänden, die, wie auch die vorliegenden, vom Kunstwart herausgegeben worden sind, will

*) Preis jedes Bandes geheftet 6 Mark, gebunden 7.50 Mark.

der Verfasser beim Hausbau, in der Anlage von Gärten, von Dörfern und Städten zu einem gefunden guten Geschmack erziehen. In dem neuen Werk sucht er das Verständnis für die Schönheiten der freien Natur, und zwar der vom Menschen

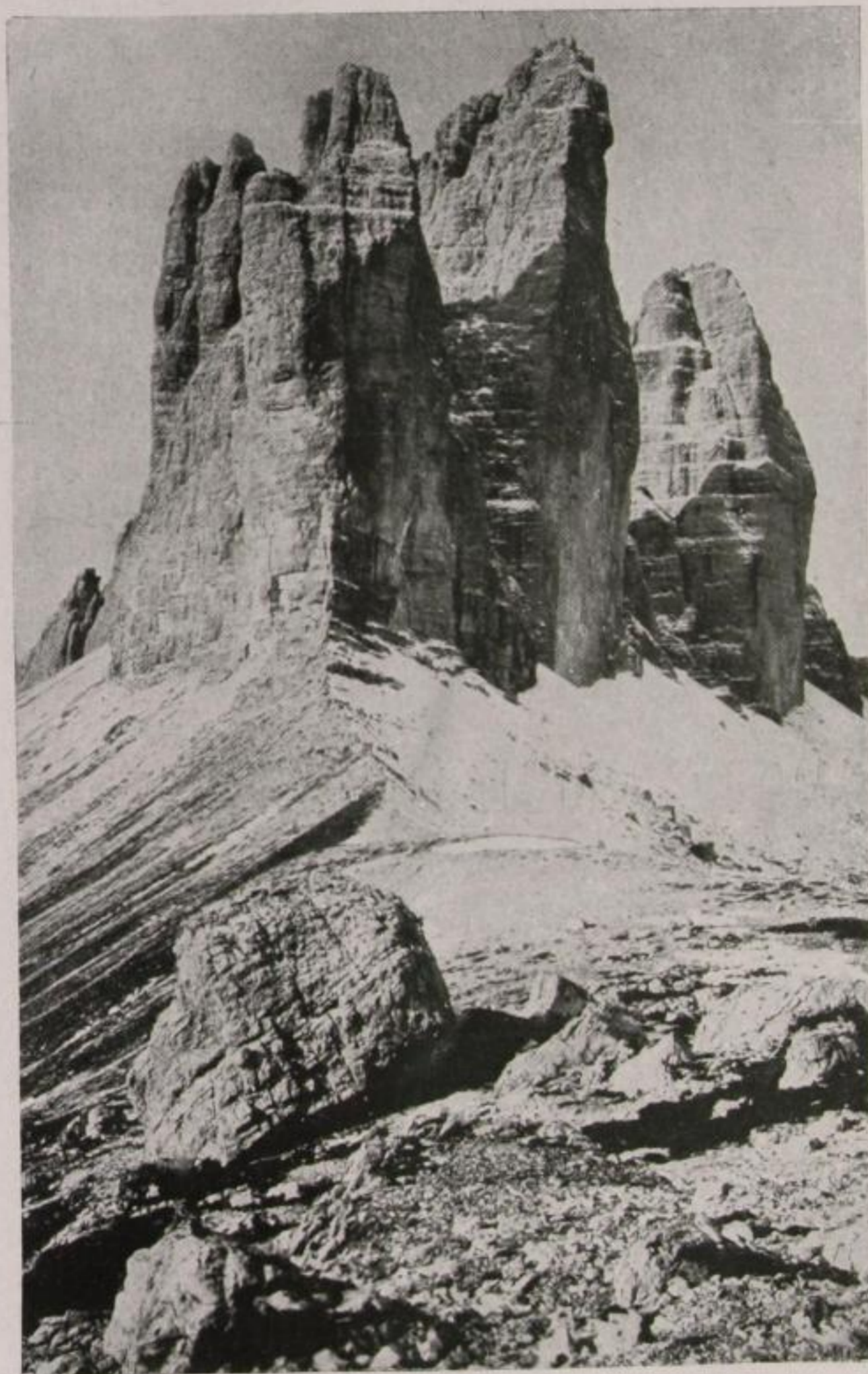


Abb. 1 Felszacken und Verwitterungsschutt

unberührten wie der unter seinem Einfluß entstanden, zu wecken und Richtlinien für ihre Beurteilung aufzustellen.

„Eines der beglückendsten Geschenke, die uns gegeben sind, ist das Begreifen der Erscheinungswelt als Schönheit. Denn Schönheit, mag sie in den letzten Zeit-

laufen noch so niedrig in Kurs gestanden haben, bedeutet für den Menschen unerföhllichen Lebensinhalt." Viele Tausende treibt die Sehnsucht jahraus, jahrein aus der Großstadt hinaus in die freie Natur, um dort Erholung zu suchen. Aber wie wenige nur sehen ihre Schönheiten! Höchstens das Meer mit seinem Wellenspiel und seiner Brandung und die Erhabenheit der Alpenwelt mit ihren himmelanstürmenden Gebirgsmassen, ihren Gletschern und tiefeingerissenen Tälern werden als schön empfunden. Daß auch unser mitteldeutsches Berg- und Hügelldand, die weite norddeutsche Ebene, daß oft die bescheidenste Landschaft mit dem einfachsten Aufbau unendliche Schönheitswerte bergen, das will Schulke-Naumburg zeigen und die Augen dafür öffnen. „Es bedarf durchaus nicht der eigentlichen Höhenentwicklung oder sichtbaren Selbldbildungen, um die Schönheiten der Struktur der Erde zu erkennen. Auch sanft geschwungene Ebenen mit nur leisen Bewegungen können eine Sülle herrlicher Linien offenbaren.“

In 718 Lichtbildern, zum größten Teil eigenen Aufnahmen, führt uns der Verfasser Landschaften mit oder ohne menschliche Anlagen aus allen deutschen Gauen vor und zeigt, was an ihnen schön ist und warum es schön ist. Dadurch werden diese 3 Bände der Kulturarbeiten zu den wertvollsten und anregendsten Reise- und Naturführern in die deutsche Landschaft, die je geschrieben worden sind. Und jeder Naturfreund und Wanderer, jede deutsche Familie, die eine Sommerfrische aufsucht, sollte sie nicht nur lesen, sondern sich ihren Inhalt ganz zu eigen machen. Eine ungeahnte Erhöhung des Naturgenusses wäre die unausbleibliche Solge. Aber auch für die Erziehung der Jugend zur Heimat- und Vaterlandsliebe leisten diese Bände mit ihrem reichen Bilder schmuck unschätzbare Dienste.

Immer und immer wieder betont der Verfasser dabei die Verantwortung, die wir alle für das Angesicht unseres Landes tragen. „Denn der Mensch ist es, der ihm den Ausdruck verleiht, sobald er es ganz seinen Zwecken unterworfen hat, wie es bei unserem Vaterlande der Fall ist.“ Durch menschliche Anlagen, durch Anpflanzungen von Einzelbäumen und ganzen Wäldern, durch Stauteiche und Talsperren, ja selbst durch Steinbrüche usw. kann das Landschaftsbild vielfach eine Steigerung erfahren. „Es kommt nur auf das richtige Zusammengehen der gesamten toten und lebendigen Natur mit dem Menschenwerk an.“ Leider aber wird das Bild nur zu oft dadurch beeinträchtigt oder ganz verunstaltet. Auch dafür führt der Verfasser zahlreiche Beispiele an und geißelt mit scharfen Worten die rücksichtslose Verwüstung. Somit dient das Werk von Schulke-Naumburg auch in ganz hervorragendem Maße den Heimat-schutzbestrebungen. Und das dürfte es rechtfertigen, auf die „Gestaltung der Landschaft“ hier etwas näher einzugehen, als es sonst bei unseren Bücherbesprechungen üblich ist.

Aus dem reichen Inhalt sei das Solgende herausgegriffen. In dem ersten Bande werden die Wege und Straßen sowie die Pflanzenwelt und ihre Bedeutung im Landschaftsbilde besprochen, im zweiten Band der geologische Aufbau und die Wasserwirtschaft und im dritten Bande die Industrie und die Siedelungen.

Wege und Straßen können nur dann ästhetisch völlig befriedigen, wenn sie sich dem gewachsenen Gelände möglichst eng anpassen. Dieses Anschmiegen an das Gelände gibt eines der belebendsten Motive der Kulturlandschaft. Dadurch verleihen besonders die kleinen Pfade, Feld- und Wiesenwege unserer Landschaft einen so

großen heimlichen Reiz. Und man sollte beim Ausbessern solcher Wege dafür sorgen, daß dieser Reiz nicht unnötig zerstört wird, sollte dabei aber auch schonen, was rechts und links vom Wege steht. Für große Kunststraßen gelten die nämlichen Schönheitsgesetze. Wie schön wirken z. B. viele, namentlich alte Alpenstraßen, die



Abb. 2 Harmonie zwischen der Tektonik des Gebirges und seiner Pflanzen

ganz vortrefflich mit der Landschaft zusammengehen! Und wie unschön sind die schnurgeraden Straßen, die der Ebene vorzüglich stehen, im bewegten Hügellande! Hier treten zwei Arten von Rhythmus auf, die sich so wenig vereinigen lassen wie Wasser und Öl.

Um sich über die Schönheitswerte des Waldes klar zu werden, muß man sich zunächst dreierlei Wirkungen vergegenwärtigen. Die erste hängt ab von der Erscheinung der gesamten Waldmasse innerhalb des freien Landschaftsbildes, die zweite von der Behandlung der Ränder, die dritte ist die Innenwirkung.

Die Waldmasse im Landschaftsbild wirkt besonders durch den Gegensatz von Wald und Feld oder kahler Halde, durch das Nebeneinander von Hell und Dunkel und durch ihre Formen, die sich mit den Linien der Felder, mit den Ortschaften und Talrändern eng verschlingen. Geschlossene Waldränder verstärken die Wucht der Erscheinung noch. Der Zauber des Waldinnern, der uns noch in den immer seltener werdenden deutschen Laub- und Mengwäldern empfängt, ist in dem künstlichen



Abb. 3 Wundervolle schnurgerade Allee, die besonders überzeugend wirkt, weil sie zu einem sichtbaren Ziele hinführt

Sorst mit seiner häßlichen Reihenpflanzung von gleichaltrigen Bäumen, die kein Unterholz und kein Waldpflänzchen mehr aufkommen lassen, für immer vorbei. Wir müssen selbstverständlich Nutzforste haben und können nicht alle unsere Wälder allein nach ästhetischen Grundsätzen verwalten. Aber wieviel wäre schon für das Landschaftsbild gewonnen, wenn man die rechteckigen, wie mit der Schere ausgeschnittenen Kahlschläge vermeiden würde, wenn man sich ihre Grenzen durch die Bodengestaltung geben ließe, was in Süddeutschland, besonders in Bayern, häufiger zu beobachten ist. Es würden dann weiche geschwungene Ränder entstehen, die durch eine Senkung, eine Erdwelle, ein natürliches Gesicht bekommen würden. Durch passende Auswahl könnte man die Überhälter zu Gruppen zusammenfassen und auf diese Weise mehr natürliche Lichtungen schaffen. Noch günstiger für die Land-

schaft wäre der alte Semel- oder Plenterbetrieb. Es müßte möglich sein, eine Mittelform zu finden, in der ohne Verzicht auf Nutzertrag die natürliche und überlieferte Form der deutschen Landschaft erhalten bliebe.

Wie im Walde, so werden die Nadelhölzer heute auch in der freien Landschaft bevorzugt und an Orten angepflanzt, wo sie gar nicht hingehören und den armseligsten Eindruck machen. So sieht man Sichten und Tannen in der Nähe von Gebäuden, wo geschnittene Bäume viel mehr am Platze wären, in Vorgärten, die nur ein paar Meter breit sind und dem Baume nicht die Möglichkeit geben, seine herrliche Kegelform zu entwickeln, ja selbst als Alleebaum, wozu beide sich doch absolut nicht eignen. Der Nadelholzbaum fordert das rauhe, felsige, einsame Land, seine zackige, spitze Form harmoniert prächtig mit der Tektonik des Gebirges. Zu dem weichen, welligen Hügellande gehört die weiche Form unserer Laubhölzer.



Abb. 4 Kapelle mit Baumgruppe

Für den Einzelbaum oder die Baumgruppe in ihrer rhythmischen Wechselbeziehung zum Landschaftsbild fehlt heute jedes volkstümliche Verständnis. Manches alltägliche Stück Natur erhält durch einen Baum oder eine Baumgruppe ein Wahrzeichen, etwas Besonderes, ja fast feierlich Monumentales. Das gilt besonders von dem Gipfel einsamer Berge. Ähnlich wie bei einem einsamen Wartturm oder einer kleinen Kapelle auf weit sichtbarer Bergeshöhe wird dadurch das Gefühl der Weite und Ferne gesteigert. Leider wird in unserer Zeit dieses Bild vielfach durch Ausschonung und Umpflanzung, womöglich mit jungen Sichten, vollständig zerstört. Der Einzelbaum oder die Baumgruppe ist auch die schönste Nachbarschaft für eine Steinbank, ein Kreuzifix, eine Kapelle oder einen Gedenkstein. Für die vielen Kriegerdenkmäler, die der Krieg bringen wird, dürfte es keine passendere oder

edlere Umgebung geben als solche Anpflanzungen. Und wo nur geringe Mittel zur Verfügung stehen, wird eine solche allein das würdigste Material darstellen.

Der stillen Poesie unserer Seldensamkeit, deren Entdeckung ein Ruhmesblatt der neueren Malerei und Dichtung ist, wird dann ein weiteres Kapitel gewidmet. Der Ackerbau schafft im Flachlande die unendliche Perspektive und bemalt im Hügellande die Erdwellen mit dem lustigen Streifen- und Schachbrettmuster der Selder, die dadurch neue plastische Form gewinnen, während die busch- und baumbesetzten Grenzlinien der Raine und Gemarkungen die Bewegung unterstreichen und verstärken. Leider hat die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts durch die Separation und Zusammenlegung Raine und Hecken, Einzelbäume und kleine Wälder, Gräben und Bäche rücksichtslos beseitigt und dadurch nicht nur viele Schönheitswerte, sondern auch zahllose Nist- und Brutstätten für unsere besiedelten Sänger vernichtet. An die Stelle der abgeschlagenen Hecken aber setzte man den Stacheldrahtzaun. Manche Landschaft hat damals ihren natürlichen Reiz vollständig eingebüßt. Dazu kam in jener Zeit noch eine fast fanatische Verfolgungswut, mit der man jeden Baum zerstörte, dessen Nutzungswert man nicht zu errechnen vermochte.

Will man die landschaftliche Schönheit in der gesamten Plastik der Erdoberfläche verstehen, so ist vor allem die Erkenntnis zweier Konstruktionsformen im geologischen Aufbau nötig, der Gesteinsmassen, die das Gerippe der Landschaft bedeuten, und des verhüllenden Kleides der amorphen Verwitterungsmassen, die, gröber oder feiner zermürbt, darüber ausgebreitet sind, hier Tiefen ausfüllen, sich dort als Schuttkegel an Bergwände anlehnen oder sich als dünne Haut über harte Steingerüste spannen. Den Linienrhythmus nachzufühlen, bildet einen wichtigen Teil des Genießens unserer Landschaft. In dieses wechselnde Linienpiel schlägt nun der Mensch seine Sänge, er baut das Gestein ab, legt Steinbrüche an usw. Will man gerecht abwägen, so muß man beinahe sagen, daß durch den Steinbruchbetrieb ebensoviel Schönes neu geschaffen wurde, als er vernichtete. Seitdem allerdings auch bei der Steingewinnung der moderne Großbetrieb Platz gegriffen hat, verschiebt sich das Bild etwas. Da werden nicht mehr einzelne Wunden geschlagen, die wieder vernarben, sondern ganze Gebirge vernichtet. Als Beispiel dafür dienen die Elbufer in der Sächsischen Schweiz. Man hat den Reiz des gesamten berühmten Flußtales, das dem Glück des ganzen Volkes diene, für die Tasche von einigen wenigen verkauft. Es erscheint uns heute vollkommen unbegreiflich, wie jemals Konzessionen für ein solches Vorgehen erteilt werden konnten.

Man könnte glauben, daß die Wege des Wassers in Bächen und Flüssen und seine Raststätten in Teichen und Seen wahrscheinlich am schönsten wären, wie sie es selbst sich geschaffen haben und daß das kleine Menschenwerk drum und dran nur stören könnte. Daneben muß man aber wohl zugestehen, daß die hinzutretenden Kunstformen des Menschen innerhalb der Landschaft doch oft Bereicherungen genannt zu werden verdienen. Man denke nur an die klappernden Wassermühlen, an das rauschende Wehr, an die Kanäle mit ihren Schiffen, an die Häfen und Molen usw. Drei Viertel der ganzen Poesie des Wassers sind mit diesen menschlichen Kunstformen verknüpft. Freilich dürfen solche nicht ein Ausmaß erhalten, daß die Allgemeinheit dadurch wesentlich geschädigt wird. Man muß die Werte,

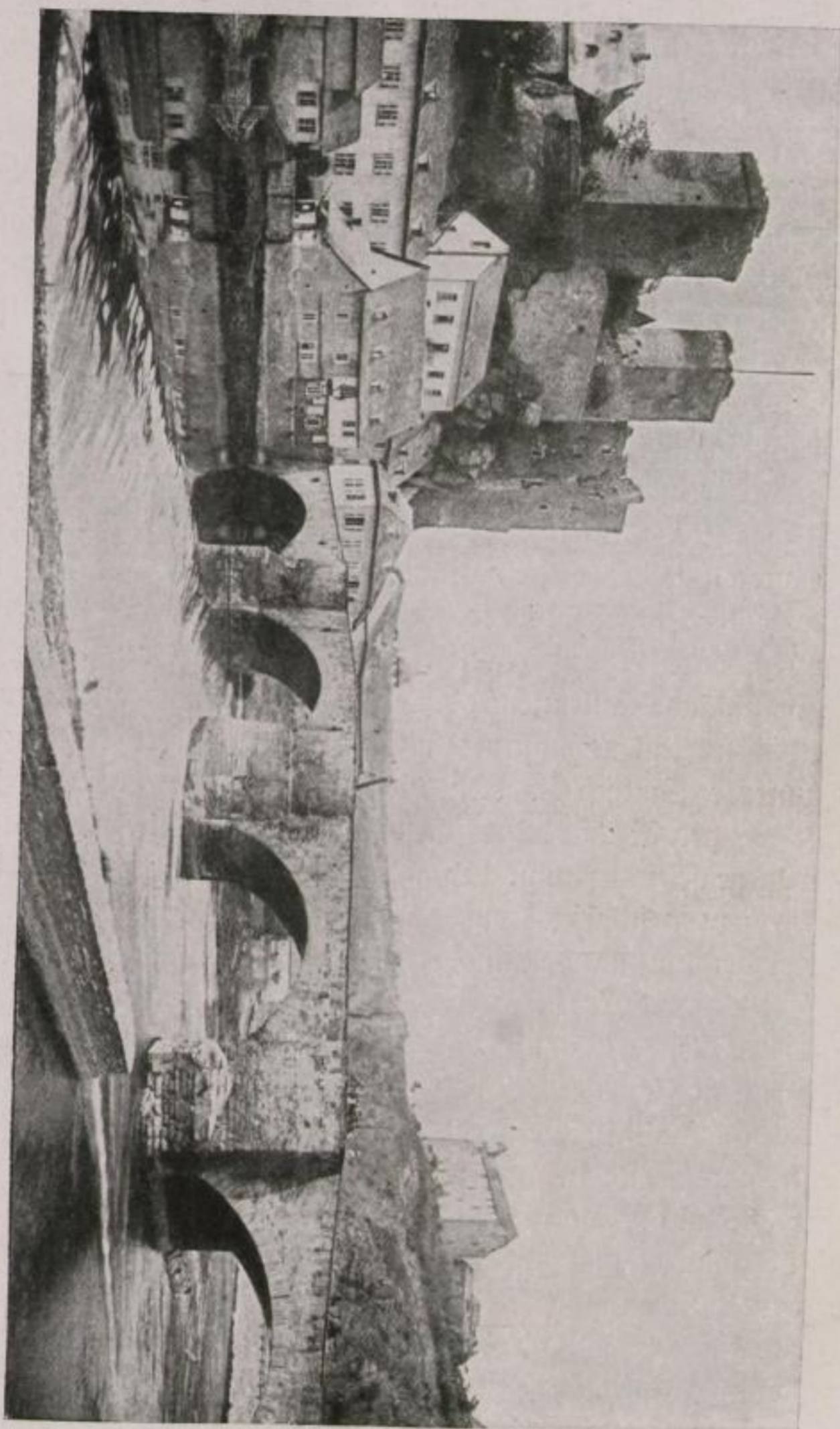


Abb. 5. Schöne alte Steinbrücke

die neu geschaffen werden, mit denen vergleichen, die verloren gehen, die dem Volke als Ganzes zugute kommen, auch wenn es „nur“ geistige Güter sind. Das gilt auch von den Talsperren. Man kann sich mit vielen, ja den meisten Talsperren auch ästhetisch einverstanden erklären. Ganz anders aber liegen die Verhältnisse bei den Laufenburger Stromschnellen, deren Zerstörern noch bis in die fernsten Zeiten ein Makel anhängen wird.

Bei den Flußbauten, den Wildbach-Verbauungen sowohl wie dem Geradelegen von Flußbetten, tritt Schulze-Naumburg kräftig für den Naturschutz ein. Es wäre dringend nötig, wenn bei all solchen Anlagen, die tief in das natürlich Gewordene einschneiden, Sachverständige der Naturschutzpartei gehört würden, damit nicht ohne Not Schönes, das am Wege mit stehen bleiben könnte, zerstört wird. Das Ideal wäre allerdings, wenn eine natürliche Liebe zu den Erscheinungsformen unseres Landes allmählich auch alle Techniker und Ingenieure beseelte und sie selbst im-



Abb. 6 Eine schlichte Erhebung erhält durch den Gipfelbau erst ihre überragende Bedeutung

stande wären, das Schöne nicht nur zu erkennen und zu schonen, sondern auch neu hervorzubringen. Und für die Konstruktion der sichtbaren architektonischen Werke fordert der Verfasser die Hinzuziehung eines Baukünstlers, aber nicht für die Anbringung von unnötigem und unschönem Aufputz, sondern für die Konzeption des Gesamtaufbaues, für die richtige Verwendung des geeigneten Materials, sowie für die Anpassung an die Umgebung.

Beim Tiefbau werden besonders die in Zement gefassten Gräben und Bäche als unschön verworfen. Besonders häßlich ist die überall zu beobachtende Methode, im Bachbette eine betonierte Rinne einzubauen, die natürlich mit der Umgebung nicht die geringste Harmonie bildet und oft anmutige Orte aufs tiefste schändet. Auch Ton- und Zementrohre, die für Kanalanlagen unter der Erde ganz vortrefflich sind, verstoßen, wenn sie offen zutage liegen, gegen das natürliche Schönheitsgefühl.

Da in der üblen Hälfte des 19. Jahrhunderts sehr viele Brücken gebaut worden sind, viel mehr als in Hunderten von Jahren vorher, so gehören schöne

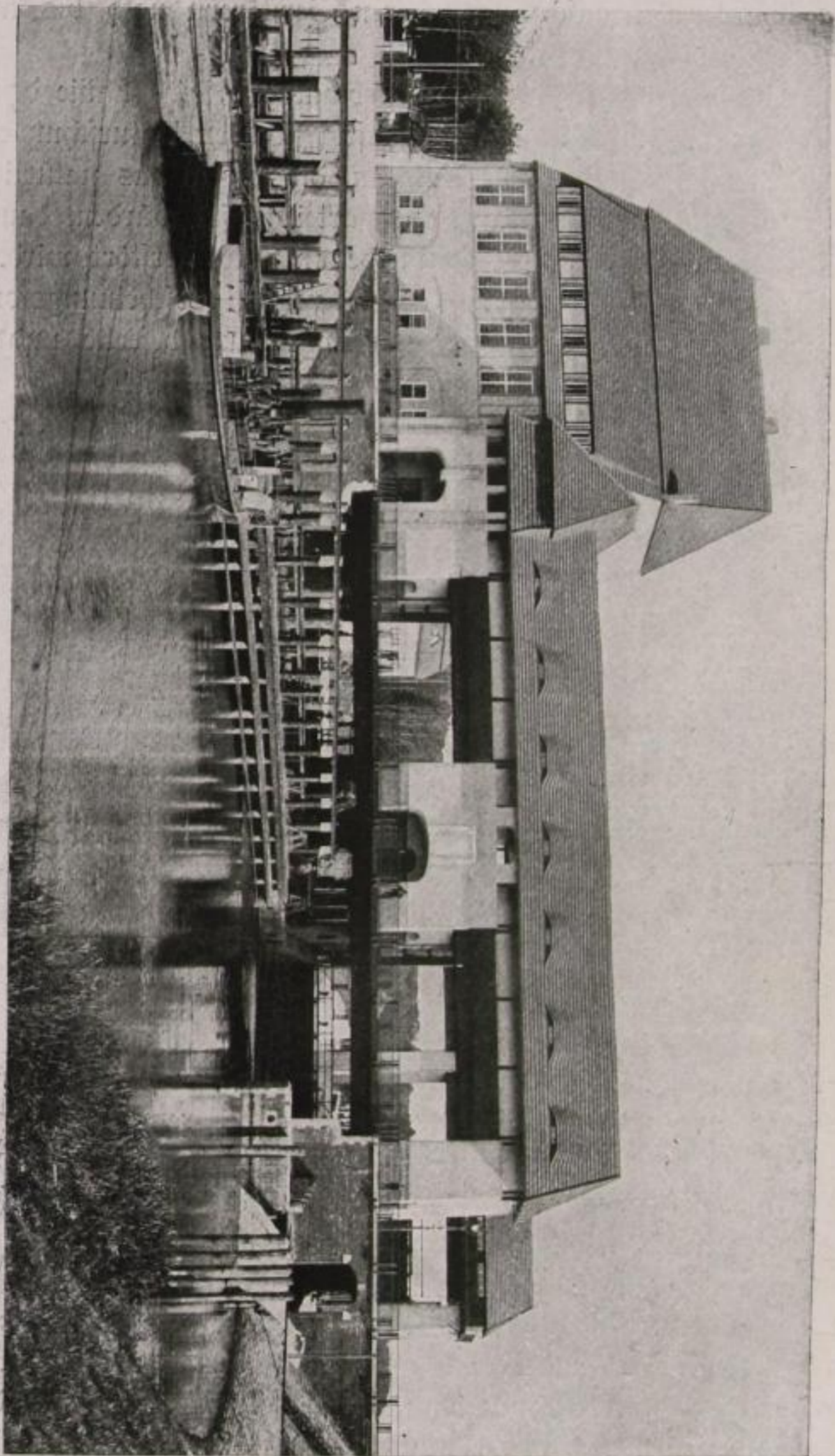


Abb. 7 Neue Schleusenanlagen von gewaltiger Ausdehnung, die trefflich in der Landschaft stehen

Brücken heute zu den Seltenheiten. Dazu kommt, daß Großmannsucht und Geschmacklosigkeit viele der schönen alten Holzbrücken, die mit ihrem wundervollen Silbergrau farbig vortrefflich in die Landschaft paßten, rücksichtslos beseitigt hat. Neue Holzbrücken aber, die auch heute noch da, wo das Holz billig ist, zu empfehlen sind, werden aus dem gleichen Grunde nicht mehr gebaut. Und auch die steinernen Bogenbrücken, die Deutschland früher viel besaß, stehen heute zum weitaus größten Teil nicht mehr. Der Tiefbaumeister kann ihnen den kleineren Querschnitt nicht verzeihen, den sie gegenüber neueren Konstruktionen haben, und deshalb ist er dabei, sie mit Stumpf und Stiel auszurotten. Das geschieht leider auch an Orten, wo dem Querschnitt gar nicht die angedichtete Bedeutung zukommt. Das ist tief zu

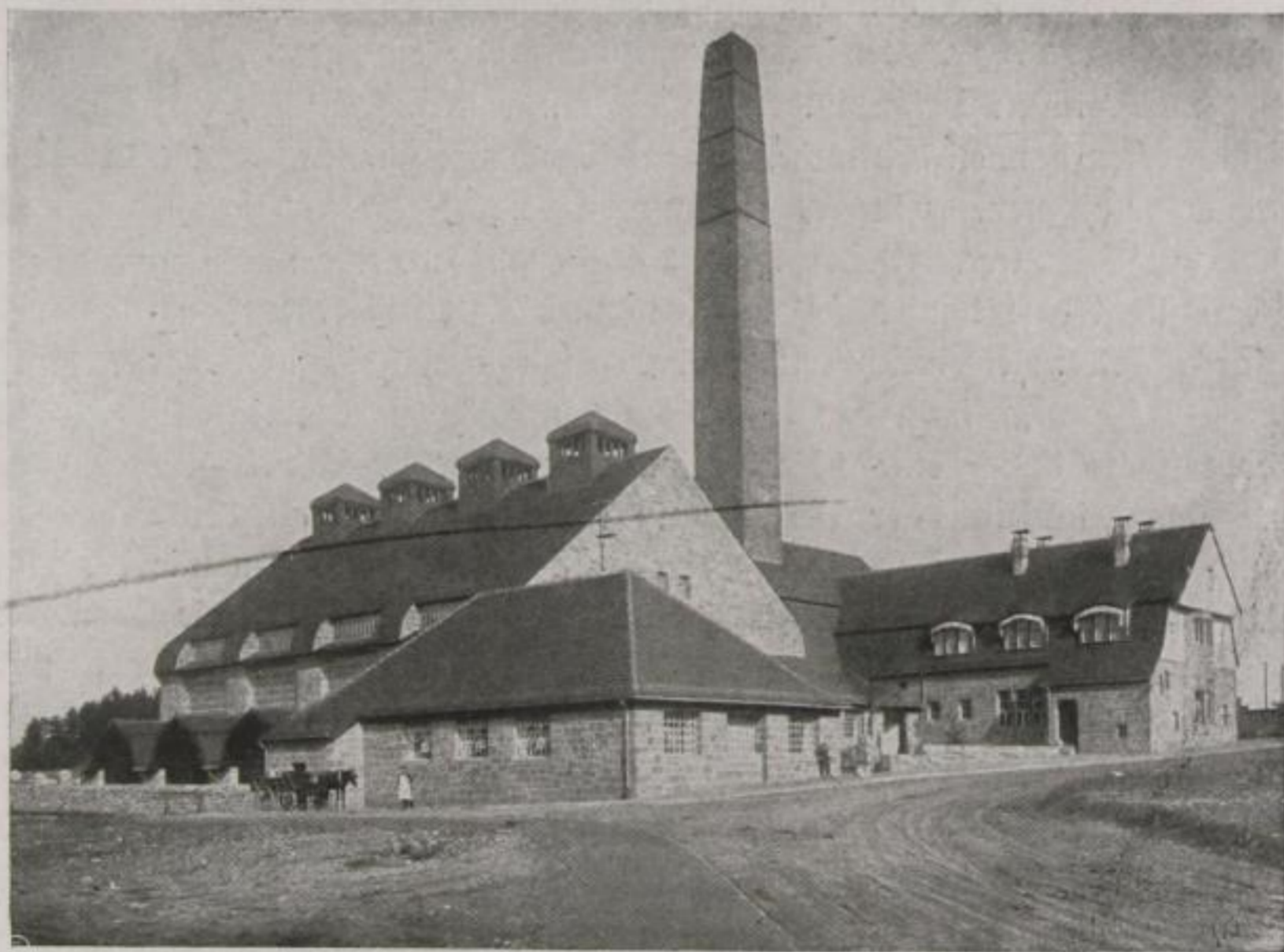


Abb. 8 Elektrizitätswerk Bad Nauheim, ein Beispiel, wie vortrefflich sich solche Kraftanlagen lösen lassen

beklagen. Zum Glück beginnt man jetzt auf diese Schädigungen aufmerksam zu werden, allerdings erst, nachdem es beinahe zu spät ist. — Eiserne Brücken wirken in der weiten Ebene meist schön, dagegen in den Bergen und Städten häßlich.

Die technischen Anlagen der früheren Jahrhunderte, die Wind- und Wassermühlen, die Schächte und Eishämmer usw. passen sich meist vortrefflich der Landschaft an und sind von charaktervoller Schönheit. Das 19. Jahrhundert brachte dann auch hier in der zweiten Hälfte die Verwilderung und Verhäßlichung. Alle Industriebauten aus dieser Zeit entstellen die Landschaft. Seit 1905 ist aber ein Wandel eingetreten. Wollen wir gerecht sein, so müssen wir zugeben, daß das Bild, das die Industrie heute bietet, zwar noch nicht dem Ideal entspricht, daß sie

sich aber nach ihm umzugestalten beginnt, vor allem, wenn man überall da, wo es sich um Gestaltung handelt, den Künstler herzuzieht.

Die Eisenbahn mit ihrer kühnen Linienführung, die sich eng an das Gelände anmiegt, findet Gnade vor den Augen des Künstlers. Wir lieben unsere Eisenbahnen und betrachten sie als ein Teil unseres Landes. Auch rein landschaftlich. Manches könnte ja noch besser werden und wird auch besser werden, wenn erst auch einmal die Ingenieure das Land mit liebender Seele betrachten lernen. Aber gerade die Rücksichtslosigkeit, mit der die Technik ihre Ziele bisher verfolgt hat, hat sie vielen so unnötig verhaßt gemacht. Die Bergbahnen werden dagegen sämtlich verurteilt. Überall, wo sie hinkommen, ist es mit der Berg einsamkeit und ihrem stillen Zauber für immer vorbei. Und die präkigen Hotelbauten, die sie mit sich bringen, sind geradezu Saustschläge in das Gesicht der Gebirgslandschaft.

Die menschlichen Behausungen sind oft nur kleine Flecken im großen Bilde, aber diese Flecken können bestimmender auf das Ganze wirken, als sämtliche anderen Bestandteile zusammen. Ein edles Bauwerk veredelt die Landschaft, ein gemeines aber drückt sie herunter. Weiter kommt es darauf an, wie und wo das Bauwerk in die Landschaft gesetzt wird. Dadurch kann die Plastik einer Landschaft auf das Höchste gesteigert, ja eigentlich erst sichtbar gemacht und bis zur Vollendung verklärt werden. Aber ebenso kann das Bedeutsame und Schöne des tektonischen Aufbaus der Erdoberfläche durch eine üble Bautätigkeit verdeckt, ja vollkommen vernichtet werden. Das zeigt nun der Verfasser in Wort und Bild an der Bebauung der Ebene und der isolierten Berggipfel, der Terrassen und Berglehnen wie der Talsohle. Überall da, wo künstlerische Gestaltungskraft das Zusammengehen, die Harmonie des menschlichen Bauwerkes, sei es nun Einzelbau oder Stadt und Dorf, mit der Linienführung der Landschaft erreicht hat, wird unser Schönheitsgefühl befriedigt. Wo das nicht der Fall ist, z. B. bei den häßlichen Hotelkästen im Gebirge und vielen modernen Aussichtstürmen, fühlen wir uns abgestoßen. Das gilt auch von den meisten neu angelegten Friedhöfen. Wie hat gerade bei letzteren die Großmannsucht oder Öde und Nüchternheit die tröstende und friedvolle Stimmung solcher Stätten vernichtet! Zu den ärgsten Landschaftsschändungen gehören aber die riesenhaften Reklametafeln in der freien Natur und alle möglichen Arten von Ausführungen für solche Zwecke. Reklame in der Landschaft ist nicht nur ein Zeichen für die Abwesenheit alles dessen, was man bei bescheidensten Anforderungen guten Geschmack nennt, sondern auch Mangel an Sinn für geziemendes Benehmen ganz im allgemeinen. Ein jeder anständig empfindende Mensch sollte es sich zur Pflicht machen, bei den Firmen, die sich dieser Art von Reklame bedienen, nichts mehr zu kaufen. Eine entsprechende Organisation hierfür könnte noch gründlicher wirken, als das Heimatschutzgesetz, das leider in Preußen einen Unterschied macht zwischen landschaftlich bevorzugten und nicht bevorzugten Gegenden. (Das sächsische Gesetz vom 10. 3. 1909 macht diesen Unterschied bekanntlich nicht.) Solche Einteilungen gibt es nicht. Eine jede Gegend hat ihre eigenen und besonderen Reize. Es ist nicht angängig, die spärlichen Reize einer Landschaft auch noch für vogelfrei zu erklären.

Professor Dr. Schorler.

Straßennamen.

Die beabsichtigte Umnennung der „Hospitalstraße“ in Dresden-N. in „Schwarze Straße“ hat dem königlichen Ministerium des Innern Veranlassung gegeben, unseren Verein gutachtlich zu einigen grundsätzlichen Ausführungen und Anregungen über diesen Gegenstand zu hören. Unser Mitarbeiter, Stadtbaurat Rieß-Sreiberg, hat in dankenswerter Weise nachstehende Zeilen verfaßt, denen wir vollinhaltlich zustimmen:

Das Recht auf den Namen ist ein geheiligtes Gut eines jeden Staatsbürgers. Name und Ehre sind eng verbundene Begriffe geworden. Wie die Familie die Grundlage des Staates ist, so ist der Familienname das äußere Zeichen der Stammeszugehörigkeit. Er ist die Kette, welche einen jeden mit der Vergangenheit, mit Ahnen und Urahnen zusammenschließt und ihn tief in den Urgrund seines Volkstums zurückführt, zugleich ihn aber auch mit der Zukunft, mit Enkeln und Urenkeln verbindet. Darum wendet die Gesetzgebung mit Recht dem Namen ihre besondere Obhut zu. Sie schützt ihn vor Mißbrauch und Verunglimpfung und läßt auch nur in Ausnahmefällen seine Veränderung zu. Ja, eine veränderte Schreibweise des Namens durch oft nur scheinbar geringfügige Buchstabenänderung ist nicht statthaft. Sogar künstlich gebildete Namen für Erfindungen und Sabrikate werden gesetzlich geschützt und sehr hoch bewertet, weil der sinnfällige Name allein oft ein großes Kapital mit werbender Kraft darstellt, z. B. Aspirin, Odol, Minimax und dergl. Die Zeit der Erfindungsindustrie hat zugleich auf diesem Gebiete der Namenindustrie eine üppige Blüte — Unkrautblüte — hervorgebracht.

Es ist nun ein merkwürdiger Umstand, daß die Namen, welche Besitz einer Persönlichkeit sind, so eines weitreichenden gesetzlichen Schutzes genießen, die Namen jedoch, welche einer größeren Gemeinschaft gehören, welche das Gut einer Mehrheit sind, ohne Schutz dastehen und einer gewissen Willkür je nach Wunsch und Stimmung etwaiger änderungsfroher zufälliger Zuständigkeiten ausgesetzt sind. Es zeigt sich auch hier, wie bei den meisten Bestrebungen, für welche der Heimatschutz eintritt, daß das, was ein ideales Allgemeingut ist, des realen Schutzes entbehrt und fast rechtlos bleibt dem rücksichtslos gehandhabten materiellen persönlichen Rechte oder der Willkür eines einzelnen gegenüber.

Dieser Zustand der Rechtlosigkeit der Namen von Straßen, Plätzen, Brücken, Häusern, Stadtteilen, von Acker- und Waldstücken, Flüssen, Bächen, Teichen und Bergen muß beseitigt werden. Auch diese Namen müssen als gemeinsames Volksgut geschützt und erhalten werden, um so mehr, je eigenartiger und sinnvoller sie sind. Auch in diesen Namen verkörpert sich Geschichte, Stammeseigenart und der Geist ihrer Zeit. Sie sind Adern, die oft zu den Urquellen echten alten Volkstums zurückführen. Auch in ihnen stecken für Gegenwart und Vergangenheit Erinnerungswerte und Beziehungen auf allerlei Lebensverhältnisse einzelner und vieler, oder es liegt in ihnen eine eigenartige Schönheit, Poesie oder Romantik. Das alles sind wertvolle Eigenschaften voll innerer Kraft, Quellen zur Stärkung und Erhaltung des Heimatsinnes und des Willens zum Deutschtum für die Gegenwart und Zukunft.

Als Beispiel möge an viele alte Sturnamen und ferner an die alten kraftvollen Grubenamen des Sreiberges erinnert sein, deren Verschwinden aus dem Sprachgebrauch und dem Gedächtnis eine weitere Verarmung unserer an eigenartigen Bezeichnungen so leeren, unfruchtbaren und harthörigen Zeit bedeuten würde. Ein Straßennamen wie z. B. „Ehrene Schlange“, der vor mehreren Jahren in Sreiberg nach einem alten Stollen gewählt wurde, ist bildkräftiger, lebensvoller und fastiger in Erinnerungswert und Vorstellungskraft als hunderte von farblosen, gestelzten modernen Straßennamen, die so oft nur Verlegenheitszeugnisse oder Zufallsbildungen sind.

Eine Waldstraße, die den Namen „Hirschstange“ oder „Hasensprung“ oder „Jägerhorn“ usw. führt, spricht lebendiger zur Phantasie, gibt dem Walde mehr poetischen Zauber und Romantik als der „C-Weg“ oder „A-Flügel“ oder dergl. papierene Namen, bei deren Klang man nicht das Rauschen des Waldes, sondern das Knittern und Knistern von Rundholzrechnungen und das Klappern der Schreibmaschine zu hören meint.

Wie anmutig klingt der Name einer Straße in einer Landhausfiedlung „Am grünen Zipfel“ oder „Im Vogelsang“, anheimelnder, lockender und mehr vom Heimatgefühl durchtränkt als in der „Villenkolonie“ die „Eisenbahnstraße“ oder „Chausseestraße“ oder gar „Verlängerte Chausseestraße“! — Es sollen auch die Namen sich der Eigenart des Ortes anpassen und dadurch ein Lächeln der Poesie und des Heimatgefühls in den grauen Alltag und die tägliche Arbeit tragen, wo es möglich ist.

Oft ist auch ein Name das einzige Zeugnis oder Denkmal, sozusagen eine lebendige Urkunde, für einen fernen geschichtlichen Vorgang oder für das Dasein eines längst verschwundenen historischen Bauwerks. Z. B. kann der Name „Spitalstraße“ darauf hindeuten, daß vor Jahrhunderten dort ein Spittel gestanden hat, wenn auch jetzt nichts derartiges mehr vorhanden ist. Bei Freiberg führt z. B. eine ländliche Gastwirtschaft mit Gut den Namen „Sernestechen“. Dort war im Mittelalter ein Kloster mit Kirchlein, wo Kranke und Sieche fern vor den Toren der Stadt Aufnahme fanden, daher „die ferne Siechen“. Heute besteht nur noch der alte Name. Ähnlich deuten die Namen Mönchgasse und Nonnengasse auf die verschwundenen Klöster der Stadt.

Der Name Galgenberg oder Henkersteg oder dergl. weist auf die mittelalterliche Rechtspflege hin und ihre Stätten, wenn auch sonst vielleicht jede Spur und greifbare Erinnerung verschwunden ist.

Auch die Sage schmückt und erklärt mit ihrer Romantik oft die Straßennamen. In Görlitz z. B. weist der Name „Verrätergasse“ auf eine alte blutige Stadtsage und erweckt geheimnisvolle Schauer der Erinnerung. Gar mancher Platz in Wald oder Feld erinnert nur durch seinen Namen — z. B. „Wüste Mark“ — daran, daß hier eine im dreißigjährigen Krieg zerstörte Ortschaft gestanden.

So möge man alte Sturnamen, Ortsbezeichnungen und Straßennamen erhalten und wieder zu Ehren bringen, und wo in neuerer Zeit solch alter Name zugunsten eines modernen, farblosen gewichen ist, den alten wieder zu Ehren bringen, soweit es irgend angeht, nie aber einen echten alten Namen zugunsten moderner Benennung beseitigen.

In Stadt und Land, in Wald und Haide, Slur und Feld möge die Poesie wieder erwachen, und es mögen die neuen Namen voller Lebensfrische, frei von Stubenluft und Aktenstaub wurzelrecht sein und mit dem heimischen Boden wirklich verwachsen.

Bei der Benennung von Straßen und Plätzen ist es nun vor allem wichtig, solche Namen zu wählen, die dem Verständnis und der Phantasie des Volkes entgegenkommen, die in seinem Gedächtnis leicht haften, keiner großen Erklärungen bedürfen und keinen Mißdeutungen oder Verunstaltungen ausgesetzt sind.

Man schweife auch nicht in die Ferne, sondern in unserer Zeit, die den Wert der Heimat und ihrer besonderen Eigenart mehr und mehr erkennt und würdigt, beweise man auch seinen Heimatstolz und knüpfe an örtliche Verhältnisse und an geschichtliche Ereignisse an, die mit dem Heimatorte und der Heimatserde verbunden sind. Wie anders wird die Heimat und ihre Geschichte dem heranwachsenden Geschlechte lebendig, wenn in den täglich gebrauchten Namen sie sich wieder spiegelt und immer wieder vor Augen tritt, wenn die Namen erzählen von dem, was zuvor an jenen Stellen sich befand oder sich ereignete, wenn die Entwicklung der Stadt oder des bürgerlichen Lebens, von Handwerk, Gewerbe, Wissenschaft und Künsten daraus erkennbar wird, wenn sie erinnern an die großen Männer und Söhne der Stadt oder ihre Schicksale.

In alten Universitätsstädten ist es von besonderem Reize, bald hier bald dort ein Haus mit der Namenstafel eines berühmten Professors geschmückt zu sehen, der dort in dem Hause lebte und wirkte. Wie ein besonderes Licht höheren geistigen Lebens, stimmungsvoller Erinnerung und idealer Kraft liegt es über solchen Orten, das nicht nur den Jünger der alma mater, sondern auch den flüchtigen Besucher in ihren Bann zieht. Ähnlich können auch die Straßennamen eine besondere Stimmung vermitteln. Kurze Erläuterungstafeln, wie sie in manchen Städten zu finden sind und noch viel mehr und allgemeiner angebracht werden sollten, werden namentlich bei alten historischen Straßen und Orten diesen Eindruck vertiefen, die Geister der Stadtgeschichte erst lebendig machen und Augen und Ohren öffnen für die Stimmungswerte alt überkommenen Vätererbes und heimatlicher Eigenart.

Da der Straßennamen nicht nur für eine Generation Bedeutung hat, sondern für eine ganze Folge von Geschlechtern durch Jahrhunderte gelten soll, so wähle man zur Benennung neuer Straßen jedoch nicht Namen von Persönlichkeiten, die nur für eine Generation oder für einen bestimmten, eng umgrenzten Kreis der Bevölkerung von Bedeutung sind. Nach wenigen Jahrzehnten sind auch die Eingeweihten dahingestorben. Die Bedeutung des Namens, der nie im breiten Volke lebendig war, ist verschrumpft, vergessen und verloren und damit auch die beabsichtigte Ehrung zu einer Verurteilung vor den unbestechlichen Augen der Nachwelt geworden: Von ihr gewogen und zu leicht befunden!

Je kleiner eine Stadt ist, desto leichter sind oft die Stadtvertreter geneigt, mit dieser billigen, den Stadtfächer nicht weiter belastenden Ehrung eine Lokalgröße auszuzeichnen: „Es ist so gut wie ein Denkmal und doch bei weitem billiger!“ Es ist z. B. in einer kleinen sächsischen Stadt der nicht gar seltene Fall vorgekommen, daß aus Freude über die Ernennung eines Mitbürgers zum Kommerzienrat die Stadtväter einer Straße ihren alten Namen entzogen und sie auf den Namen der neuen Leuchte der Stadt taufte.

Namen, deren Bedeutung bald vergessen wird, als Straßennamen zu wählen, alte Straßennamen zu ihren Gunsten aber abzuändern, das heißt, den geschichtlichen Sinn abstumpfen und ein gutes Mittel zur Hebung und Befestigung des Heimatgefühls und Pflege alter Überlieferungen unbenuzt lassen, ja zerstören.

Betrachtet man die Reihe der überlieferten Namen geschichtlicher Persönlichkeiten früherer Jahrhunderte, so sind nur sehr wenige, die einer Prüfung standhalten können, ob sie im Sinne einer dauernden Volkstümlichkeit für die Benennung von Straßen gerade in unserer Stadt sich heute noch eignen. Die Zeit ist also eine unerbittliche Richterin!

Daraus kann man für die Gegenwart lernen. Wer heute dieser Ehrung wert erschien, ist vielleicht von der nächsten Generation vergessen. Darum sei diese Ehrung nicht so rasch und gern verteilt, sondern sie gelte als eine der seltensten Auszeichnungen und man lege dafür den höchsten Maßstab an: Wird in 100 Jahren der Name noch leben?

Es werden dann nur die Namen übrig bleiben von weltgeschichtlicher, von höchster vaterländischer Bedeutung und von für die Stadt selbst wahrhaft volkstümlicher und schöpferischer Bedeutung. Dies letztere namentlich dann, wenn der Name des verdienten Mannes unmittelbar mit seiner Schöpfung verbunden werden kann, z. B. bei Stiftungen und dergl. und bei Straßen und Plätzen, die mit diesen zusammenhängen und durch sie erklärt werden, bei großen industriellen Unternehmungen, die für die Stadt, für einen Stadtteil oder für eine ganze Straße und ihre Entwicklung und Aussehen von größter Bedeutung sind.

Grundsätzlich wähle man jedoch zu solcher Ehrung nur neue, bisher unbenannte Straßen, nie aber Straßen, die einen geschichtlich gewordenen Namen tragen.

Wenn erst wieder der goldene Friede uns beglückt, dann werden dankbare Freude und ehrungslustiger Erinnerungstrieb die Verkehrsräume nach den Namen unserer Kriegshelden und nach bemerkenswerten Schlachttorten benennen und vielfach auch umtaufen wollen. So berechtigt dieses Verlangen an sich auch ist, so möge es doch die richtigen Wege suchen und grundsätzlich davon absehen, alte historische Namen zu beseitigen und aus vaterländischem Stolz und Freude am neuen Ruhm etwa die alte Treue zum geschichtlich Gewordenen zu brechen.

Alle Ortsbehörden mögen bald und rechtzeitig von höherer Stelle dringend gewarnt werden und selbst bedenken, ehe in Stadt und Land ein Regen von Hindenburgstraßen und Mackensenplätzen einsetzt, daß Taten im Geiste dieser Helden wie z. B. Stiftungen u. dgl. mehr wert sind und eine wirkliche und höhere Ehrung bedeuten, als wie die billige Benennung einer mehr oder weniger geeigneten Straße nach ihrem Namen. Man hüte sich, die leeren äußeren Ausdrucksformen für echten Kern und Gehalt zu geben und zu nehmen, nur mit der Schelle zu klingeln und mit dem Erz zu tönen, statt Opfer zu bringen und fruchtbare segensbringende Arbeit zu leisten. „Billig und schlecht“ wäre für solche Art Ehrung das richtige und vernichtende Urteil, wo nur das Straßenschild den Dank bezeugt.

Straßenschilder mit den Namen unserer großen Helden in unwürdiger und unpassender Umgebung gar wirken nicht anders als wie die üble Reklame, die den Namen dieser Männer in den Staub und Schmutz der Straße und in die Hekzjagd gemeiner Gewinnsucht zerrt und den Widerwillen jedes deutsch und anständig empfindenden Menschen hervorruft: Der Name wird nicht geehrt sondern gemißbraucht, um mit seinem Glanze Minderwertigem den leeren Schein der Bedeutung zu geben. Dazu sollten uns aber die Namen unserer Großen zu hochstehen, und auch unsere Städte und Ortschaften müssen sich hüten, daß nicht aus dem großen Namen nur eine billige Reklame für eine Straße oder Platz oder den Ort wird. Nicht wie der Dank und die Ehrung schellt und klingelt, sondern auf das Dankesopfer, auf die Tat und ihren Gehalt an seelischen Kräften kommt es an! —

Der Straßennamenname soll auch schon aus praktischen Gründen möglichst kurz sein und möglichst aus einem Worte bestehen. Man denke an das Schreiben der Adressen und noch mehr an telegraphische Übermittlungen, wo die größte Knappheit geradezu ein öffentliches Interesse ist. Nur bei den Namen verdienter Männer, die wir gewohnt sind, mit dem Vornamen zu verbinden, sollte dies auch bei Straßennamen geschehen dürfen. Man sage z. B. Richard Wagner-Straße oder Fritz Reuter-Straße oder Ludwig Richter-Straße, aber nicht Friedrich von Schiller-Straße oder Otto von Bismarck-Straße. Namen, die zur Erklärung und Unterscheidung erst eines langatmigen Titels bedürfen, sind nicht wahrhaft volkstümlich und müssen schon deshalb für Straßennamen ausgeschlossen sein. Man komme nicht, um den zu ehrenden Namen ganz genau zu bestimmen, zu Ungeheuern von Straßennamen wie „Prinz August von Württemberg-Straße“, wie eine Straße in Berlin benannt ist, oder wie „Generalstaatsanwalt von Schwarze-Straße“! Die Bedeutung beider Namen wird für den Volksgebrauch im Sinne echter Volkstümlichkeit, wenn sie je vorhanden war, in wenigen Jahrzehnten entschwunden sein. Nur Schall und Rauch bleibt übrig und die Last des langen Namens, die jedem unbequem ist, solange, bis einmal wieder umgetauft wird, wahrlich nicht zur Ehre des längst vergessenen Straßenpaten. Man vermeide auch, um Verwechslungen vorzubeugen, schon vorhandenen Namen ähnlich klingende Straßennamen. Die Ähnlichkeit führt wieder zur genaueren Bestimmung und Ueberladung des Namens. Auch flüchtige Gleichklänge können zur Verwechslung führen. Das kann sogar bei alten historischen Straßennamen geschehen. So wird in Freiberg nicht selten die „Wasserturmstraße“ mit der „Turmhofstraße“ verwechselt, die Borngasse mit der Körngasse. Dicht beieinander liegen dort die „Domgasse“, das „Domgäßchen“ und die „Kirchgasse“, die sich alle drei auf den Dom beziehen und auch manchmal, namentlich von Ortsfremden, nicht unterschieden werden. Gleichwohl möchte hier wegen des ehrwürdigen Alters dieser aus dem Mittelalter stammenden Namen nichts geändert werden. So gibt es in Groß-Berlin eine Martin Luther-Straße und eine Lutherstraße in großer Nachbarschaft. Die Reichspost mag ein Lied von den Verwechslungen singen können, Man hüte sich, das Gedächtnis zu beirren, und suche es vielmehr zu unterstützen, namentlich in großen Städten, wo die verwirrende Sülle der Straßennamen auch dem Ortskundigen Schwierigkeiten bereitet.

So hat man in Groß-Berlin und anderen großen Städten die Namen von ganzen neuen Stadtvierteln unter einem bestimmten Gesichtspunkt gewählt: Man kennt ein bayerisches Viertel, in dem alle Straßen nach bayerischen Städten genannt sind, ein rheinisches Viertel usw.

Wie bei neuen Straßen die Namengebung keine gleichgültige Sache ist, sondern wohlüberlegt und durchdacht sein sollte, so sollte die Umbenennung alter Straßen nur ein ganz seltener Ausnahmefall sein und nur aus zwingenden dringenden Gründen geschehen dürfen. Wie bereits oben erwähnt, ist ein alter Name Allgemeingut geworden. Es hängen mit ihm eine große Menge von Gewohnheiten, Verbindlichkeiten und Ansprüchen zusammen, deren Abänderung oder Beseitigung Schäden, Schwierigkeiten und Belästigungen nicht nur für die Bewohner der betroffenen Straße, sondern auch für den weiten Kreis ihres Verkehrs und für die Verkehrsanstalten zur Solge haben können.

Auch die Umbenennung der schönen alten Bezeichnung „Gasse“ in die gespreizte „Straße“, als wäre sie etwas vornehmer, ist eine beliebte verbreitete Sünde, gegen die anzukämpfen ist. Wie traut und heimisch klingt dem Ohr das Wort „Gasse“, wenn es dieses Klanges erst mehr

gewohnt ist. Gasse, Gäßchen, Steig, Steg, Weg, Gang, Zeile usw., eine Sülle von Bezeichnungen, lassen Bilder deutscher Stadtpoesie heraufsteigen, in der kerndeutsches Bürgerleben zu Hause ist, voll ehrenfester Treue und stiller Behaglichkeit. Namentlich unsere Klein- und Mittelstädte sollten sich dieses Reizes nicht berauben lassen oder leichtsinnig damit umgehen, sondern ihn mehren. In neuen Stadtteilen der Großstädte kann schon durch die wechselnde Verwendung dieser Bezeichnungen bei „Wohngassen“ und „Verkehrsstraßen“ eine besondere Stimmung geschaffen und dieser alte Name zu Ehren gebracht werden. Eine Stadt voller poetischer Straßennamen regt die Phantasie der Einwohner und der Besucher an und sie erscheint ihnen dadurch in reizvoller Verklärung, anders, als wenn in nüchtern platter Alltäglichkeit die traurige nichtsagende Schablone sich öde breit macht. Das Volkslied und unsere Dichter singen wohl von der kleinen „Gasse“ aber nicht von der „Straße“! Bei alten Namen aber sind diese Bezeichnungen feste Bestandteile des Namens geworden, die unbedingt unverändert und erhalten bleiben müssen.

Namensänderungen möglichst zu verhindern und, um späteren Namensänderungen jeden Grund zu entziehen, die Namensgebung von Straßen usw. aus mechanischer Werkstatt auf eine höhere geistige Stufe zu heben, das sei ein grundsätzliches Ziel für die Zukunft. Vom Schema und der Gleichgültigkeit komme man zu selbständigen Bildungen und neuschaffender Tätigkeit deutscher Art.

Sehr wohl vermag und soll dabei jede Stadt ihre Eigenheit und Freiheit wahren und hervorheben, damit dadurch der Reichtum der deutschen Sprache, der deutschen Phantasie, des deutschen Lebens zum rechten Ausdruck komme. Ein besonderer Reiz würde in dieser vielfarbigen Widerspiegelung deutschen Geistes in den Straßennamen den Städten, als den Trägern deutscher Bildung und Sortschrittes, gegeben werden.

Die Benennung von Straßen usw. möge darum nicht mehr irgend einem Zufalle oder einem gelegentlichen Beschlusse irgend einer mehr oder weniger dazu geeigneten zufälligen Dienststelle allein überlassen bleiben, sondern die Städte müßten

- A. am besten durch eine Verordnung des hohen königlichen Ministeriums angeregt werden, in ihrem eigenen Interesse vor jeder Namensgebung geeignete, mit diesem Gegenstand vertraute und dafür interessierte Körperschaften oder Männer zur Begutachtung oder Vorschlägen heranzuziehen. Als solche kommen in erster Linie die Vereine für Heimatschutz, Heimatkunde, Volkskunde, Stadtgeschichte, Altertumsvereine und ihre Leiter in Frage, sowie Männer, die sich auf diesem oder verwandten Gebieten betätigt haben, und geschichtlichen Sinn und Sprachkunde mit den Sorderungen der Gegenwart zu vereinen wissen. Auch der Landesverein Sächsischer Heimatschutz würde zur Beratung zur Verfügung stehen, ebenso wie dies vom Verein Sächsische Volkskunde wohl ohne weiteres angenommen werden darf.
- B. Die Städte müßten ferner zur Wahrung dieses Allgemeingutes vieler Geschlechter veranlaßt werden, Verzeichnisse der alten Namen von Straßen und Oertlichkeiten anzulegen und dem königlichen Ministerium einzureichen, bei denen sie freiwillig die Verpflichtung eingehen, keinerlei Namensänderungen zu treffen, weil diese Namen historischer Besitz der Stadt geworden sind. Es müßten darunter alle Namen fallen, die älter als 30–50 Jahre sind und solche, die außerdem ein besonders eigenartiges Gepräge tragen. Der freie Besitz der Gesamtheit würde so bewahrt gegen die Willkür einzelner. Wenn den Namen dieser Verzeichnisse zugleich eine Erklärung ihrer Bedeutung beigelegt würde, so wäre damit ein reicher Stoff für heimatkundliche und historische Studien von größtem Werte geschaffen und an einer Stelle zusammen getragen. Durch die Möglichkeit vergleichender Arbeit könnte dann in manches Dunkel hineingeleuchtet werden und würden mancherlei Schätze unseres Volkstums zu Tage gefördert werden können.
- C. Die Namensänderung von Straßen, deren Name älter als 30 oder 50 Jahre ist, möge aber außerdem stets von einem besonderen Genehmigungsverfahren abhängig gemacht werden. Voraussetzungen einer Genehmigung sollten aber sein:

1. daß kein geschichtlicher, heimatkundlicher, sprachlicher oder örtlich bezeichnender Wert verloren geht, worüber die königliche Kreishauptmannschaft in erster Instanz, das königliche Ministerium des Innern in zweiter und letzter Instanz nach Anhörung von Sachverständigen im Streitfalle zu entscheiden hätte;
2. daß ein dringendes Bedürfnis zur Aenderung nachgewiesen wird, wozu auch die Abstellung anerkannter Schönheitsfehler oder auch die Wiederherstellung der geschichtlich richtigen ursprünglichen Namensform rechnen können;
3. daß durch ein Ausschreibungsverfahren die Aenderungsabsicht, welche bisher fast stets der Öffentlichkeit verborgen bleibt, öffentlich bekannt gegeben wird und durch Feststellung und Entscheidung etwaiger begründeter oder unberechtigter Widersprüche die Meinung, Gründe und das Interesse der Bewohner dafür und dawider beurteilt werden kann, ohne daß dem etwa immer ausschlaggebende Bedeutung beizumessen wäre. —

Was so für die Städte eine bisher oft leider verkannte, aber für deutsches Wesen und Art doch wichtige Aufgabe bedeutet, sollte auch auf dem Lande in ähnlicher Weise für Stur und Wald, für Dorf und Ackerbreite zur Erhaltung alter Namen als Denkmäler deutschen Volkstums und, wo es nötig ist, zur Schaffung neuer wertvoller Namensbildungen geschehen im Anschluß an die Amtshauptmannschaften und einen geeigneten Beirat.

Es ist zu hoffen, daß, wenn erst ernstlich von maßgebender Stelle die Aufmerksamkeit der betreffenden Stellen auf die Wichtigkeit und tiefe Bedeutung der Namen gelenkt wird und ihnen die Befolgung der behandelten Grundsätze dringend empfohlen bezw. zur Vorschrift gemacht wird und ferner die älteren Namen unter höheren behördlichen Schutz genommen werden, daß dann auch dieser Acker deutscher Art, der lange vernachlässigt war und viele Steine und Unkraut zeigt, neue und bessere Früchte bringen wird als bisher.

Der Landesverein gestattet sich noch die Leitsätze über die Erhaltung alter Straßennamen beizufügen, die auf dem Denkmalpflegeitag zu Bamberg einstimmig Annahme fanden.

Nach all diesen ausführlichen Darlegungen kann der ehrerbietigst unterzeichnete Landesverein nicht dringend genug empfehlen, von der Umänderung des Namens „Hospitalstraße“ Abstand zu nehmen. Der Landesverein ist überzeugt, daß sich noch in letzter Stunde ein Weg finden läßt, die bisher nur auf dem Papier beschlossene Umänderung praktisch nicht zur Durchführung zu bringen.

Die Leitsätze über die Erhaltung alter Straßennamen,

die auf dem Denkmalpflegeitag zu Bamberg einstimmig angenommen worden sind, lauten wie folgt:

1. Jede alte und als solche geschichtlich bedeutungsvolle Bezeichnung von Straßen, aber auch von Plätzen, Brücken, Häusern und ganzen Stadtteilen, dann von Acker- und Waldstücken, Stüssen, Bächen, Teichen und Bergen ist auf alle Fälle zu schützen und zu erhalten, und zwar um so mehr, je eigenartiger und sinnvoller sie ist.
2. Insbesondere dürfen alte Namen nicht zugunsten von solchen berühmter oder verdienter Männer des Vaterlandes oder der engeren Heimat berichtigt werden.
3. Bei Benennung neuer Straßen sind in erster Linie die alten Stur- und Ortsbezeichnungen zu verwenden.
4. Da, wo erst in neuerer Zeit der alte Name durch einen modernen ersetzt ist, soll der erste, soweit es irgend angeht, wieder zu Ehren gebracht werden.
5. Es muß freilich dem Taktgefühl der betreffenden Behörde überlassen bleiben,
 - a) inwieweit auch solche alte Namen, die schon im Gedächtnis des Volkes geschwunden sind, wieder in Gebrauch zu setzen sind;
 - b) inwieweit auch ein neuerer Name bereits geschichtlichen Wert gewonnen und deshalb ebenfalls auf Schutz Anspruch zu erheben hat;
 - c) inwieweit alte, aber verderbte Namen ihre ursprüngliche Form wieder erhalten können.
6. Zu allen Annennungen alter Straßen und zur Benennung neuer sollen stets die örtlichen Geschichts- und Altertumsvereine, sowie auch einzelne geschichts- und sprachkundige Personen, besonders die Leiter der staatlichen und städtischen Archive, Bibliotheken und Museen als Sachverständige zu Rate gezogen werden.

Vogtländische Dorffkirchen

Von Marie Sorge

Thossen

Nimm einen blauen Sonnentag und dann laß dich vom Dampfroß bis nach Reuth tragen. Dort, wo der Stelzenbaum nicht allzu weit ist, wo das Vogtland sich vor dir ausbreitet weit und reich, aufsteigend in der Serne mit seinen waldigen Erzgebirgshöhenzügen wie gelobtes Land, dort laß das Flügelrad entrinnen und nimm den Wanderstock. An der prächtigen breiten Linde östlich vom Schienenstrang auf kleiner Höhe schau dich um, und dann hast du den Ort gefunden, von dem aus mir die Rhythmen in den Sinn traten und zum Gedicht wurden:

„Nun steigen deine Terrassen
vor mir, mein Vogtland, auf,
und deiner Wälder Massen
türmen sich hauf zu hauf.“

Und hast du dich sattgesehen an der Heimaterde, an den wogenden Seldern, die reich und gesegnet stehen, am leuchtenden Grün der Triften, den verträumten, dunklen Wälderbreiten, dann laß dich am Wanderstab im idyllischen Goldbachtal hinuntertragen ins höheneingebettete, bergwellenversteckte Thossen, und zu seinem altersgrauen Kirchlein im grünen, mauerumgürteten Friedhofsgärtchen.

Klein haben sich's einst die Vorfäter gebaut, ihr Gotteshaus, aber mit starken Mauern, die auch einem feindlichen Anprall standzuhalten vermochten, die die geistliche Heimstatt zu einer Burg und kleinen Trutzfeste verkehrten konnten.

Es ist ja eines der ältesten Vogtlandskirchlein, das du betriffst, erbaut im 13. Jahrhundert, wenn nicht eher. Eineinhalb Meter dick ist die Mauer des Bogens, der das niedrige Mittelschiff vom etwas höheren, gewölbten Altarraum scheidet. Schmucklos mag es einst erbaut worden sein, und erst die aufgehende Renaissancezeit gab dem kleinen Gotteshaus sein köstliches Angebinde in Gestalt eines hochaufstrebenden Flügelaltars.

Trittst du durch die alte bohlenumrahmte Holztür durch niedrigen Vorraum ins Kirchenschiff ein, schweift dein Blick hinauf zur alten, ebenen Holzdecke, so winkt dir von links des Kirchleins köstlicher Schmuck: hier laß deine Augen ruhen!

Im Altarraum, abgefordert wie in einem Heiligenschein, steht mit seinen feinen Schnitzereien und Gebilden aus der Zeit des Michael Wohlgemut, des Meisters der vorreformatorischen Periode, und erzählt, neuerweckt, vom alten Glanz: der Flügelaltar zu Thossen.

So laß uns herantreten an das alte Bild, das sich wieder in früherer Schönheit sonnt, und laß dir erzählen:

Lange hatte er im vorigen Jahrhundert übertüncht und auch wohl verkannt gestanden, der heilige Bildschrein, hat nicht viel zu erzählen gewußt. Kalktünche deckte bis auf die Figuren alles seine Geranke zu und tötete seine Lieblichkeit. Da kamen im Auftrage der „Kommission zur Erneuerung sächsischer Kirchen“ zwei Dresdener Künstler, Maler und Bildhauer W. Weinholt und Vergolder Polster ins Dorf und fingen an, dem schönen Bild das Aschenbrödelgewand auszuziehen. Sie waren feine Spürer und geschickt in ihrem Sach und lösten das Bild aus der toten Maske. Nun ist es unter ihren Händen in alter Seine erstanden und hat viel zu berichten.

Inmitten thront die Gottesmutter mit dem Jesuskind in schöner Holzbildhauerei. Zur Linken steht ihr der heilige Martin, der Schutzheilige der Kirche, zur Rechten der heilige Stephanus, der Gesteinigte. Zwei Engel halten der Himmelskönigin die Krone. — Diese Krone war bei einer früheren Erneuerung nicht wieder angebracht worden, wie auch das Szepter der Königin fehlte, während das sinnvolle Blattwerk eines Weinstockes, das das Mittelstück umrahmte, weiß getüncht war. —

Am Saum des Gewandes der Maria befindet sich folgende gekürzte lateinische Inschrift:

MARIA OM WRA IR NORA WOTRA

Diese rätselhafte Inschrift wurde lange Zeit gedeutet: Maria Oln wostra est, Ye nostra et Voster. Uebersetzt: „Die Maria ist euere Om (Ostra) und unsere und euere Hera.“ In dieser

alten Deutung glaubte man den Beweis zu sehen, daß man einst bei der Bekehrung der Wenden List angewendet habe, indem man sie glauben machte, die Jungfrau Maria sei das Gleiche, wie die heidnischen Göttinnen Om und Uhr. Im Dienste zur Maria sollte also der Dienst zur Ostra aufgehen.

Zu einer ganz anderen einleuchtenderen Lösung kam Pfarrer Pätzold, Großjöhren, bei einer Erforschung dieser und einer noch folgenden Inschrift. Er ergänzte die willkürlich gekürzten Worte folgendermaßen:

Maria omnium virginum gratissima, miserere nostrarum virginum mortuarum. Amen.

Uebersetzt: Maria, gnädigste aller Jungfrauen, erbarme dich unserer verstorbenen Jungfrauen.



Abbildung 1

Im Mantelsaum der Sigur des heiligen Martins, rechter Hand der Maria, befindet sich gleichfalls eine Inschrift. Sie folgt hier:

TOR E WOR NOR.

Nach alter Uebersetzung sollte diese Inschrift lauten: „Tor ist euer und unser nämlicher Gott.“ Diese Uebersetzung suchte sich also der alten Uebersetzung der ersten Inschrift anzupassen. Pfarrer Pätzold übersehte nach den lateinischen Einschaltungen: Tutor es virorum mortuorum nostrorum = „Sei der Schützer unserer verstorbenen Männer.“

Das Bild des heiligen Martins, des späteren Bischofs von Tours, hat eine besonders beachtenswerte kleine Sigur aufzuweisen, einen Obdach oder Kleidung heischenden Bettler. Man betrachte sich die Züge des kleinen Mannes, sie sind überraschend naturalistisch erfasst. St. Martin trennt auf dem Bilde ein Stück seines Mantels für den Bettelnden ab. Die Martins-sagen sind ja zu bekannt, als daß es nötig wäre, darüber zu berichten.

Wichtig für die Feststellung der Entstehungszeit des Bildes ist, neben dem Hinweis auf Meister Wohlgemut im 15. Jahrhundert, die auf dem linken Flügel des Altars angebrachte Darstellung der heiligen Elisabeth mit einer Schüssel Obst in der einen Hand, einem Brotstollen in der anderen, den ein Bettler in Empfang nimmt. Elisabeth, die Gattin des thüringischen Landgrafen Ludwig IV., ist nun 1235, vier Jahre nach ihrem Tode, durch Papst Gregor IX. heilig gesprochen worden. Das schöne Altarbild gehört also unbedingt einer Zeit nach dieser Heiligsprechung an. — Man verlegt ja überhaupt die Einführung des Christentums in diesem Teil des Vogtlandes durch die Deutschherren zu Plauen in die Jahre 1227 oder 1236. —

Der rechte Flügel birgt das Bild der Mutter Anna, im Arm das Jesuskind, und der künstlerisch besonders gelungenen kleinen Maria. Wunderbar ist die Zartheit und Lieblichkeit der Gesichter. St. Anna und Maria tragen — gleich der Gottesmutter im Mittelbild — Goldgewänder. Wundervoll ist auch der Hintergrund hinter den Figuren ausgeführt, der Heiligenschein hinter Mutter Annas Haupt fein gemustert. An der Altarwand, da wo sich die geöffneten Schreinflügel auflegen, sind auf Holz gemalt die Bildnisse der heiligen Katharina (rechts) und der heiligen Magdalena, links des Mittelbildes, angebracht. Die Fleischtönung wirkt hier blaß im Gegensatz zu der der anderen Figuren. Das Mittelbild ist



Abbildung 2

besonders fein in Linie, Ausdruck und Farbe.

Reizvoll ist das Maßwerk oberhalb des Mittelstückes. Zierlich ranken sich in Holzschnitzerei Weinblätter empor mit Trauben untermischt. In der Mitte krönt die Höhe eine Taube, rechts und links von ihr schweben Engelnchen. Unterhalb des Altarbildes, noch oberhalb der Predella, ist im Maßwerk eine kleine, gut charakterisierte Männerfigur geschnitten, das Porträtbildchen des Stifters. Liegend geduckt hält er sein Wappen. Der Name des Stifters, eines Rittermannes um 1500 etwa, ist unbekannt. Das Wappen zeigt zwei sich kreuzende Pfeile, die Schaftenden unten.

In der Predella ist die Anbetung der heiligen drei Könige dargestellt. Das gute Schnitzwerk zeigt in besonders markanter Erfassung die Figur des heiligen Balthasars. Man betrachte die klare Prägung seines Kopfes. Auch der Kleidung der drei Könige ist besondere Sorgfalt zugewendet.^{*)}

Erwähnt sei noch im Mittelschrein an der geschnitzten Halskette der heiligen Jungfrau das Zeichen der Weihe des Altars, das bischöfliche Weihesiegel in rotem Wachs. Oberhalb des Mittelbildes ist Jesus, die Male der Hände zeigend, in einer weniger eindrucksvollen Arbeit zu sehen. Vielleicht ist diese Figur von anderer Hand und erst später entstanden. Darüber und seitlich fesselt wieder zierliches Maßwerk.

Tritt man ein wenig aus nächster Nähe und von eingehender Einzelbetrachtung zurück, etwa bis hinter den Taufstein, so wird dem Auge der Eindruck des alten, schönen Bildwerkes,

^{*)} Eine prächtige Wiedergabe dieser Anbetung brachte in ihrem 1. Jahrgang die Heimatzeitschrift „Das Vogtland“. Durch das liebenswürdige Entgegenkommen der Herausgeber bringen wir das Bild zum Abdruck.

das man wohl als in spätgotischem Stil ansprechen kann, nur noch eindrucksvoller. Das Taufbecken ist eine recht gefällig ziselirte Süssschale aus dem Jahre 1670, drei kleine Wappen daran sind wohl diejenigen des Stifters. — Eine eingehendere Würdigung könnten die vier Gemälde der Außenseiten der beiden geschlossenen Flügel beanspruchen. Diese kleineren Ölgemälde bringen die Wundertaten des heiligen Martins, dem die Kirche geweiht war, zur Darstellung. Auf die Einzelheiten einzugehen, verbietet leider der Raum, es würde eine kleine Abhandlung für sich werden; es sei nur auf die in schöner Harmonie der Maße eingestellten Figuren hingewiesen, die Szenen sind recht lebendig erfaßt und farbig beachtenswert.

Weihnachtlich muten im Schiff die Lichthalter für Wachskerzen an den Sitzplätzen an. Auf den Emporen sind zwei alte grobbehauene Holzbänke, die wohl ihre Arbeit einem Zimmermann vor verschiedenen Jahrhunderten verdanken. Die Balkendecke stützt in der Mitte eine dicke einfache Holzsäule. Zwei kleine Renaissancesäulchen halten die Emporen. Spätere Arbeit?

Die kleine Kirche beheimatet die Einwohner von vier Dörfern: Schönkind, Dehles, Steins und Thossen, sie ist eine Zweigstelle für den Pfarrer von Roderzdorf.

Sagen wandeln um das kleine Gotteshaus, wie um wenig andere vogtländische Kirchlein. Über dem alten Friedhof, nun schon seit zwei Jahrhunderten ein ungeöffneter Rasen-Gottesacker, flüstern sie, um den Altar weben und deuten sie.

Wird doch vor allem erzählt, daß es eine alte heidnische Kultstätte sei, auf deren Grund das Gotteshaus steht. Ein schwerer Steinblock ist der Altar. Seine Gesteinsart ist nicht von dem Gesteine um Thossen. In dieser seltsamen Altarplatte glaubt man den alten heidnischen Opferaltar vor sich zu haben, der einst zu den Kultgebräuchen für Tor und Isera diente. Die Sage erzählt weiter, daß unter dem Altar eine Quelle entspringe. — Stießendes Wasser war zur Abwaschung der Schlachtopfer unseren Altvorderen unerläßlich. — Nun hat die Untersuchung ergeben, daß zwar nicht unter dem Altar, wohl aber unter dem Eckgrundstein des Altarraumes eine sehr starke Quelle ihren Ursprung hat. Die alte Pumpe nahe der Kirchhofsmauer enthält das Wasser dieser Quelle, es ist jedoch nicht genießbar. Dagegen hat der Schöpfbrunnen direkt über der Straße und nächst der Kirche ein Quellwasser, das den Brunnen auch bei trockenstem Sommer ausgiebig speist. Dieser Schöpfbrunnen gehört zur weit bekannten vogtländischen Ochsen Schmiede. Auch der „heilige Hain“ ist noch nicht ganz verschwunden. Auf dem Thossenberg schließt ein kleiner Buchenhain — gleich einer Oase — im Söhrenwald seine Wipfel zu einem Laubkranz zusammen.

So spinnt Mystisches um die kleine Thoskenkirche seine Schleier, die, dem Huffsitzenjorn, dem dreißigjährigen Krieg und drei großen Dorbränden entgangen, nun altersgrau und wetterbewährt zwischen ansteigenden Bergwellen und in Baumgrün gebettet von früheren Jahrhunderten träumen mag. Sie hat ihr Tor dir aufgetan und in ihren Heiligenschrein dich blicken lassen. Heute so wie ihn der alte Meister geschaffen hatte. Sie hat dir von der ehemaligen, halbversunkenen Zeit erzählt und dich an die neue Zeit gemahnt, denn Eichenkränze, verziert mit schwarz-weiß-roten Schleifen, sind am Altar zum Gedächtnis gefallener Söhne der Heimatdörfer aufgehängt, und ihre Namen werden hier mehr und länger von Mund zu Mund wandern, wie die von Hunderten in großen Städten. Und aus der alten Zeit, die hier versonnen im kleinen Tale ein Plätzchen fand, weckt uns der Ruf der neuen Zeit.

Darum komm, laß uns wandern, nach einem kurzen Besuch in der Ochsen Schmiede und einem inhaltvollen Gespräch mit dem stattlichen Schmied das Goldbachtal, hinab, an der grotesken malerischen Brudersichte vorüber nach Roderzdorf und Kürbitz. Dort wollen wir ein andermal halt machen. Denn der laute Tag ruft und das Räderwerk des Talbahnzuges hallt mahnend herüber und weckt uns zur Eile, zur Heimkehr.

Künstliche Blumen

Von O. Seyffert

Sachsen ist ein industriereiches Land. Aber auch die Volkskunst hat in unserem Vaterlande geblüht und blüht hier und da noch heute. Das Landesmuseum für Sächsische Volkskunst in Dresden gibt uns vielseitige und starke Beweise. Wir denken vor allem an die Spielwaren, an die Klöppeleien, an die Webereien, an die Topfwaren, an die künstlichen Blumen. Aus der Volkskunst hat sich im Laufe der Zeit eine Hausindustrie, später eine Fabrikindustrie entwickelt, die erfreulicherweise in vielen Orten noch einige Anklänge an die Sonderheit der Volkskunst bewahrt hat. Freilich nimmt das eigenartige Empfinden immer mehr und mehr ab. Die Fabrikation — es läßt sich nicht leugnen — verflacht sehr oft die Erzeugnisse, und an die Stelle des Individuellen tritt das Allgemeine, Gleichmachende der Maschine. Neuzeitliche Sorderungen, die die Qualitätsarbeit wieder in den Vordergrund bringen, und die Quantität nicht als allein seligmachend hin-



Abbildung 1 Phantaseblumen von Marg. v. Liebenau

stellen, erzeugen eine Rückwirkung, die von der Massenware sich abwendet und das Einzelstück betont. Das Handwerkliche wird wieder in alte Ehren eingesetzt. Wir wollen diese Bestrebungen nach Kräften fördern, denn der Weg führt aufwärts. Es soll nun selbstverständlicherweise nicht von uns ein Feldzug gegen die Industrie, die Hunderttausende von Menschen ernährt, geführt werden. Die Maschine ist unser Freund geworden. Aber sie schafft keine neuen künstlerischen Werte. Die gehen nur von der Einzelherstellung aus. Nur von dieser Seite kann die Fabrikation neue Muster, neue künstlerische Anregung erhalten. Und nach und nach wird auch die Gemeinde wachsen, die an handwerklichem und volkskünstlerischem Schaffen ihre Freude hat und gern das wenige Geld mehr ausgibt, das Einzelstücke kosten.

Eine Hausindustrie, auf die Sachsen stolz sein kann, ist die Herstellung künstlicher Blumen, die in der Sebnitzer Gegend ihren Mittelpunkt hat. Hier in der freundlichen Grenzstadt Sebnitz befindet sich auch eine Sachschule, die schon viel Ersprießliches geleistet hat und deren Hauptgrundsatz ist, ihre Schüler und Schülerinnen geschmacklich zu erziehen.

Unsere künstlichen Blumen haben sich die Welt erobert. Und mit Recht. Es soll nun nicht unsere Aufgabe sein, eine Abhandlung über das Kapitel künstliche Blumen zu schreiben. Wir wollen nur heute, bezugnehmend auf die Einleitung dieses Aufsatzes, auf Einzelerzeugnisse hinweisen. Auf der Leipziger Michaelismesse 1917 hatte der neugegründete Wirtschaftsbund sächsischer Kunsthandwerker zum ersten Male ausgestellt. Unter den Arbeiten befanden sich auch künstliche Blumen. Es waren entzückende Gebilde. Vornehm in Form und Farbe. Es waren keine getreuen Nachahmungen wirklicher Blumen, es war also keine naturalistische Auffassung. Es waren Phantasieschöpfungen köstlicher Art. Und damit ergab sich für künstlerisch empfindende Naturen eine Erlösung. Wohl hat die Phantasieblume neben ihrer Schwester, der naturalistischen



Abbildung 2 Phantasieblumen
von Marga Kummer



Abbildung 3 Phantasieblumen
von Marga Kummer

schon immer eine Rolle gespielt. Selten aber hatte sie so feinsinnige Werke hervorgebracht wie hier. Als Hut- und Kleiderschmuck für vornehme Damen sind diese Schöpfungen eine willkommene Bereicherung. Wir sind überzeugt, daß unsere besseren Putzmacherinnen, unsere vornehmen Kleidergeschäfte die Neuerungen, die einen so starken Ausdruck unserer Zeit geben, begrüßen werden. Sreilich, das große Publikum muß erst erzogen werden, und vor der Hand sind es wohl nur „Seinschmeckerinnen“, die zu unseren Blumen greifen werden. Wir bringen heute in Abbildungen Phantasieblumen von zwei Dresdner Künstlerinnen, von Marg. von Liebenau und Marga Kummer. Wir müssen aber hier besonders bedauern, daß sie der Farbe entbehren. Denn die Farbe ist bei ihnen die Hauptsache. Als eine Rückwirkung von der Sabrikation zur Einzelleistung sind uns die Arbeiten ganz besonders willkommen.

Wie's daheim war

Von Sunker Paul Apitzsch

Heinrich Seidel leitet seine „Jorinde“ ein mit den Worten: „Glücklich zu preisen ist Jeder, der seine Kindheit auf dem Lande oder in einer kleinen Stadt verlebt hat.“ Also bin auch ich glücklich zu preisen. Diese Erkenntnis ist mir indes nicht erst gekommen, als ich während einer Ruhepause in der Sunkenstation

vor Verdun Heinrich Seidels Leberecht Hühnchen, Jorinde und andre Erzählungen las. Ich wußte schon längst, daß es mir beschieden war, eine Kindheit von seltener Sülle und Tiefe erleben zu dürfen.

Dort, wo die Weiße Elster die Leipziger Tieflandsbucht betritt, wo längst nicht mehr bewaldete Höhen ihrem gewundenen Laufe folgen, liegt mein Heimatort. Ein altertümliches Städtchen, noch heute umzogen von Stadtmauer und Wallgraben, mit krummen Gassen und spitzgiebeligen Häusern, mit ephenumponnenen Warttürmen und wappengezierten Türbogen, mit stillen, verträumten Winkeln und mit dem ganzen Reiz des geruhsam dahinplätschernden Kleinstadtlebens. Haus und Hof des Vaters fanden ihre Sortsehung in dem langgestreckten Vorgarten, der bis zur uralten Stadtmauer reichte. Dann kam, genau wie bei dem Besitztum der Eltern Hermanns in Goethes „Hermann und Dorothea“, das in die Mauer gebrochene Pfortchen, das in den hinteren, großen Garten führte. Dieser Garten lag im ehemaligen Wallgraben. An seiner Außenseite floß auch tatsächlich noch ein Wasserlauf, der durch eine ganze Reihe von Gärten führte und der die Verbindung zwischen Mühlgraben und Elster herstellte. Und jenseits des Saunes kamen in buntem Wechsel Obsthaine, Selder, Wiesen und Laubgehölz. So wuchs ich auf, inmitten der Natur, die bis zum heutigen Tage mein Lebensodem geblieben ist.

Stundenlang konnte ich sitzen und schauen am Teich oder Bach in Vaters Garten.

Da steigt behäbig zur Höhe der pechschwarze Kolbenwasserkäfer. Behender rudert der flinkere Gelbrand. Blitzschnell tummeln stahlblaue Taumelkäfer im Sonnenglanze der Oberfläche. Zwischen Wasserpest und Tausendblatt glitzern die Spinnlein. An den Wurzelsfüßchen der Teichlinsen hängen zierliche Süßwasserpolyphen. In diesem nahrungsgesättigten Miniaturwalde räubern die gefräßigen grauen Larven des Gelbrandes und der Libelle, während buntbauchige Kammolche der grau-grünen Wildnis exotische Farbenpracht verleihen. An der Sonnenseite des Teiches liegen in Klumpen die Eier des Srosches. Wie Perlenschnüre schlingen sich Krötenlaichketten um Igelkolbenstengel und Pfeilkrautblätter. Am Grunde kriecht der grauliche Pferdeegel. In Holzhülsen und Kieselsteinstäbchen bewegt sich geheimnisvoll die Larve der Kröcherfliege. Um flammendgelbe Schwertlilien schwirren die Elfengestalten der Wasserjungfern. Auf den breiten Blättern der Teichrose segelt eine ganze Welt genießender Geschöpfchen wie im lustigen Lenzkorso dahin, und in den goldenen Märchenschlössern der Staubgefäßbündel schwelgen winzige Wesen in Licht und Luft, in Glanz und Duft, wie frohe Menschen bei den farbenreichen Wasser- und Blumenfesten Siams und Japans. Und das ist ein einziger Spätfrühlingsnachmittag. Anders das Bild im Nachsommer. Wieder anders im Frühherbst.

Neben dem Teiche sind Rasenflächen und Blumenbeete. Um blaue Glockenblumen und rote, geschlickte Kuckuckslichtnelken gaukeln Baumweißling und Zitronenfalter. Nicht selten waren Admiral und Pfauenauge, großer und kleiner Suchs, Bär und Goldaster, Bläuling und Stachelbeerspanner. Von Schwärmern kamen Oleander-, Wolfsmilch- und Weinschwärmer vereinzelt vor. Sehr selten dagegen waren schon damals das rote und das blaue Ordensband. Den kleinen geflügelten Ordensrittern schien die Auszeichnung ins Insektenköpfchen gestiegen zu sein. Sie

verschmähten jede Gemeinschaft mit ihren Artgenossen. Nie ließen sich die feudalen Sonderlinge auf Blumen nieder. Sie flogen außergewöhnlich hoch und setzten sich nach andauerndem Sluge an die Baumrinde, etwa da, wo die Verästelung des Stammes begann. So stolz waren die schwarzgelben Schwalbenschwanzfalter trotz ihrer Schönheit nicht. Ihre Raupen bevorzugten den Gurkendill. An den Blättern der Weide schmausten grasgrüne, bespornte Ligusterraupen, und im Mulm wühlte die häßliche, blutrote, völlig nackte, große Raupe des Weidenbohrers, vor der ich ein geheimes Grauen empfand, seit einmal eine von mir gefangene in nächtlicher Stunde ihr Zigarrenkistenhäuschen durchfraß und zu mir ins Bett gekrochen kam. Auch mit Totenkopfpuppen, die wir im Herbst im Kartoffelbeete fanden, machten wir Züchtungsversuche, freilich ohne Erfolg. Nie habe ich einen lebendigen Totenkopfschmetterling gesehen, diesen majestätischen König der deutschen Schmetterlinge, immer nur Puppen. Im Herbst erschien dann als letzter Gaukler der Luft der Trauermantel, jenes Sonnenkind im Sammetgewand, das die letzten Reste von Licht und Duft zu erhaschen trachtet und in seinem Kleid die Trauer um schwindende Sommerpracht zum Ausdruck bringt.

Auch die heimische Käferwelt war reich vertreten in Vaters Garten. Der metallisch glänzende Mistkäfer und der gelbschwarz gebänderte Totengräber bildeten die Sanitätspolizei. Goldene Carabusarten verschiedener Größe hasteten über den Sandweg. Am Haselstrauch kam vereinzelt der Rüsselkäfer, am Erlengebüsch in großer Menge der blau glänzende Erlenblattkäfer vor. Pappelböcke mit riesigen Sühlern bereiteten uns besonderes Vergnügen. Am gelben Ginster saßen niedliche Coccinella-Arten, besonders Coccinella septempunctata, das siebenpunktige Marienkäferchen. An Lilien und an den großen Blattwedeln des vielblütigen Mai-glöckchens (*Convallaria multiflora*) schmausten die grauen Maden des Lilienhähnchens. War der Sommer außergewöhnlich trocken, so fraßen diese Schmarotzer die Blätter bis auf die blanken Blattstiele kahl. Und wie der größte deutsche Schmetterling, der Totenkopf, wenigstens in Puppenform in unserm Garten vorkam, so auch der größte deutsche Käfer der Hirschkäfer. Das geweihtragende Männchen wohnte auf der Eiche, während wir das geweihlose Weibchen trotz eifrigen Suchens niemals zu Gesicht bekamen. All diese Käfer sind nach Gestalt und Farbe prächtige Vertreter dieser Insektenklasse. Abstoßend dagegen wirkte auf mich der Maulwurm, dessen kurze Flügeldecken den halben Hinterleib freiließen und der bei der geringsten Berührung eine übelriechende, gelbbraune Flüssigkeit von sich gab. Nicht recht leiden mochten wir auch die in den Erdlöchern der Wiese hausende Maulwurfsgrille.

Verlassen wir nun den Garten mit seinen bunten Beeten, auf denen Akelei und Eisenhut, Braut in Haar und Clydra schimmerten, mit seinen duftenden Jasminhecken und Sliedersträuchern. Hoch über den dichten Weißdornzaun schauten die Riesengestalten der Sonnenrosen, Königskerzen und Malven. Im Zaune selbst standen zwei Holzgewächse, die im deutschen Buschwald immer seltener werden die Kornelkirsche, von uns Kindern Herlixe genannt, und das Pfaffenhütchen.

Kaum zweihundert Meter vom Südausgange des Gartens floß breit und gemächlich die Elster. Da der Nachbar, ein ehrsamer Bäckermeister, die Slußfischerei gepachtet hatte und ich mit dem gleichaltrigen Buben desselben gute Kameradschaft

hielt, so erschloß sich mir ein reiches Feld der Beobachtung und des kenntnisfördernden Zeitvertreibes. In hellen Sommernächten fand das damals noch erlaubte Krebsleuchten statt. Nach der Frühjahrüberschwemmung fingen wir mit dem Sandnetz oder auch mit der bloßen Hand in den auf der Wiese zurückgebliebenen Tümpeln meterlange Male. Selbst auf Raubtierfang zogen wir aus. Wir legten Ottereisen und erbeuteten mehrmals stattliche Exemplare des Sischotters. Wir waren als dreizehnjährige Bengels imstande, festzustellen, ob die Fußspuren im feinen Uferande von einem Hund oderuchs, von einer Katze oder einem Sischotter herührten. So nebenbei lernten wir die Kleintierwelt der Gewässer und die geflügelte Ufer- und Röhrichtsfauna kennen. Unvergeßlich ist mir der Anblick eines Eisvogelnestes am Lehmhange des Elsterufers. Wie ein Fremdling aus dem brasilianischen Urwalde oder von den Koralleninseln der Südsee mutete der schillernde Prachtvogel an, und mein Freund hatte so unrecht nicht, als er die kindlichnaive Vermutung aussprach, das Tier sei vielleicht aus dem Zoologischen Garten in Leipzig entflohen.

Warum ich dies alles erzähle? Nun, weil in einem erschreckend kurzen Zeitraume der Bestand der heimischen Tierwelt ganz bedenklich zurückgegangen ist. Was ich hier erzähle, sind keine Märchen aus dem grauen Altertum. Ich bin ein Mann von vierundvierzig Jahren. In drei Jahrzehnten sind einige der angeführten Tierarten bis an die Grenze des Aussterbens zurückgegangen. Unsere Jungen streifen, ebenso wie wir vor dreißig Jahren, mit offenen Augen durch Wald und Stur. Ich frage sie: Habt ihr schon einmal einen in der Natur freilebenden Mal oder Eisvogel gesehen? Wer kennt den lebendigen Hirschkäfer oder Totenkopf? Und wenn sie ehrlich sind, müssen sie bekennen: Wir kennen diese Tiere nur aus der Lehrmittelsammlung der Schule. Von Großstadtkindern will ich gar nicht reden. Sie begrüßen ja schon den Igel mit Erstaunen, den Salamander mit Erschrecken.

Es sollen hier nicht die Gründe des Aussterbens gewisser Tierarten erörtert werden, auch nicht die Mittel und Wege, der drohenden Verödung der Natur entgegenzutreten. Die fortschreitende Kulturentwicklung erschwert bis zu einem gewissen Grade die Lebensbedingungen der freilebenden Tierwelt. Soll der Mensch auf das elektrische Licht verzichten, weil es dazu beiträgt, unsere Nachtfalterfauna auszurotten? Sollen wir unsere Starkstromleitungen aufgeben, weil es vorkommt, daß Stare und Schwalben durch Kurzschluß getötet werden? Sollen wir Wildbachverbauungen und Flußlaufregulierungen, die so ungeheuren Schaden verhindern, deshalb unterlassen, weil einer großen Anzahl Uferbewohnern die Lebensbedingungen dadurch erschwert werden? Sollen wir unsere einträgliche moderne Forstwirtschaft, die bei höchster Ausnutzung gleichzeitig dem Walde die größte Schonung angedeihen läßt, gegen die alte Art vertauschen, weil Spechte und Meisen darüber erbittert sind? Sollen wir Sümpfe und Moore weiter ungenützt liegen lassen und auf den durch Urbarmachung von Brachland gewonnenen Landzuwachs verzichten, weil Storch und Rohrdommel, Kiebitz und Teichhuhn darüber ungehalten sind? Die Räder der Kultur- und Naturentwicklung rollen weiter, Altes zerstörend, Neues gebärend. Sollte der Mensch, der an seinem Teile dazu beiträgt, das Kulturfortschrittsräder-

werk mit antreiben zu helfen, bedauernd in die Speichen greifen, weil im Wirbel der Umdrehung manches Liebgewordene mit fortgerissen und vernichtet wird?

Ich weiß, es sind harte, kalte, bittere Worte, die ich hier ausspreche. Aber hart sind die Worte, weil die Tatsachen hart und mitleidlos sind. Wie's daheim war, findest du's nimmermehr, heißt es im wunderweichen Wohlgemut'schen Lied, das für uns Soldaten zum Bekenntnis geworden ist. Und im Anschauen der Natur wird die Menschheit es oft aussprechen müssen, das uralte Märchenwort:

Es war einmal

Der Einfluß der Kriegsindustrie auf die Flußverunreinigung

Von Dr. Haupt, Bautzen

Schon auf der Dresdner Tagung für Denkmalpflege und Heimatschutz im Jahre 1913 wurde betont, daß die Sorge für die Reinhaltung unserer heimatlichen Gewässer bis zu einem gewissen Grade das Arbeitsgebiet der Heimatschutzbewegung berührt. Naturgemäß kann es aber nicht die Aufgabe des Heimatschutzes sein, sich im Einzelfalle auf die Bekämpfung von Flußverunreinigungen einzulassen, sondern nur ganz im allgemeinen wird er alle Bestrebungen für eine bessere Reinhaltung der Gewässer unterstützen. Die Bewohner der ländlichen Gegenden sind meist sehr eng mit ihren Bächen und Flüssen verwachsen, sie empfinden daher deren starke Verschmutzung, — selbst wenn sie dadurch keinen unmittelbaren wirtschaftlichen Schaden erleiden, — oft recht lebhaft als eine schwere Beeinträchtigung der Schönheit ihrer altangestammten Heimat. Wo unsere Bäche und Flüsse durch landschaftlich hervorragende Gegenden fließen, und einen wichtigen Bestandteil des heimatlichen Landschaftsbildes darstellen, oder wo bislang noch rein erhaltene Gewässer seit alterher zu vielfachem Allgemeingebrauch ihrer Anlieger in Land und Kleinstadt dienen, ist die Sorderung nach ihrem tunlichsten Schutz sicher ganz besonders berechtigt.

Die Kriegswirtschaft ist nun im Begriff in mehreren Sällen empfindlich in unsere wasserwirtschaftlichen Verhältnisse einzugreifen und mancher Fluß, der bisher noch für den Allgemeingebrauch seiner Anlieger und für die Benutzung als industrielles Betriebswasser zugänglich war, droht jetzt in kurzer Zeit in die Reihe der schwer verunreinigten Gewässer überzutreten, wenn nicht von vornherein zweckdienliche Maßnahmen zu seinem Schutze getroffen werden.

Die mangelnde Zufuhr von Rohstoffen für unsere hochentwickelte Textilindustrie ließ uns, — mit glücklicherweise recht gutem Erfolge —, nach Ersatzfaserstoffen aus der heimischen Pflanzenwelt suchen. Bei der Aufbereitung dieser neuen Faserstoffe entstehen nun in vielen Sällen recht erhebliche Mengen von stark verschmutztem Abwasser. Neben stark konzentrierten, an gelösten Verunreinigungen reichen, laugenartigen Wässern, die bei der Verarbeitung von Nessel, Weidenrinde usw. in geringerer Menge erzeugt werden, kommen große Spülwassermengen, die weniger gehaltreich sind, in Frage. Bei der Verarbeitung mancher Ersatzfaserstoffe sind die entstehenden Abwässer so außerordentlich reich an gelösten organischen Stoffen, daß man sie nur mit den Abwässern der Zellstoffindustrie vergleichen kann. Ihre Zuführung verfärbt viele Kilometer weit das ganze Flußwasser stark bräunlich. In der Nähe der Einleitungsstelle machen sich all die bekannten Unzuträglichkeiten, die mit starker Wasserverunreinigung verbunden sind, geltend, bisweilen aber ist die Wirkung noch 10 bis 15 km weit zu spüren.

Es würde zu weit führen, hier auf die Zusammensetzung der einzelnen Abwasserarten und auf die Art, wie sich ihr Einfluß auf die Gewässer zeigt, einzugehen; jedenfalls legen aber die bisherigen Untersuchungsergebnisse solcher Wässer den Schluß nahe, daß größere Anlagen von Ersatzfaserstoffwerken nicht an kleine Wasserläufe gehören. Nur wenn lediglich Halbfabrikate, die bereits anderwärts die nicht zu umgehende Behandlung der rohen Pflanzenteile, durch Ein-

wirkung von Chemikalien, Kochen usw. durchgemacht haben, verarbeitet werden, wird man an kleinen und mittleren Vorflutern solche Neuanlagen gutheißen können.

Die Bemühungen, durch Errichtung von Kläranlagen für derartige Betriebe, die Gewässer zu schützen, und zugleich die Verwendbarkeit des Sluflwassers für den Gemeingebrauch und für andere industrielle Zwecke (z. B. für die Papier- und Textilindustrie) zu erhalten, scheitern zu meist an den zu hohen Kosten, die eine sachgemäße Klärung so gewaltiger und so stark verschmutzter Abwassermengen, wie sie bei vielen Ersatzfaserstoffen in Frage kommen, erfordert. Wertvolle Nebenerzeugnisse könnten aber vielleicht bei gesonderter Verarbeitung der hochkonzentrierten Ablaugen wieder gewonnen werden, nur ist zurzeit die Frage, ob die Unkosten im rechten Verhältnis zu den hierbei gewonnenen Werten stehen, noch nicht gelöst.

kaum weniger gehaltreich, als manche Abwässer der Ersatzfaserstoffwerke sind die bei der Erzeugung des Strohfufters entstehenden Abgänge. Sie unterscheiden sich nicht wesentlich von den Abwässern der Strohpapierfabriken, wie wir solche von der Müglitz her genugsam kennen, obwohl dort das Eindampfen der konzentrierten Wässer seit Jahren durchgeführt ist. Auch diese Betriebe erfordern ähnliche Vorsichtsmaßregeln für die Abwasserbeseitigung, oder sie gehören an größere Wasserläufe, wo eine entsprechende Verdünnung gewährleistet ist. Die Selbstreinigung kann dann in normaler Weise, ohne Säuniserscheinungen im Sluflwasser hervorzurufen, verlaufen. Bei kleineren Betrieben dürfte indessen auch durch sachgemäße Klärung ein Erfolg zu erzielen sein, so daß wenigstens schwerere Schäden abgewendet werden.

Bei der Herstellung von Dörrgemüse aus Kohlrüben usw. in den Kartoffeltrocknungsanstalten entstehen durch das Waschen und Schälen ganz ähnliche Abwässer wie in Zuckerfabriken, nur ist die Menge, die letztere erzeugen, meist weit größer. Werden rechtzeitig entsprechende Vorsichtsmaßnahmen getroffen, und steht genügend Platz in der Nähe der Fabriken für eine natürliche biologische Nachreinigung zur Verfügung, so gelingt es wohl, bei Aufwendung dauernder Sorgfalt diese Abwässer unschädlich zu machen, bevor sie in den Vorfluter gelangen. Bei der Reinigung wird zugleich auch ihr Düngewert entsprechend ausgenützt.

Bei der Herstellung von Granaten und Sandgranaten und von Munition überhaupt, lassen sich die etwa entstehenden Beizerei- und sonstigen Abwässer, genau wie bei der Sriedensindustrie, in zweckdienlicher Weise unschädlich machen. Sie bilden demnach keine Gefahr für die öffentlichen Wasserläufe, wenigstens nicht in dem Sinne, wie es bei den vorerwähnten Abwasserarten der Fall ist.

Es ist höchst wahrscheinlich, daß viele der obengenannten Ersatzstoffe sich einen dauernden Platz in unserem Wirtschaftsleben erringen werden, und das ist im Hinblick auf die großen dadurch bedingten volkswirtschaftlichen Ersparnisse sicher sehr zu begrüßen. Zweck dieser Zeilen soll es deshalb nur sein, darauf hinzuweisen, wie wichtig es ist, daß die Betriebe, welche große Massen gehaltreicher Abwässer erzeugen, nicht nur von vornherein entsprechende Maßnahmen treffen, um ihre Abwässer in einer für die Allgemeinheit unschädlichen Weise zu beseitigen, sondern, daß sie auch in Erwägungen darüber eintreten, ob auf die Dauer hierdurch nicht so hohe Unkosten entstehen würden, daß der ganze Betrieb sich unlohnend gestalten könnte. In letzterem Falle würde die Verlegung desjenigen Teiles des Erzeugungsvorganges, bei welchem die gehaltreichen Abwässer in großer Menge anfallen, an einen Hauptvorfluter in Erwägung zu ziehen sein, während die Verarbeitung der Halbfabrikate vorteilhaft auch weiterhin meist an den alten Betriebsstätten würde erfolgen können. Wenn z. B. die Ersatzfaserstoffindustrie in unserem Heimatlande dieselbe Bedeutung in Zukunft erlangen sollte, wie früher die Verarbeitung von Baumwolle und Jute, so würden hierbei so gewaltige und so stark verschmutzte Abwassermengen entstehen, daß alles, was wir bislang auf diesem Gebiete erlebt haben, dagegen völlig verblaffen müßte. Es würde vor allen Dingen für die altangesessene Industrie (Holzschleifereien, Papierfabriken, Särbereien, Bleichereien usw.) und für die Landwirtschaft die Möglichkeit aufhören, sich noch weiter aus den öffentlichen Wasserläufen Betriebswasser zu verschaffen, oder es würden doch zum mindesten stets sehr erhebliche Reinigungskosten hierfür aufgewandt werden müssen.

Die Interessen des Wirtschaftslebens decken sich hier somit völlig mit denen des Heimat-schutzes. Beide werden übereinstimmend die Sorderung erheben, daß bei der Errichtung von neuen

Betrieben, welche voraussichtlich dauernd große Mengen gehaltreicher, und nur sehr kostspielig zu reinigender Abwässer erzeugen, vorerst die Frage der Abwässerbeseitigung einer befriedigenden Lösung entgegengeführt wird. Selbstverständlich wird hierbei alle Rücksicht auf die Bedürfnisse der Industrie und der Volkswirtschaft zu nehmen sein, gerade die letztere verlangt aber, daß nicht zu Gunsten vereinzelter Betriebe die Entwicklungsmöglichkeit der übrigen Industrie unterbunden, oder wesentlich eingeschränkt wird. Diese Verhältnisse werden den beteiligten Erzeugerkreisen gewiß die Erwägung nahe legen, ob es sich nicht empfiehlt, die Bearbeitung der Rohstoffe in einigen größeren, auf genossenschaftlicher Grundlage zu errichtenden Anlagen an großen Vorflutern gemeinsam vorzunehmen, um dann die Halbfertigerzeugnisse in getrennten Betrieben weiter zu verarbeiten.

Die im Kriege gebotene Sparsamkeit sollte uns endlich aber auch dazu führen, sorgfamer auf die bisher dem Wirtschaftsleben in Gestalt von Abwässern verloren gehenden Werte zu achten. So ist bekannt, daß selbst in den jetzigen Zeiten noch, nicht ganz unbeträchtliche Settmengen mit den Küchenabwässern verloren gehen. Namentlich in Volksküchen, Kasernen und ähnlichen öffentlichen Anstalten können durch Einbau zweckentsprechender Setzfänge noch technisch verwertbare Abfallfette gewonnen werden.

Ebenso wichtig erscheint die Nutzbarmachung der in den Haus- und Wirtschaftsabwässern enthaltenen Dungstoffe für die Landwirtschaft. Überall, wo die örtlichen Verhältnisse es gestatten, sollte man zum Rieselbetrieb, — der natürlichsten biologischen Reinigung der Abwässer —, auf Gartenland, Feld oder Wiese übergehen, anstatt die Abfallstoffe unausgenutzt den Bächen und Flüssen zuzuführen. Das aussichtsreiche Verfahren der Reinigung städtischer Abwässer durch Sichteiche, wie es Professor Hofer, München, so vortrefflich ausgearbeitet hat, sollte bei passenden örtlichen Verhältnissen allenthalben Anwendung finden, da hierdurch der Volksernährung, wie den Interessen der Hygiene und des Heimatschutzes in gleicher Weise Rechnung getragen wird.

Die vorliegenden kurzen Darlegungen werden gezeigt haben, daß der Heimatschutz auch an scheinbar abgelegenen Fragen unseres weitverzweigten Wirtschaftslebens interessiert ist, da reine, oder nur mäßig verunreinigte Flußläufe ein nicht ausschaltbarer Bestandteil des Heimatbildes sind.

Dr. Haupt.

Buchbesprechung

Rittergut und Dorf Kleinopitz bei Tharandt bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Ein Beispiel einer Ortsgeschichte von Dr. phil. Herbert Schönebaum. Mit zwei Sturkarten. Leipzig 1917, B. G. Teubner. Preis 5 Mark.

Die auf umfangreichen und gründlichen archivalischen Studien aufgebaute und durch mittelbare Erschließung geschichtlicher Ereignisse aus formalen Erscheinungen heraus ergänzte Siedlungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte gibt nicht nur ein treffliches und vollständiges Kulturbild des schriftsässigen und mit Patrimonialgerichtsbarkeit ausgestatteten Rittergutes Kleinopitz und seinen Subehörungen, sondern bietet in außerordentlich fleißiger Arbeit auch ein Beispiel für den inhaltlichen Aufbau und für die Erforschungsweise ortsgeschichtlicher Untersuchungen überhaupt. Der letztere Umstand sichert dieser Ortsgeschichte die Beachtung weiterer Kreise. Auch macht die Geschichte der zahlreichen, vielfach im öffentlichen Leben stehenden Besitzer des Rittergutes das Buch im größeren Umfange lesenswert. Besonders erwähnenswert ist noch die als Anhang beigegebene Erläuterung von Sturnamen. Die Sturnamen geben nicht nur vielfach wichtige Aufschlüsse über wirtschaftliche und rechtliche Tatsachen; in ihnen leben auch oft Erinnerungen an wichtige Ereignisse, an Sitten und Gebräuche usw. aus alter Zeit fort.

Bl.

Verantwortlicher Schriftleiter: Werner Schmidt;

Druck: Lehmannsche Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung, beide in Dresden.



Die Mitteilungen des Vereins werden in Bänden zu 12 Nummern durch den Vorstand herausgegeben.

Abgeschlossen am 31. Dezember 1917.

Die alten Steinkreuze im Königreich Sachsen

Ein Beitrag zu ihrer Erforschung und Zweckbestimmung

Von Dr. Kuhfahl, Dresden-N. 7

(Fortsetzung von Heft 1, Band V, 1916)

Von Ursprung und Bedeutung

Ebenso wenig wie zu der im vorigen Abschnitte gegebenen äußerlichen Beschreibung der Steinkreuze braucht es für die nunmehr zu behandelnde geschichtliche Seite jedes einzelnen Stückes, für sein Vorkommen in alten Urkunden, sowie für den anhaftenden mündlichen Sagenkreis einer vollständigen tabellarischen Übersicht, denn der Lücken würden dabei mehr sein als Einträge. Außerdem möchte ich als Laie durchaus nicht den Anschein erwecken, als ob ich das Gebiet der literarischen Forschung irgendwie erschöpfend zu behandeln gedächte. Die bemerkenswerteren Feststellungen und Beobachtungen dieser Art werde ich deshalb, soweit sie nicht schon an anderer Stelle zu erwähnen waren, zunächst in zusammenfassender Weise anführen und nur aus dem Reste einige besondere Züge herausgreifen.

Mannigfaltig wie Standort, Gestein, Form, Zeichnung und Inschrift jener alten Mäler selbst ist auch die zugehörige urkundliche Überlieferung oder

Verzeichnis und Übersichtskarte waren dem Heft 6, Band IV, 1914, beigelegt.

die sagenhafte Volkserzählung über ihre Herkunft. Obschon nicht ein einziges Schriftstück auf unsere Tage gekommen ist, das uns die Frage der Steinkreuzsymbolik ganz allgemein mit ausdrücklichen Worten erläutert, so besitzen wir doch bereits aus ältesten Zeiten verschiedene Bemerkungen, die zwar im Zusammenhange mit dem behandelten Hauptgegenstande ziemlich nebensächlich erscheinen, für die Frage der Steinkreuze jedoch eine unbestreitbare Beweiskraft besitzen. Von jedem Kreuzforscher wurde hierzu beispielsweise ein Brief des Jesuitenpater Ursmar Goissonius vom 25. Mai 1556 zitiert, in dem dieser dem Ignatius von Loyola über seine Reise von Wien nach Prag durch den großen herzynischen Wald berichtet und der vielen kleinen Steinkreuze mit ihren eingemeißelten Schwertern, Äxten, Beilen und Dolchen gedenkt, die er an der Straße gesehen hat; er folgert daraus, daß sich hier Räuber verborgen halten und den Reisenden auflauern.⁵²⁾

Mit Mord und Totschlag werden die Steine auch anderwärts in Verbindung gebracht, und Naegele führt in seinem Aufsatze über Fragen und Ergebnisse der Steinkreuzforschung noch drei weitere Beispiele an (S. 386 f.). Innerhalb der heutigen sächsischen Grenzpfähle und ihrer unmittelbaren Nachbargebiete fließen jedoch auch solche handschriftliche Quellen aus mittelalterlicher Zeit ziemlich reichlich, bei denen das Steinkreuz im einzelnen eine Rolle spielt. In überwiegender Mehrzahl vermelden sie gerichtliche Wahrsprüche und Verträge, kraft deren ein steynin crewze neben anderen weltlichen oder geistlichen Bußen als Sühne für einen Totschlag auf Kosten des Täters gesetzt werden mußte. Der Ursprung dieser Sitte läßt sich heute wohl kaum noch aufdecken, zumal er sicherlich nicht erst aus dem Beginne des Mittelalters stammt. Schon Tacitus (Germania, Kap. 21) kennt im Falle eines Totschlages die Ablösung der leiblichen Vergeltung durch vermögensrechtliche Leistungen seitens des Täters oder seiner Verwandten, so daß man also selbst für die altheidnischen Zeiten nicht mehr von einer unbedingten Durchführung des barbarischen Grundsatzes: Auge um Auge sprechen kann, sondern geregelte Ausnahmen gelten lassen muß. In dieser gemilderten Form lebte der altgermanische Blutrachedanke bei den stammverwandten deutschen Völkern von ganz Mittel- und Nordeuropa bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts weiter und beginnt mit seinen urkundlichen Zeugnissen erst aus den Gerichtsbüchern zu schwinden, nachdem die staatlichen Gewalthaber der privaten Rechtsverfolgung in Kriminalsachen bis auf wenige Ausnahmen ein Ende machten und ihre öffentlich-rechtlichen Strafen durchzusetzen begannen. Völlig erloschen ist jene uralte Anschauung aber selbst heute noch nicht; denn im deutschen Strafgesetzbuche fügen die Fälle der Privatklage, der Antragsvergehen und der Suerkennung von Geldbuße einerseits, sowie die besondere Behandlung der Zweikampfverletzungen andererseits auf jenen eingewurzelten Sitten unserer Vorfahren, denen die persönliche Rächung erlittenen Leibes Schadens nicht bloß Recht des einzelnen, sondern sogar Pflicht der ganzen Sippe war.⁵³⁾

⁵²⁾ Monumenta historia Societatis Jesu litterae quadrimestres, Bd. 4, p. 325. Madrid 1897.

⁵³⁾ Ausführlicheres vergl. bei Sraustadt, Blutrache und Totschlagsühne, 1881; Schröder, Lehrbuch des deutschen Strafrechts, Leipzig 1889, S. 73 ff. und 707; Marie Ensn, Über alte Steinkreuze bei Salzburg, Zeitschrift für österreichische Volkskunde 1897, S. 65 ff. Über Stadtbücher vergl. Stobbe, Geschichte der deutschen Rechtsquellen, Leipzig 1860. Bd. I, S. 496. Landeskunde der Provinz Brandenburg III. Band. Volkskunde S. 221.

Sühneurkunden mittelalterlichen Ursprungs sind aus sächsischen Landesteilen schon vielfach veröffentlicht worden, so daß ich mich mit dem folgenden Hinweis auf die verschiedenen Orte und Quellen begnügen kann.

Totschlagühnen mittelalterlicher Herkunft aus sächsischen Orten und den Grenzgebieten.

- Altencella.** Kloster bei Nossen, seit 1541 verlassen und in Ruinen. 1442, 1491 — Archivum Cellense oder Alt-Zellischer Chroniken Achter und letzter Teil. Herausgegeben von Johann Conrad Knauth. Verlegt bey Johann Jacob Wincklers sel. Wittib, Dresden und Leipzig 1721. Nr. XXIV, S. 103 und Nr. LV, S. 209. (Stadtbibl. Dresden.)
- Bauzen** 1493, 1509 — Gerichtsbuch. Wilke, Chronik v. Bauzen S. 149. Naumann S. 5 und 29.
- Dresden** 1441, 1471 — Stadtbuch Band 1437 flg. Bl. 19 b. Band 1454 flg. Bl. 96. Handschrift im Hauptstaatsarchiv Dresden; Richter, Prof. Dr., Verwaltungsgeschichte der Stadt Dresden Band II S. 83. (Stadtbibliothek Dresden.)
- Geithain** 1469 — Stadtbuch von 1381 bis 1481. Handschrift im Besitz des Pfarrarchives; beschreibender Aufsatz von Pfarrer Georg Wagner im Neuen Archiv für Sächs. Geschichte Band XXVI. Heft 3 und 4. — Geithainer Wochenblatt 1907 Mitteilungen aus der Geschichte Geithains Nr. 1 von Pfarrer Wagner.
- Geyer** 1506 — Zeitschrift „Glückauf“ 1906 S. 58 flg.
- Grimma** 1510, 1517 — Gerichtsbuch von Grimma; Wilhelm, Alte Steinkreuze, in den Mitt. des Ver. f. Sächs. Volkskunde 1906 Heft 2 S. 38.
- Mittweida** 1459, 1522, 1526 — Mittweidisches Denkmahl S. 375, 397, 398. (Kgl. Bibliothek Dresden.)
- Olbersdorf** 1495 — Korschelt, Geschichte von Olbersdorf 1864 S. 96.
- Oschatz** 1483, 1485, 1516, 1552 — Erbbücher des Amtes Oschatz; Magazin der Sächs. Geschichte II. Teil 16. Stück Dresden 1785 (Stadtbibliothek Dresden). Mitteilungen des Kgl. Sächs. Altertumsvereins 1857 Heft 10 S. 43. Mitteilungen des Altertumsvereins Plauen i. V. 1891 S. 76 (Kgl. Bibliothek Dresden); Wilhelm, Alte Steinkreuze in den Mitteilungen des Vereins f. Sächs. Volkskunde 1906 Heft 2 S. 38.
- Pirna** 1437, 1438, 1451, 1474, 1477, 1483, 1487, 1493, 1497, 1520, 1521 — Kaufbuch der Stadt Pirna Nr. 2 Bl. 65 84 b und 134; Nr. 4 Bl. 101 b Handschrift in Verwahrung des Amtsgerichtes. Kammerrechnung von 1520. Unter den Gerichtsstrafen ist aufgeführt „daß Donat Jerisch das er Nßmann Ranefeld entlenbet hat vor die stad zum creutze alle Pfingsten 1 Schock gibt“. — Wilhelm in den Mitteilungen des Vereins f. Sächs. Volkskunde 1906 Heft 2 S. 38.
- Rochlitz** 1516, 1517, 1525, 1528 — Rochlitzer Amptbuch von 1513—1537; Prof. Dr. Pfau Erzgebirgszeitung XXVIII S. 5 flg.
- Wiesa** 1506, 1516 — Allerhand Nachrichten vom Ritterguth Wiesa und Wiesenbade, Extract aus dem Wiefner Gerichtsbuch Nr. 1 ab ao 1476. Handschrift im Besitz von Oberlehrer Hermann Lungwitz zu Geyer. Wortlaut in der Sonntagsbeilage 1913 Nr. 12 des Dresdner Anzeigers vom 23. 3. 13. „Glückauf“ 1906 S. 58.
- Zittau** 1495 — Wilhelm, in den Mitt. des Ver. f. Sächs. Volkskunde 1906 S. 38.
- Aussig** 1490, 1496 (tschechisch) — Urkundenbuch der Stadt Aussig Sol. 126 b. Herausgegeben 1898 vom Verein f. Geschichte der Deutschen in Böhmen.
- Dux** 1396, 1397—1426 — Wilhelm, in den Mitt. des Ver. f. Sächs. Volkskunde 1906 Heft 2 S. 38.
- Eger** — 14 Sühneurteile zwischen 1387 u. 1523. Wilhelm, ebenda.
- Görlitz** 1425 — Görlitzer Endscheidbuch. Lauf. Monatschrift 1796 II. Teil S. 325. (Kgl. Bibliothek Dresden.) Needon S. 90 (Wortlaut).
- Graupen** 8 Urteile zwischen 1451 und 1501 aus dem Erbbuche — Hallwich, Geschichte der Bergstadt Graupen 1868, Wilhelm, in Unser Egerland IV 1900 S. 49 und in Mitt. des Ver. f. Sächs. Volkskunde 1906 S. 38.
- Teplitz** 1496, 1501—1550 — Wilhelm, in Unser Egerland IV 1900 S. 49. Derselbe in Mitt. des Ver. f. Sächs. Volkskunde 1906 Heft 2 S. 38.

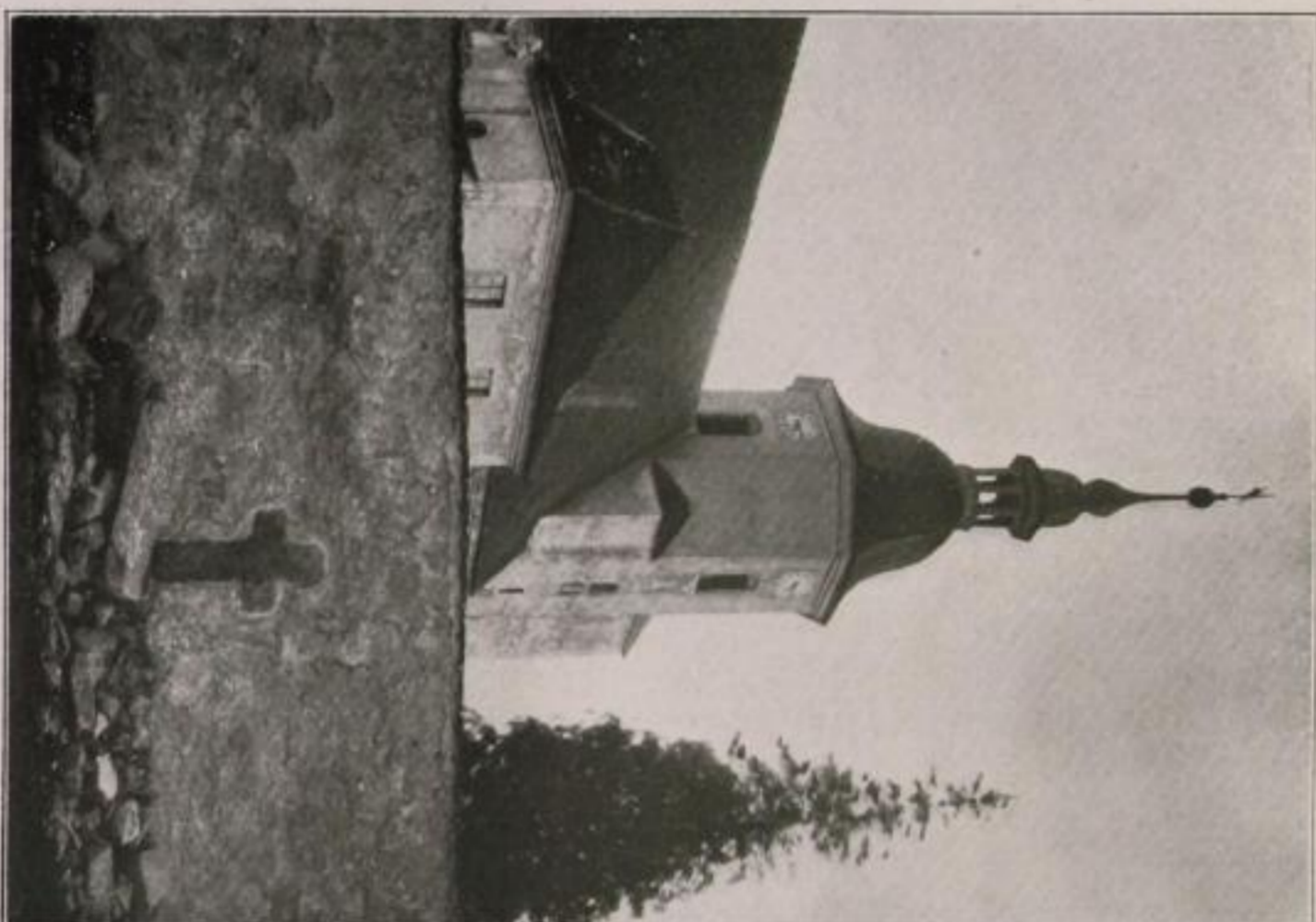


Abbildung 66 Anatewif bei Qichah

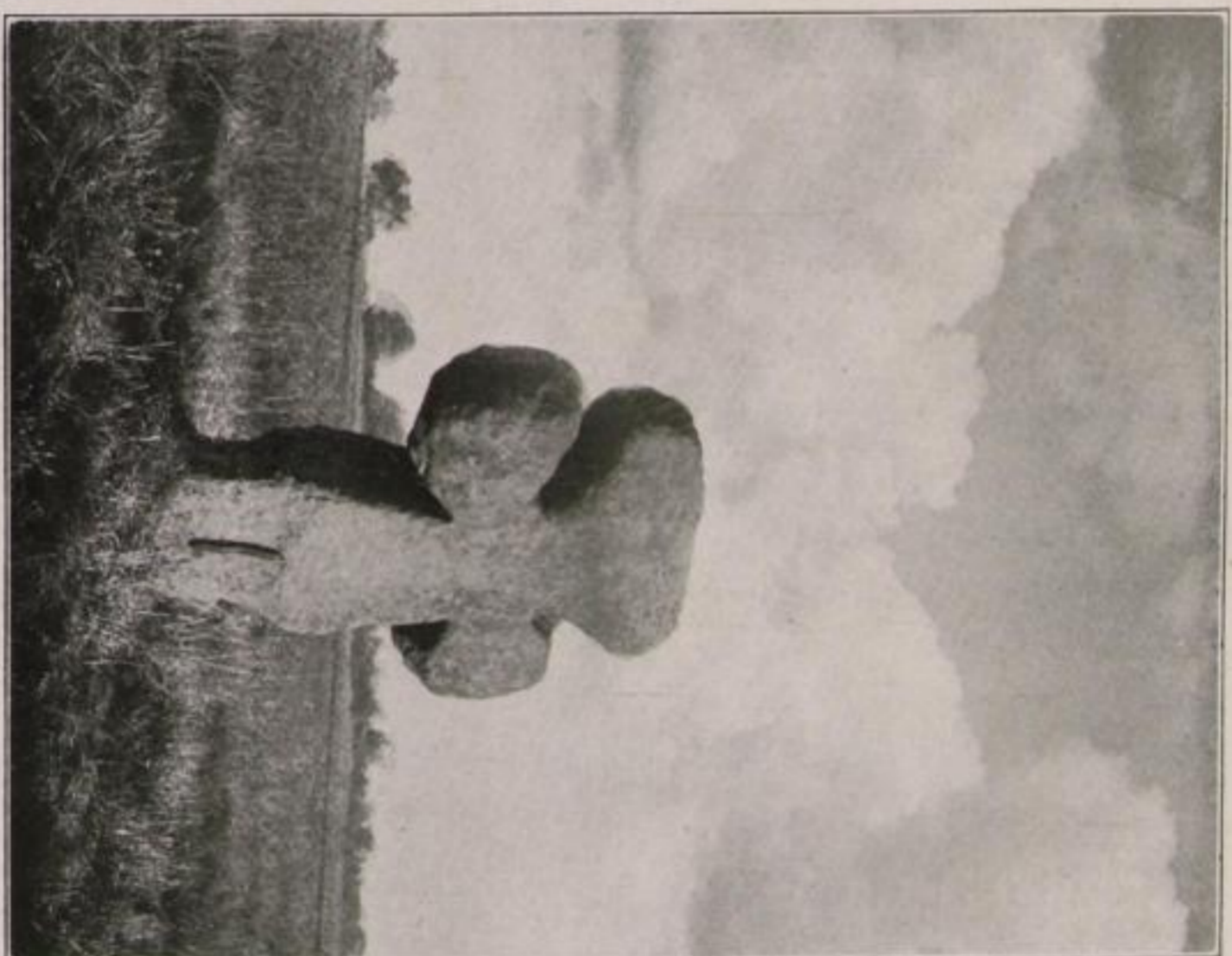


Abbildung 67 Mannewif bei Pirna

Zur Kennzeichnung für die Art und Weise dieser altertümlichen Strafrechtspflege möchte ich zwei Wahrsprüche des Patrimonialgerichts vom Rittergute Wiesa bei Annaberg auszugsweise anführen, weil sie in der Sachpresse noch nicht abgedruckt sind. Ich verdanke ihre Kenntnis dem heimatkundlichen Forscher Oberlehrer Lungwitz in Geyer, der sie im „Wiesauer Gerichtsbuche“ entdeckt hat:

„Im Jahre 1506 wurde George Kuchlar eines Totschlags halber verurteilt, den Barbier, der den Verstorbenen gepflegt hatte, zu entschädigen. Sum Heil und Trost 100 Vigilien und Seelenmessen im Kloster auf St. Annenberg halten zu lassen. Dergleichen ein Begängnis (Leichenbegängnis) mit 5 Priestern zu Wiesen, da der Körper vergraben ist, dazu 5 Pfund Wachskerzen stiften, die in der Kirche zu Wiesen verbrannt und verbraucht werden. Sum dritten soll der Täter eine Romfahrt ausbringen und lösen, auch dazu ein steinern Kreuz nach Anweisung der Gerichte setzen und bestellen. Solch Seelgeräte soll alles in einem Jahre des verstorbenen Seelen zum Heil vollendet und gerichtet werden.“

Ein weiterer Fall wird von 1516 berichtet:

„Nachdem sich Irrung, Swietracht und Widerwillen eines Totschlages halben so Oßwald Kramer zu den Wiesen an Simon Gärtnern begangen gehalten, auf gütlichen Vorschlag vor mir, Hans Sriedrich, der Seit Behender auf St. Annenberg und Schöppen zu der Wiesen und anderer Besitzer. So daß wir sie gütlich bericht haben, dergestalt und Meinung usw. Sum vierten so soll der Täter ein steinern Kreuz nach Anweisung der Gerichten setzen und bestellen.“

Wenn man nun auch heute keinen einzigen von diesen 3 Duzend sächsischen Sühneverträgen mit einem bestimmten Kreuze in völlig zweifelsfreier Weise verknüpfen kann, so dient die häufige Wiederkehr jener Steinkreuzklausel doch immerhin dazu, den Schleier, der über der Entstehung der rätselhaften stummen Mäler schwebt, nach seiner hauptsächlichsten Seite hin lüften zu helfen. Bedenkt man ferner, daß in alten Zeiten längst nicht alle solche Urteile oder Verträge schriftlich aufgezeichnet und aufbewahrt wurden und daß obendrein von den Urkundensammlungen unserer Dörfer, Städte und Schlösser der weitaus größte Teil bei den Brandschakungen des 30jährigen Krieges und später noch durch die häufigen Seuersbrünste verloren gegangen ist, so kann man den überlieferten Wahrsprüchen heutzutage getrost das Vielfache ihrer Zahl hinzurechnen. Der Vergleich mit außersächsischen Amtsbüchern, wo manchmal bis zu 63 Kreuzurteile in einem Bande vereinigt sind, legt eine solche Annahme erst recht nahe.

Neben diesen Sühnerzeßsen, zu denen sich bei künftiger Ausbreitung des Interesses zweifellos noch manch weiterer Sünd aus entlegeneren Handschriften hinzugesellen wird, sind Steinkreuzurkunden anderen Inhalts in verschwindender Minderzahl vorhanden. Die Gedächtniskreuze von Altstadt und vom Sschirnsteinwald mit den zugehörigen Einträgen der Kirchenchroniken sind bereits bei der Beschreibung ihres Äußeren besprochen worden.

Ein ähnlicher Zusammenhang besteht mutmaßlich zwischen dem inschriftlosen Kreuze und dem Kirchenbuch von Beiersdorf.⁵⁴⁾ Am 16. Dezember 1662 zechte Caspar von Rechenberg, Gutsherr auf Ober-Beiersdorf, mit Siegmund von Gersdorf auf Kittlitz im Kretscham, der damals nahe am Bache stand. Beide veruneinigten sich, und nach damaliger roher Sitte wurde die Sache kurz abgemacht.

⁵⁴⁾ Handschrift von 1643–1690. In Verwahrung des Pfarramtes.

Man begab sich vor das Haus, und Rechenberg, der berauscht war, starb bald an den Folgen einer schweren Wunde. Das Kreuz bezeichnet die Stelle des Zweikampfes. Ein Degen wurde bis vor kurzem in der Pfarre aufbewahrt.⁵⁵⁾ Ob dieses Kreuz von seiten des überlebenden Kämpfers als rechtsverbindliche Sühne oder von anderer Seite als Denkstein gesetzt worden ist, läßt sich nicht feststellen.

Die gleiche Frage schwebt über dem Kreuze von Zittel, zu dem die Sriedersdorfer Chronik⁵⁶⁾ folgenden Eintrag aufweist:

„1637 den 12. Juni begegnete am unteren Drohnberge auf Zitteler Slur Adam Strohbach, gewesener Wachtmeister und damaliger Erbrichter in Sriedersdorf als er nach Zittau ritt, dem von Zittau nach Reibersdorf reitenden Musterschreiber und dasigen Rittmeister Heinrich Patschka. Weil nun Strohbach in Gegenwart vieler Leute von Patschka'n auf öffentlicher Straße angegriffen wurde und sich zur Notwehr genötigt sah, gab er demselben einen Stich, worauf jener sogleich zur Erde sank und tot liegen blieb. Patschka wurde den 17. darauf in Reibersdorf begraben, Strohbach aber von dem herrschaftlichen Amte zu Reibersdorf freigesprochen, nachdem ihm das Oberamt die Notwehr zuerkannt hatte. Der Kreuzstein unten am Drohnberge bezeichnet jene Stätte.“

Weiterhin findet sich für das bereits oben beschriebene Seifersdorfer Kreuz (Abb. 57) im Kirchenbuche unter dem Datum der Inschrift eine Todesmeldung:

„Den 22. Martii 1678 ist Herr George Hille, Hochadel. Grünrothischer Vorreiter und gewesener Schösser, hinter dem Hochadel. Hoffe vom Pferde mit dem Degen tödtlich durchstossen worden, daß Er den 23. dieses darauff selig in seinem Heilande Christo Jesu entschlaffen und den 27. dito alhier Christlich zur Erde bestattet worden, seines Alters 46 Jahre.“

Liefert also die gleichlautende Tagesangabe auf dem Steine selbst einen untrüglichen Anhalt dafür, daß er mit diesem Todesfalle in Verbindung steht, so fehlt andererseits doch, genau wie bei dem Beiersdorfer und dem Zitteler Kreuze, auch hier der urkundliche Nachweis für die Art des Entstehungsgrundes.⁵⁷⁾ Um völlig sicher zu gehen, wird man also dieses Kreuz gleichfalls nur unter die Denkzeichen rechnen, wiewohl nach zeitgenössischem Brauche das Setzen von Gedächtniskreuzen nicht üblich gewesen zu sein scheint, während Schöffensprüche und Einigungsverträge in Einzelfällen bis ins 17. Jahrhundert das Kreuz als Sühnezeichen behandeln.

Gleichfalls mit einem Kirchenbucheintrage bringt man das Kreuz von Großerkmannsdorf in Verbindung:

„Anno 1634 mittags in der Marterwochen, war der 2. April, gingen auff begehren etlich aus Unserem Dorffe mitt Musqueten auff Radeberg, etliche Salzwägen auffzuhalten, damit sie nicht den Kayserlichen zukamen, darunter war auch Michel Merkel. Weil aber die Radeberger den Salzwagen beystunden und die Unsrigen meistens nicht stunden, ward Michel Merkel von dem Convier der Salzwägen, so ein Cornet sein sollte, geschossen, an welchem schuß Er den Sonntag Quasimodogeniti, war der 13. Aprilis, starb, und wurde den 14. begraben.“⁵⁸⁾

Den beiden Kreuzen zu Beutha (Abb. 69) schließlich, die selbst zweiseitige Inschriften aufweisen, ist der erklärende Bericht auf einer großen Steinplatte bei-

⁵⁵⁾ Moschkau S. 426: Pastor Haase, Chronik von Beiersdorf 1840, Eintrag vom 18. Nov. 1662; Pastor Kluge, Chronik des Kirchortes Beiersdorf 1911, S. 34, 35.

⁵⁶⁾ Lauf. Magazin 1769, S. 17, 70 u. 219.

⁵⁷⁾ Vergl. Herschel in „Über Berg und Thal“ VII. Bd. 1902–1905. S. 172.

⁵⁸⁾ Dresdner Anzeiger vom 6. Mai 1914, S. 9.

gegeben, so daß wir strenggenommen nur hier unter zweieinhalb Hundert sächsischen Steinen eine einwandfreie Überlieferung von Ursprung und Bedeutung vor uns haben.

Wiewohl alle diese Kreuze dem Gedächtnis eines gewaltsamen Todes durch Menschenhand gelten, erscheint es bemerkenswert, daß keines von ihnen die Zeichnung einer Mordwaffe trägt, die sonst gerade bei dem sächsischen Steine häufig wiederkehrt.

Eine abergläubische Erinnerung an ein jähes Ende durch Naturgewalt verknüpft sich ferner nach Moraweks Bericht⁵⁹⁾ mit dem Kreuze an der Sittauer Landstraße zu Hirschfelde:

„Am 10. Mai 1602 erschlug der Blitzstrahl während eines heftigen Gewitters einen Knecht Namens Martin Weber auf dem Selde, nachdem er eben heftig geflucht und gewünscht hatte, daß das Donnerwetter die faulen Pferde erschlagen möge. Er und die beiden Pferde blieben auf der Stelle tot, ein zweiter Knecht, welcher den Pflug gehalten, blieb aber als Zeuge dieses Unfalls unverfehrt.“

Eine völlige andere Rolle als die bisher besprochenen Denksteine spielt das Kreuz in einer Sittauer Urkunde von 1392. Diese hält das Andenken an eine gemeinnützige Schenkung des Bürgers Hansel Glänzel fest, der mit seiner Ehefrau jährlich 70 Schock Groschen spendete „zu halten und zu bessern die Wege und die strassen über das Gebirge, das man nennt den Gähler“. Nach seinem Tode sollte er deshalb vom Räte zu Sittau ein Steinkreuz als öffentliches Denkmal an Weg und Straße gesetzt erhalten. Sowohl die Schenkungsurkunde⁶⁰⁾ wie der Ratsbeschuß⁶¹⁾ sind uns erhalten; dagegen läßt sich das Kreuz selber nicht bestimmen; denn — wenn es überhaupt gesetzt worden und noch vorhanden ist — könnte ebensogut das von Eichgraben (Abb. 32) wie eines der beiden Lückendorfer in Frage kommen; auch an das Ohbiner (Abb. 3) ließe sich denken, wenn man mit Magister Pescheck⁶²⁾ seine Jahreszahl 1670 als nachträgliche Zutat betrachten will.

Noch eine andere Entstehungsursache scheint dem Colditzer Kreuze am Wege nach Thumirnicht (Abb. 65) zugrunde zu liegen. Es wird in der handschriftlichen Chronik des 1676 verstorbenen Abraham Thamm bereits unter dem Jahre 1557 als „uraltetes steinernes Weichbild am Hartensteine“ bezeichnet, das bei Einräumung der Erbgerichte gesetzt und mit dem Wappen der Herrschaft Colditz versehen sei.⁶³⁾ Heutigentages kann man zwar nicht die geringste Spur eines Bildwerks wahrnehmen, doch wäre es bei der vergänglichen Art jener weißen Sandsteinsorte immerhin nicht ausgeschlossen, daß Natureinflüsse, spielende Kinder oder böswillige Hände

⁵⁹⁾ Hundert Denksteine 1854 S. 18.

⁶⁰⁾ Verzeichnis Oberlausitzischer Urkunden. Herausgegeben von der Oberl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz 1799 Bd. I S. 135 Nr. 666.

⁶¹⁾ Carpzov Analect. Sittav. IV S. 149; Neues Lausitzisches Magazin. Görlitz 1828 Bd. VII. S. 230.

⁶²⁾ Pescheck S. 228.

⁶³⁾ Scriptorum rerum Germanicarum Vol. II Chronicon Coldicense von Abraham Thamm S. 710. 1557. Tum iurisdictio superior Praefecturae ac senatus fuit erectis lapidibus designata; in quibus extrorsum gladii Electorales, introrsum civitatis insignia cum anno MDLVII sculpta sunt. Alius lapis properiam conspicitur auff dem harten Steine, qui tempore concessae iurisditionis patrimonialis positus est et Dominorum de Colditz gerit insignia.



Abbildung 68 Klaffenbach bei Chemnitz

die Ursache des Verschwindens abgegeben hätten, zumal gerade dieses Stück in seinem ganzen Äußeren die Spuren weitgehendster Verwitterung oder Abnutzung aufweist. Das Volk erzählt übrigens auch hier, wie bei vielen anderen Kreuzen, von einem gefallenem schwedischen Offizier, der an dieser Stelle begraben liege.

Eine bloße Erwähnung aus mittelalterlichen Zeiten besitzen wir ferner zu mehreren Malen für das Steinkreuz, das jetzt im Realschulgarten zu Großenhain untergebracht ist, nachdem es bis in die neueste Zeit auf der städtischen Weichbildgrenze gegen Schieschen an der Dresdner Straße und dann im Schieschener Rittergutsgarten gestanden hatte. Es wird im Copialbuche, einer handschriftlichen Urkundensammlung von Großenhain, bei Gelegenheit von Weichbilds-Grenzbesichtigungen in den Jahren 1451, 1609 und 1634 erwähnt, als „steinerne Marter, welche hinter Schieschen steht an der Striesener Straße, wo sich der Weg nach Meissen und Großraschütz scheidet“ oder „wo man gen Meissen gehet“. Aus dem Wortlaute dieser Besichtigungsprotokolle geht nicht hervor, daß das Kreuz dereinst als Grenzzeichen gesetzt worden sei, sondern es dient nur als zufällig vorhandenes Merkmal für den Verlauf der Stadtgrenze.⁶⁴⁾

So sind es innerhalb Sachsens also nur verschwindend wenig Kreuze, die eine sichere Beziehung zu der zeitgenössischen urkundlichen Überlieferung gestatten, und nur in einem einzigen Falle gibt die eigene eingehauene Inschrift alten Ursprungs über den Zweck des Males selbständige erschöpfende Auskunft.

Häufiger dagegen trifft man auf einen unkontrollierbaren Zusammenhang zwischen vorhandenen Steinkreuzen und der Geschichtsschreibung späterer Jahrhunderte. Solche Berichte haben vielfach in neuzeitlichen Sagensammlungen, Schulbüchern oder heimatkundlichen Schriften aufs neue Platz gefunden, müssen aber natürlich hinsichtlich ihrer Glaubwürdigkeit mit großer Vorsicht behandelt werden. Als Beispiel sei vor allem das sogenannte Wittigkreuz bei Glashütte (Abb. 56) genannt, dessen Inschrift „Wittig“ bereits hinsichtlich ihrer Echtheit bezweifelt wurde. Hier soll sich der in Valentin Königs Adelshistorie⁶⁵⁾ geschilderte Vorgang abgespielt haben, bei dem ums Jahr 1430 Weigold von Bärenstein den berühmten Räuber Wittig aus dem Müglitztale überwältigt und getötet hat. Nach dem Wortlaute des Berichts geschah dies an einem Orte „über dem Rittergute Reinhardts-Grimma“, als die Bärensteiner vom Luchauer Schlosse aus den flüchtenden Strauchdieb verfolgten. Die nahezu einstündige Entfernung, die zwischen dem tiefgelegenen Wittigkreuz und dem Gute von Reinhardtsgrimma liegt, läßt Zweifel an der richtigen Deutung der Ortsbeschreibung aufkommen, und diese vermehren sich angesichts der Tatsache, daß nicht allein im Dorfe selber an erhöhtem Platze oberhalb des Rittergutes noch heute ein Steinkreuz steht, sondern um 1850 auch noch ein anderes am Wege nach Luchau vorhanden gewesen ist⁶⁶⁾; auf beide würde die Bezeichnung „über dem Rittergute“ recht gut zutreffen, während das Wittigkreuz tief unten

⁶⁴⁾ Chronik der Stadt Großenhain von Dr. Gustav W. Schubert, Großenhain 1887 S. 171. (Kgl. Bibliothek Dresden.)

⁶⁵⁾ Leipzig 1707, Bd. I S. 22. (Stadtbibliothek Dresden.)

⁶⁶⁾ Böfigh S. 31 ff.

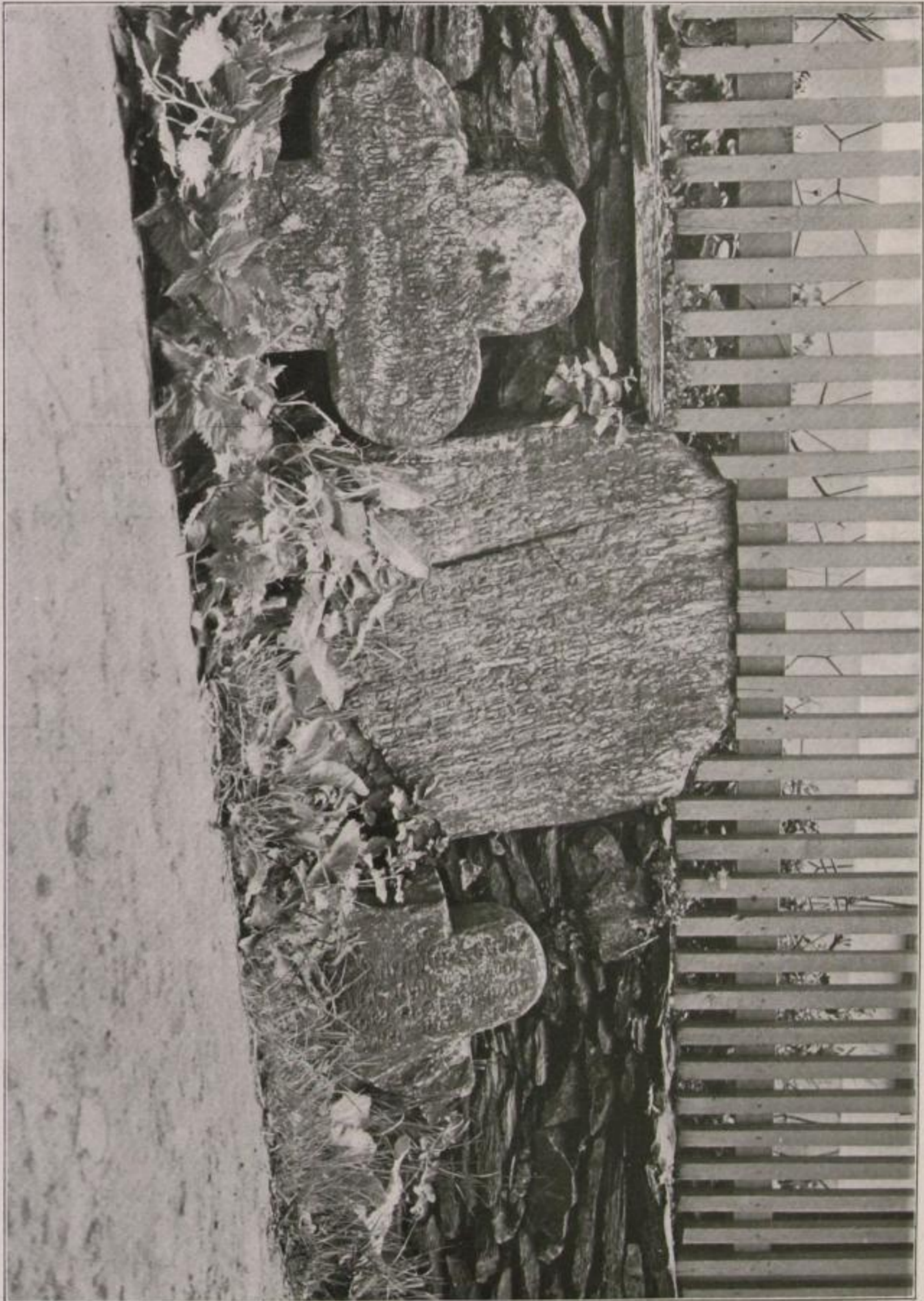


Abbildung 69 Meutha bei Baartenheim

in steilem Wiesengrunde viel näher an Glashütte⁶⁷⁾ und Luchau als an Reinhardtsgrimma liegt.

Noch klarer tritt der Geschichtsirrtum bei dem sogenannten Arnokreuz (Abb. 68) in Klaffenbach zutage. Nach der landläufigen Anschauung soll es an der Stelle errichtet sein, wo der Heidenapostel Bischof Arn oder Aribo von Würzburg unter den Streichen heidnischer Sorben im Jahre 892 den Märtyrertod erlitt.⁶⁸⁾ Diese Tatsache ist — wie ich aus einer handschriftlichen Arbeit des Hauptmanns von Süßmilch-Sörnig vom Jahre 1863 (Akten des kgl. Sächs. Kriegsarchivs 32, Kap. XII, Loc. Nr. 253) im einzelnen entnommen habe — mit nahezu gleichlautenden Worten in der Chronik des Ditmar von Merseburg und in den Annalista Saxo⁶⁹⁾ folgendermaßen geschildert: Non longe ab hoc amne (Caminizi) Arn Wirceburgensium nonus Episcopus in pago Cutizi est passus. Nam sub Arnulfo Rege ab expeditione Bohemica reversus et iuxta plateam in parte Septentrionali fixo super collem tentoris Missam canens, rallatus ab hostibus, praemissis omnibus per martyrium sociis cum oblationibus consecratis obtulit se ipsum DEO ubi saepe accensa videntur luminaria; et sanctos DEI martyros hos esse, ne Slavi dubitant. (Nicht weit von dem [Caminiz]-Flusse hat Arno, der neunte Bischof von Würzburg im Gau Cutizi den Tod erlitten. Er wurde, als er zur Zeit des Königs Arnulf von dem Kriegszuge nach Böhmen zurückkehrte und im nördlichen Teile (des Landes Böhmen) nahe der Straße bei den oben auf den Hügel errichteten Zelten die Messe sang, von den Seinden umzingelt und brachte sich, nachdem alle Gefährten ihm im Märtyrertode vorangegangen waren, mit dem gesegneten Opferbrote Gott zum Opfer dar. An der Stelle wurden noch öfter Irrlichter gesehen, und selbst die Slaven zweifeln nicht daran, daß dies Gottes heilige Märtyrer sind.)

Diese Todesmeldung findet sich in gekürzter Form auch noch bei sechs anderen Chronisten, sowie in den Verzeichnissen der Würzburger Bischöfe auf der Altenburg bei Bamberg; dagegen schweigen die Archive des Würzburger Klosters selbst vollständig über die näheren Umstände jenes unglücklichen Kriegszuges. Von der Errichtung eines Steinkreuzes ist weder um das Jahr 1000, noch bei den sächsischen Geschichtschreibern des 12. Jahrhunderts die Rede; ebensowenig freilich findet sich bei den letzteren irgendein anderes Ereignis erwähnt, mit dem das Kreuz, dessen Schwertform auf die Zeit vom Jahre 1100 hinweist, in Beziehung gebracht werden könnte. Es fehlt also sowohl jedweder greifbare Zusammenhang zwischen dem Kreuze und jener Märtyrergeschichte, wie auch irgendeine andere Deutung über den Zweck des Kreuzes. Eine Verbindung zwischen dem Denkstein und dem Tode des Bischofs Arno könnte also höchstens noch in der Übereinstimmung zwischen der Ortsbeschreibung des Kampfes und dem Standorte des Kreuzes gesucht werden.

⁶⁷⁾ Vergl. Bergblumen 1892 Nr. 6 S. 42.

⁶⁸⁾ Ein Heldentod im Heidenlande, Jahresbericht 1911 der Adorfer Kirchgemeinde S. 10; Unser St. Arnokreuz, Flugblatt des Erzgebirgsvereins Klaffenbach zur Weihe des St. Arnoplatzes am 13. Juli 1913. Chemnitzer Tageblatt vom 3. November 1912 Nr. 304.

⁶⁹⁾ Script. rev. Brunsw. edit Leibnitz, Tom I, pag. 324, Corpus Hist. Medii Aeri, edit Jo Geo Eccard. Lips. Gleditzsch 1738, p. 225 und 238.

Mit dieser Beweise befaßt sich die Arbeit des Hauptmanns von Süßmilch-Hörnig, aber wiewohl er auf Grund genauer Geländekenntnis den Untergang des bischöflichen Heerhaufens bis auf seine Einzelheiten recht anschaulich zu schildern versteht, bewegt er sich dabei angesichts der spärlichen historischen Anhaltspunkte doch in solch kühnen Voraussetzungen und Annahmen, daß er nicht zu überzeugen vermag. Selbst wenn man im Hinblick auf die Gebrauchsform des Schwertes das Zugeständnis machen will, daß die Errichtung des Gedächtnismales erst im 12. Jahrhundert von andächtigen Verehrern vorgenommen worden sei, bleibt es unaufgeklärt, weshalb man denn für den Bischof die weltliche Ritterwaffe und nicht den Krummstab, der anderwärts auf Steinkreuzen wirklich vorkommt, angebracht hätte.

Die Beziehung dieses 2 m hohen Klaffenbacher Steinkolosses, der kürzlich seiner herrlichen alten Baumumrahmung beraubt worden ist und zu anderem überflüssigen Aufputz auch noch ein ovales Porzellan Schild mit dem Titel St. Arnokreuz erhalten hat, zu jenem Slavenkriege der Würzburger ist deshalb auch schon verschiedentlich wissenschaftlich widerlegt worden⁷⁰⁾, und so wäre zu Ehren einer wahrheitsgetreuen Geschichtspflege zu wünschen, daß man den alten Heidenapostel endlich einmal von dem aufgedrungenen Posten eines Klaffenbacher Lokalheiligen und Fremdenverkehrspatrones frei ließe.

Seht also bei diesen letzten beiden Mälern bereits jeder nachweisbare Zusammenhang mit den wirklich vorhandenen Geschichtsquellen, so heißt es für die übrigen Steinkreuze auf zeitgenössische Berichte überhaupt verzichten und das mangelnde Geschichtsbild aus späteren Niederschriften und aus der mündlichen Volksüberlieferung ergänzen. Erklärlicherweise stößt man hierbei allerwärts auf höchst zweifelhafte Mitteilungen. Das gilt gleicherweise für längere Erzählungen und Sagen, die von Ursprung und Zweck der Steinkreuze sprechen, wie für die verschiedenerelei Eigennamen, mit denen der Volksmund das einzelne Stück belegt.

Wiewohl ich persönlich — in voller Übereinstimmung mit der Mehrzahl der anderen Steinkreuzforscher⁷¹⁾ — diese mündliche Überlieferung von heute nicht für geeignet halte, vom Ursprunge des einzelnen Stückes einen handhaften Anhalt zu liefern, so mögen die Feststellungen doch immerhin als kulturgeschichtliches Bild und gewissermaßen als neuzeitlicher Ausklang uralter Volksanschauungen hier noch Raum finden. Ein Teil wurde natürlich längst in der Steinkreuzliteratur selber oder in allgemeinen Sagensammlungen und Ortsgeschichten abgedruckt, da sich die unverfälschte Quelle der Volkserzählungen aber nie ganz ausschöpfen läßt, habe ich trotzdem zwischen bekannten und neuentdeckten Kreuzen keinen Unterschied

⁷⁰⁾ Vergl. Trauer in der Wissenschaftl. Beilage Nr. 54 der Leipz. Stg. von 1887, Mitteilg. des Altertumsvereins zu Plauen 1890/91 S. 75.

⁷¹⁾ Gander, Mord und Sühnekreuze in „Der Bär“ XXI. Jahrgang 1895 S. 32 flg. (Kgl. Bibliothek Dresden.) Wilhelm in den Mitteilg. d. Ver. f. Sächs. Volkskunde 1906 S. 36; Selbig in den Mitteilungen d. Ver. f. Sächs. Volkskunde 1905, Heft 12; Kurat Frank, Neue Erhebungen über Steinkreuze usw., Deutsche Gaue, Sonderheft 33, S. 7; Naegele, Zeitschrift des Vereins f. Volkskunde, Berlin 1912, S. 370 ff.; Naumann S. 6; Neumann, Prof. Dr., Alte Steinkreuze in der Gegend der mittleren Saale. Schulprogramm des Gymnasiums zu Weißenfels, S. 4. Sieling, Steinkreuze und Wappensteine bei Naumburg a. S., Selbstverlag 1916.



Abbildung 70 Zittau

gemacht, sondern durch persönliche Umschau und hundertfältige schriftliche Anfrage bei Lehrern, Geistlichen und heimatliebenden Kennern soviel als möglich zu erkunden gesucht.

Zunächst stellen sich die allgemeinen Bezeichnungen, die an die großen Kriegeereignisse anknüpfen, wie Schweden-, Panduren-, Kosaken- und Franzosenkreuz, zu dem augenscheinlichen weit höheren Alter der verwitterten Denkmäler offensichtlich in Widerspruch. Auch bedarf es nur eines flüchtigen Einblickes in die Geschichte der sächsischen Städte und Dörfer, um selbst dem Laien sofort klar werden zu lassen, daß unsere durch Kriegsgreuel unmenschlichster Art geängstigte, gebrandschakte und dezimierte Bevölkerung im Laufe des 30jährigen Krieges, ebenso wie in den verschiedenen Franzosenkriegen wahrlich Notwendigeres zu tun gehabt hat, als den fremdländischen Mordbrennern auch noch Denkmäler zu errichten. Obendrein kehrt die Sage von den gefallenen „Großen“, von General, Oberst und Offizier aus den Schweden- oder Franzosenkriegen so duzendfältig wieder, daß die alten Heere ihre toten Anführer eigens alle nach Sachsen geschafft haben mußten, um sie hier zu begraben; dazu erinnere man sich ferner der Tatsache, daß gerade hier die Altertümer verschiedenartigster Sorten, ja sogar die natürlichen Selsgrotten der Sächs. Schweiz vom Volke oft ohne ernsthaften Anhalt als Schwedenschanzen, Schwedenstein, Schwedenhöhlen usw. bezeichnet werden. Zu völliger Bedeutungslosigkeit sinkt die Sage aber hauptsächlich dort herab, wo — wie z. B. in Langenhennersdorf (Abb. 16) auf dem angeblichen Franzosengrabe von 1813 — Armbrüste, mittelalterliche Schwertformen und ähnliche Geräte früherer Herkunft am Kreuze selbst zu finden sind. Einer besonderen Prüfung bedarf es nur dann, wenn krumme Sieb Waffen von scheinbar neuzeitlicher Säbelgestalt vorkommen und offenbar mit der Volkserinnerung im Einklang zu stehen scheinen. Das ist z. B. bei dem kleinen Kreuze von Oberhäslich und bei dem großen Blocke von Commerau der Sall. Bei dem ersteren erzählte mir der ackernde Bauer selbst die Mär vom napoleonischen Oberst; da unweit davon noch ein stattliches Obeliskendenkmal, das sogenannte Tartarengrab, mit wortreicher Inschrift an „Mustapha Sulcevicz, Premier-Leutn. unter den Königl. poln. und churfürst. Sächs. Pulk-Manen“ erinnert, der am 1. Juli 1762 hier bei einer Attacke erschossen worden ist, so wäre immerhin ein zeitlicher Zusammenhang mit diesem Steine aus der Zeit Friedrichs des Großen und dem säbelgeschmückten Kreuze denkbar. Schaut man sich jedoch auch einmal in der zünftigen Waffenkunde etwas näher um, so macht man die Entdeckung, daß das krumme, plumpe Saumesser, dem jene rohe Kreuzsteinzeichnung weit eher gleicht, als einem eleganten Reiteroffizierssäbel, bis zum 30jährigen Kriege die landesübliche Handwaffe unserer bäuerlichen Bevölkerung gewesen ist.⁷²⁾

Auch mit der Commerauer Volkssage⁷³⁾ läßt sich nichts anfangen. Am Standorte des großen und des ganz anders gestalteten kleinen Kreuzes sollen nämlich „im Franzosenkriege“ zwei feindliche Soldaten gleichzeitig aufeinander geschossen und sich tödlich getroffen haben. Das eine Kreuz trägt einen gekrümmten

⁷²⁾ Gurlitt, Heft 30 S. 147.

⁷³⁾ Naumann S. 17.

Säbel, das andere ein gerades mittelalterliches Schwert auf der einen, sowie einen Jagdspeer auf der anderen Seite; obendrein stehen sie fast einen Kilometer auseinander und entziehen angesichts der früheren Schußwaffentechnik schon dadurch jenem Gerede alle Glaubwürdigkeit. Ebenso unwahrscheinlich klingt freilich auch die andere, mir kürzlich vom Lehrer des Ortes mitgeteilte Sage, wonach beide Steine zur Erinnerung an die furchtbare Pest errichtet sein sollen, die nach dem siebenjährigen Kriege im Orte wütete. Der Verwitterungsgrad und die rohe Arbeit, aber auch der Aufstellungsplatz außerhalb des Ortes weisen nicht auf solch neueren Ursprung hin; denn Pestdenkmäler hätte man kaum mit Waffenbildern versehen und an die Sturgrenze hinaus gestellt.

Eine andere Deutung erhält der Name „Schwedenstein“ des Arnsdorfer ebenso wie des Kleinwolmsdorfer Kreuzes (Abb. 47). Hier sagt man, manche Dorfschaften hätten den siegreich vorrückenden Schweden durch Errichtung solcher Zeichen zu erkennen gegeben, daß sie sich zu ihnen bekennen. Die gleiche Erklärung ist an anderen Stellen auch für den Namen Hussitenkreuz im Umlauf und klingt in dieser Verbindung noch weniger wahrscheinlich, da der fanatische Glaubenseifer jener böhmischen Horden sich ja gerade gegen die äußerlichen Symbole des christlichen Glaubens richtete und in deren gründlicher Zerstörung seine Aufgabe erblickte. Wie vielgestaltig und unsicher solche Volksüberlieferungen im einzelnen sind, zeigt der Arnsdorfer Schwedenstein, der, abgesehen von der eben erwähnten Deutung, nicht nur als schwedisches Generalsgrab gilt, sondern nebenher auch „Bischofsstein“ genannt und als kirchliches Grenzzeichen oder als Halteplatz bischöflicher Inspektionsreisen bezeichnet wird.⁷⁴⁾

Der einzige Ort, wo eine ernsthafter zu nehmende Erklärung der Bezeichnung Hussitenkreuz umläuft, ist Großhennersdorf.⁷⁵⁾ Die Einwohnerschaft schlug am Weihnachtstage 1430 den Überfall einer Hussitenbande siegreich zurück, tötete 30 von den Seinden und setzte zur Erinnerung an diese glückliche Errettung des Dorfes auf dem Markte das steinerne Kreuz. Über einen ähnlichen Fall, für den sich freilich heute kein Kreuz mehr nachweisen läßt, lesen wir aus dem Jahre 1644 anlässlich der Belagerung Pegaus durch Torstenson; auf Bitten des Pfarrers Lange ließen sich die Schweden zum Abzug bewegen, und zum Danke setzte man „gegen Abend, wo das Schwedenlager gewesen“, ein Kreuz hin. (Sachsens Volksfagen von Widar Ziehnert. Annaberg 1838.) Nach der Volksfage soll auch das Piskowitzer und das Nebelschützer Kreuz aus Dank gegen Gott nach dem Wegzug der schlimmen Hussiten aufgestellt worden sein; da aber Zeitangaben fehlen und der Name Hussitenkreuz beide Male abwechselnd mit Schwedenkreuz, an dem ein Soldat aus dem 30jährigen Kriege begraben liegt, in Brauch steht, so muß man diese Sälle kritischer behandeln. Eine lächerliche Deutung wird schließlich vom Leppersdorfer „Hussitenkreuze“ (Abb. 71) berichtet.⁷⁶⁾ Dies sollen die Hussiten nach Brandschatzung

⁷⁴⁾ Störzner, „Was die Heimat erzählt“, Leipzig 1905 S. 60 ff. und in Mitt. des Ver. f. Sächs. Volkskunde 1898 Heft 8 S. 13.

⁷⁵⁾ Meiche, Sagenschatz S. 788.

⁷⁶⁾ Herschel in „Über Berg und Thal“ VII. Bd. 1902–1905 S. 172.

des Dorfes selber gesetzt haben, um ihren Gefinnungsgenossen dadurch anzuzeigen, daß hier nichts mehr zu holen sei.⁷⁷⁾

Nächst den Greuelthaten der großen Kriege, die in allen Jahrhunderten namenloses Elend über unsere sächsischen Dörfer und Städte gebracht haben und in der Volkserinnerung mit allerlei verworrenen Vorstellungen noch heutigentags weiterleben, spielt die Völkergeißel des Mittelalters, die Pest, eine ähnliche Schreckensrolle. Sie lebt auch für die Steinkreuzkunde im Namen Peststein oder Pestkreuz weiter, aber man wird wohl nicht fehlgehen, wenn man auch hier — genau wie



Abbildung 71 Leppersdorf bei Radeberg

bei den alten Kriegssagen — annimmt, daß zwischen dem rätselhaften düsteren Steinkreuz und dem verblässenden Andenken an die von den Voreltern erlittenen Trauerjahre eine nachträgliche Ideenverbindung zustande gekommen ist, bei der die geringfügigen Reste der eigenen örtlichen Geschichtskennntnis für die Erklärung des verbliebenen Steinmales herhalten mußten. So dürften die an öffentlicher Straße stehenden Kreuze, z. B. in Commerau oder Leppersdorf (Abb. 71), die nach landläufiger Ansicht an die Pest gemahnen, wohl sehr mit Vorsicht zu behandeln sein. Dagegen würde ich den geschichtlichen Zusammenhang für den Peststein auf dem Mügelnser Friedhofe, der einen noch heute frei gehaltenen Abschnitt als Begräbnisstätte der Pestleichen bezeichnen soll, eher für gewahrt erachten. Wenn die große Seuche, als Gefolge von Kriegs-

ereignissen oder durch andere Einschleppung eine Ortschaft befiel und ganze Häuser und Straßen entvölkerte, so fanden sich oft nur für schweres Geld oder unter behördlichem Zwange die nötigen Hände, die das Bestattungsgeschäft übernahmen; das übliche Geleite oder andere Seierlichkeiten unterblieben, und nur erst später mag die Dankbarkeit der Überlebenden den Dahingegangenen hie und da ein gemeinsames Denkmal in Form des namenlosen Steinkreuzes gesetzt haben. Urkundlich verbürgt ist dies allerdings nirgends, wiewohl alle Ortschroniken über Pest-

⁷⁷⁾ Weitere Beispiele außerhalb Sachsens siehe bei Nägele, Zeitschrift des Vereins f. Volkskunde, Berlin 1912, Heft 4 S. 385.

zeiten und Bevölkerungsverluste genau zu berichten wissen und hier und da auch der Pestfriedhöfe und Pestgeistlichen besonders gedenken.

An verschiedenen Orten ist die Meinung im Umlauf, das Kreuz vor dem Dorfe habe die Grenze bezeichnet, bis zu der sich die ausgesperrten Pestkranken dem Orte nähern durften. Selbstverständlich kann ein in geeigneter Entfernung bereits stehendes Steinkreuz wie andere Gegenstände der Landschaft als Merkmal für den Krankenbereich benutzt worden sein, genau so, wie die Kreuze verschiedentlich bei Grenzbeschreibungen vorkommen; das beweist aber noch längst nicht, daß man in solch gefährlichen Zeiten erst mühselig einen Steinblock herbeigeschafft und zur Kreuzform zugehauen hätte; denn ein Holzzaun oder ein Schlagbaum würde dem Absperrungszwecke weit einfacher und besser gedient haben.

Neben der Pest hat sich eine andere regelmäßige Gefolgschaft der mittelalterlichen Kriege mit unverilgbaren Schreckenserinnerungen in das Gedächtnis unseres Volkes eingetragen, das ist der Hunger. Auch an manchem Steinkreuze haftet seine Spur. Eines erbettelten Brötchens halber haben sich am „Hungerstein“ oder „Semmelkreuz“ in Hirschfeld und Wolfersgrün bei Kirchberg zwei Frauen, in Wehrsdorf zwei Vagabunden, in Sohland zwei Schusterlehrlinge, an den beiden rechteckigen Denksteinen von Obereunewalde bei Löbau zwei Knaben und an dem Kreuze vor der Oberseifersdorfer Windmühle (Abb. 38) zwei Bauernburschen während der Hungersnot mit den Dreischlegeln der Sage nach totgeschlagen. Höchst unwahrscheinlich klingt schon dies gegenseitige Umbringen, das in und außerhalb Sachsens in hundertfältiger Weise aus verschiedensten Anlässen wiederkehrt. So sollen sich in Jahnshain (Abb. 25), wo das Kreuz, abgesehen von der Menschenfigur, ein großes Schwert zeigt, zwei alte Frauen, im Rochlitzer Walde zwei Sörster wegen eines Mädchens, in Grünstädtel (Abb. 20) zwei Soldaten, in Langenbach zwei Schäfer der benachbarten Schäferei, in Bernbruch und in Topfseifersdorf zwei Ritter, in Claußnitz (Abb. 62) und in Saalendorf je zwei duellierende Offiziere getötet haben. Bei den zwei Kreuzen von Kleinschönau samt dem benachbarten von Sittel sind es gar gleich drei Fleischer auf einmal, die sich wechselseitig ins Jenseits beförderten und an den drei Kreuzen ihre Ruhestätten fanden. Von ähnlichen Mordtaten aus dem Auslande sei bemerkt, daß aus Nordböhmen allein siebenundzwanzig Mal von eifersüchtigen Mägden berichtet wird, die sich gegenseitig mit ihren Sicheln zerfleischten. Wenn hierbei schon viel Übertreibung hereinspielt, so will es besonders in Hungerzeiten noch weniger glaubhaft erscheinen, daß die ausgehungerte Einwohnerschaft dem armen fremden Bettelvolke auch noch kostspielige Denkmäler aus dauerhaftem Stein gesetzt habe.

Die ernsthafte Sorschung gibt den eingemeißelten Bildern von Brot und Brezel entweder die Deutung, daß es sich um Handwerkszeichen des Bäckergewerbes beim gewaltsamen Tode eines seiner Sunstgenossen handele, oder daß ein Anklang an die germanischen Totenopfer und an die Bräuche des klassischen Altertums vorliege, wo den Verstorbenen eine wirkliche oder symbolische Zehrung auf den Weg zum Hades mitgegeben und sogar der Obolus für den Sährmann des Styx ins Grab gelegt wurde.⁷⁸⁾

⁷⁸⁾ Naegele, S. 271; Wilhelm in Erzgebirgszeitung 1906, S. 194; Sörster im Archiv für Anthropologie 1904.



Abbildung 72 Gröbern bei Meißen

Die unverkennbare Lust des Volkes am Sabulieren und seine Vorliebe für düstere und blutige Schauergeschichten läßt sich an allen diesen häufiger auftretenden Steinkreuzsagen von Krieg, Pest, Hungersnot oder dergl. wiedererkennen. Während die Überlieferung von Mund zu Mund aber bei manchen Völkern des Altertums oder des heutigen Inner-Afrika durch viele Jahrhunderte hindurch mit wörtlicher Genauigkeit zu arbeiten vermochte, hat sie bei unserem Landvolke bereits zu völliger Geschichtsverwirrung geführt und nur selten ein Stückchen Wahrheit übriggelassen. Dabei tragen diese Steinkreuzmärchen leider nicht nur infolge ihrer Gleichförmigkeit den Stempel des Unglaubhaften an sich, sondern bewegen sich obendrein in ihrer großen Mehrzahl auf einer Stufe allerdürftigster Erfindungs-gabe und Gedanken-armut. Es verlohnt sich darum auch nicht, alle diese Volkserzählungen einzeln wiederzugeben und etwa auf die kleinen Unterschiede einzugehen, die zwischen allen möglichen Offiziersgraden, zwischen Soldaten- und Massengräbern verschiedener Nationen gemacht werden; in Göbeln sollen sogar Kriegspferde von 1813 am Kreuz begraben liegen.

Der größere Teil derjenigen Überlieferungen, die sich in wirklicher Märchenform bewegen oder ein einigermaßen glaubhaftes Geschehnis melden, ist in den bekannten Sagenbüchern der sächsischen Heimat bereits niedergelegt, und es mag genügen, auf die hauptsächlichsten Quellen von Gräffe, Gräve, Meiche und Rödiger nochmals aufmerksam zu machen.⁷⁹⁾ Wiederholungen innerhalb Sachsens oder Anklänge an auswärtige Steinkreuzsagen findet man natürlich auch hier; so stoßen wir bei Bauzen, Wehna und Brambach auf das vermessene Unterfangen, einen überschweren Sack Getreide auf dem Rücken weit fortzuschleppen, wir hören mehrfach von einem Brautpaar, das vom früheren Geliebten der Braut aus Eifersucht erschlagen wurde (Göda, Kamenz und Luga), oder wir begegnen in Sittau, wo beim Bau der Weberkirche ein geschickter Lehrling den Meister übertraf und von diesem deshalb im Zorne erstochen wurde, einem Seitenstück zu der bekannten Glockengießersage.

Von anderen Erzählungen, die ich teils von den Landbewohnern selbst hörte, teils den ausgeschickten Fragebogen zu danken habe, seien einige Beispiele verschiedenartigen Inhalts wiedergegeben. Zunächst spiegelt sich Aberglaube des Volkes, bäuerliche Surchtsamkeit und überreizte Phantasie auf nächtlichen einsamen Gängen in allerhand Gespenstersagen und Spukgeschichten wieder. Geheimnisvolles Licht sieht man am Kreuze von Oberfrauendorf und an dem von Raasdorf. Der Stein von Leubnitz-Neuostra wird in gewissen Nächten von einem feurigen Hunde umkreist; an dem Schlettauer geht ein schwarzer Pudel um, und am Seelingstädter ward einmal der Nachtwächter von einer schwarzen Katze angefallen, so daß er hier verstarb. In Großraschütz, sowie an manchen anderen Kreuzorten „scheecht“ es. Schreckhafte Kobolde treiben insbesondere bei Cossen ihr Wesen. Dort konnte ein Mann, der einen Baumstamm aus dem Walde heim-schleppen wollte, vor dem einsamen Kreuze unter dem alten Kirschbaum plötzlich

⁷⁹⁾ Vergleiche die Titel der Sagensammlungen im Literaturverzeichnis III, das dem ersten Aufsatze Heft 6, Band IV, 1914 beigegeben war.

nicht vor- und rückwärts, und einem anderen erschien sogar ein toter Soldat und befahl, den Stamm wieder in den Wald zurückzuschaffen. Hierbei habe ich persönlich allerdings den unpoetischen Argwohn, daß dieser tote Soldat vielleicht ein lebendiger Gendarm gewesen sein könnte, der von dem ehrlichen Holzerwerber bei der unerwarteten Begegnung nur verkannt worden ist.

Auch an allerhand Gespenstern im eigentlichen Sinne ist kein Mangel. Am Johnsdorfer Kreuz erscheinen nächtlicherweile weiße Gestalten. In Droben kommt ein großer weißer Mann mit einer sehr kleinen weißen Frau, in Gopplasgrün fährt ein weißes Männchen seinen Genossen auf einem Wagen und verschwindet am Kreuz, oder es erscheint zwischen 12 und 1 Uhr nachts ein Reiter ohne Kopf. Dasselbe geschieht bei dem Kreuze im Börnersdorfer Heidenholze und während der Silvesternacht auch in Schwand (Abb. 61), nur trägt der Reiter dort seinen Kopf unter dem Arme mit sich.

Schlimm ist's an manchen Stellen zugegangen, wo man das Kreuz beseitigte; so hat es im Demitzer Hause (Abb. 21) gespukt und geklirrt, bis das zerbrochene Kreuz mit einer Klammer zusammengehalten und am alten Platze im Gartenzaun aufgestellt war. Das Kreuz von Göbels hat der Grundbesitzer einmal ausgegraben und dann nicht schlafen können; denn der Stein darf nicht vom Platze gerückt werden. In Werda bei Salkenstein hat man es in den Grund eines Neubaus vermauert, und seitdem herrscht Tod und Krankheit im Hause. Andererseits ist in Königswartha erst dann Ruhe geworden und der rasche Besitzwechsel des Grundstücks hat erst dann aufgehört, nachdem man das Kreuz weggenommen und im Garten der staatlichen Blindenanstalt aufgestellt hatte.

Daß solche Spukgeschichten noch heute in der bäuerlichen Vorstellung eine gewichtige Rolle spielen, zeigt das Kreuz von Sischheim bei Rochlitz, das vor fünf Jahren von seinem Besitzer tief im Acker vergraben worden ist, weil er sich stets allzusehr davor fürchtete.

Auch das Gopplasgrüner Kreuz, an das sich ein ganzer Kranz verschiedenartigster Sagen knüpft, soll nach Angabe mancher Einwohner an den Wiesenweg versetzt worden sein, weil sich die Leute gescheut hätten, nachts an der Straßenbiegung beim Walde daran vorüberzugehen; andere behaupten wiederum, es habe immer auf dem heutigen Platze am Bache gestanden. Einmal ging ein Mann in der Nacht nach Gopplasgrün, und es begegnete ihm einer, der hat das Kreuz auf dem Rücken getragen und gefragt, wo er es hinschaffen solle. Auf die Antwort: „dahin, wo du es weggenommen hast“, sei er verschwunden gewesen. Nachts um 12 Uhr wurde auch ein Mann im Priestergewand gesehen, der hielt einen Becher in der Hand, in dem das Blut des am Kreuze gefallenen Offiziers war. Davon vergoß er allemal einen Tropfen, wenn jemand vorüberging. Dabei stand rechts und links vom Kreuze ein Licht. Einer soll einmal den Priester gefragt haben, wozu das Licht sei; da war alles verschwunden.

Zu den Spukgeschichten wäre schließlich auch noch die Sage zu rechnen, nach der am Kreuze auf der Leipziger Kunststraße bei Grimma nachts ein Geschirr verunglückt und spurlos verschwunden sein soll.



Abbildung 73 Cannewitz bei Ramenz

In das Gebiet ernsthafterer Überlieferung gehört wohl ein Bericht aus Oßling (Abb. 31), wonach beim Kreuze die Selbstmörder über die Kirchhofsmauer geworfen worden seien, weil man sie nicht zum Tore habe hineintragen dürfen. Für den Ursprung des Denkmals ist dies Gerede allerdings kaum von Bedeutung. Als Grabstätte eines Selbstmörders, wird — neben anderen Sagen — das Seelingstädter Kreuz bezeichnet, das heute dicht am Friedhofseingange steht. Nach Angabe der ältesten Ortsbewohner hat es einst einen entfernteren Platz gehabt und ist von einem früheren Rittergutsbesitzer hierher verpflanzt worden. Andere erzählen, es sei beim Wegebau in der Nähe gefunden worden.

In solche vereinzelt auftretende Erzählungen spielt das kirchliche Leben des Mittelalters noch mehrfach hinein, wiewohl gerade hierbei der Volksmund wenig beteiligt zu sein scheint und manche Auskunft lediglich der persönlichen Phantasie ihres Berichterstatters entsprungen sein mag. Bekanntlich trägt das uralte Steinkreuz in Mylau an seiner Vorderseite auf rostigem Eisenschilde die Meldung, daß es „nach Pastor Heubner“ den Wallfahrern als Gebetsstation und Wegweiser nach dem Heiligtum St. Adelheid bei Greiz gedient habe. Nun wird niemand bezweifeln, daß die Prozessionen, deren Endzweck ja reichliche Gebetsübungen sind, das heilige Zeichen unter den Mauern der alten Kaiserburg zu besonderer Andacht benutzt haben werden, und daß es auch in den Wegbeschreibungen für solche Pilgerfahrten als bemerkenswerter Anhaltspunkt eine Rolle gespielt haben mag, zumal ähnliche Denkmäler weit und breit fehlen. Für die Herkunft des Steines selbst läßt sich daraus aber sicherlich auch nichts folgern; denn hier wie an vielen anderen Stellen wird das vorhandene Kreuz im Laufe der Zeit neuen Zwecken dienstbar geworden sein, nachdem sein Ursprung in Vergessenheit geraten war.

In ähnlicher Weise wurden mir auch die Steine von Gopplasgrün, Hertigswalde (Abb. 17), Jesau, Krebes, Niederschöna und Seelik, sowie die beiden kleinen Kreuze beim Erbgerichte von Breitenau als Pilgerstation der vorreformatorischen Zeit bezeichnet; von letzterem weiß mein Gewährsmann heute sogar noch genau zu berichten, daß die älteren schwächlichen Teilnehmer von Prozessionen vorher schon einmal am Fuße der Höhe beim „heiligen Brunnen“ haltmachten, während die jüngeren, kräftigeren gleich bis zu den Kreuzen hinauf gestiegen sind, um jene zu erwarten und von da ab gemeinschaftlich weiterzuziehen. Diese beiden kleinen Kreuze wären außerdem, wie auch die übrigen in der Gegend, als Zeichen dafür gesetzt, daß gutes Trinkwasser vorhanden sei, und darum hätten die Hussiten, denen dies bekannt gewesen wäre, allwärts die Kreuze beseitigt, um den Katholiken das Wallfahrten zu erschweren. Irgendwelche geschichtlichen Anhaltspunkte für diese Behauptungen sind mir nicht genannt worden, dagegen läßt sich aus meiner Karte⁸⁰⁾ unschwer feststellen, daß gerade die umliegende Erzgebirgsgegend noch heute eine große Menge gut erhaltener Steinkreuze und darunter auch recht viele aufweist, die fern von jedem Quell oder Brunnen stehen. Was das eingehauene Rad am Breitenauer, die Armbrust an einem der Börnersdorfer, Jahreszahl und Schneiderschere am Sürstenwalder Kreuz mit dieser Wasserstellenbezeichnung zu tun hätte, wäre erst recht unerklärlich.

⁸⁰⁾ Die Karte war dem ersten Aufsatz in Heft 6, Band IV, 1914 beigelegt.



Abbildung 74 Geifing

Von den Kreuzen in Guttau und im benachbarten Gleina wird erzählt, sie seien zur Erinnerung an die Christianisierung der Gegend gesetzt, auch das von Göda soll eine Predigtstation griechischer Missionare von 900 bezeichnen, während die Kapelle, aus der die heutige Kirche entstanden ist, ums Jahr 1076 gegründet worden sei.

Die sog. Wetterkreuze, die anderwärts, z. B. bei Eisenberg im Thüringischen, vorkommen, bestehen in Sachsen nur noch in der Erinnerung; so wird im Kopialbuche der Stadt Großenhain ein Wetterkreuz vor dem vorstädtischen Jacobstore an der Straße nach Wildenhain bei Grenzbesichtigungen in den Jahren 1451 und 1609 erwähnt.⁸¹⁾ Bei Crimmitschau, auf der Höhe 306 südöstlich des Bahnhofes, findet sich auf der Generalstabskarte von 1880 der Ausdruck Wetterkreuz eingetragen. In beiden Fällen sind meine Nachforschungen nach dem Steine selbst erfolglos geblieben.

Ganz vereinzelt taucht schließlich das Gerede auf, mit dem das kleine Greifenhainer Kreuz bei Srohbürg verknüpft wird; hier soll nämlich der letzte Wolf geschossen worden sein. Die Wolfsjagd mag vielleicht an den bereits vorhandenen Porphyrkreuze geendet haben, aber seine Errichtung aus diesem Anlaß erscheint wenig begründet. Jagdsfreundliche Fürsten haben in der Dresdner Gegend an drei Stellen hochragende Stein- und Bronzedenkmäler für den Jäger des letzten Wolfes gestiftet und in wortreichen Inschriften das ganze Jagdgeschehen bis zum letzten Büchsenspanner verewigt, die Kreuzform findet sich dabei jedoch nirgends und wäre auch durch nichts begründet.

Von einzeln vorkommenden namentlichen Benennungen der alten Steinkreuze, bei denen man eigentlich wohl eine größere Sicherheit der Überlieferung annehmen könnte, stehen manche nur in losem Zusammenhange mit dem Sagenkreise ihrer Gegend, für andere Eigennamen fehlt sogar jede Erklärungsmöglichkeit.

Das „Teufelkreuz“ vor der Bauzener Frauenkirche (Abb. 45) soll ebenso wie das Leppersdorfer (Abb. 71) die Stelle bezeichnen, wo der geschäftsgewandte Priester im Jahre 1508 seinen Ablaßhandel betrieben habe.⁸²⁾ Der Pfaffendorfer „Eremitenstein“ erinnert angeblich an einen frommen Klausner, der hier gehaust hat. Die „drei Jungfern“ bei Merschwitz sollen auf der Stelle gesetzt sein, wo ein Schäfer drei vom Tanze heimkehrende Mägde ermordete. An „Angermanns Kreuz“ im Neundorfer Staatsforste bei Grillenburg verunglückte der Sage nach ein Mann dieses Namens bei der Holzabfuhr; der eingegrabene Bergmannshammer und die kreisförmige Zeichnung, die man wohl als Handwerkszeichen oder Hausmarke ansprechen kann, lassen sich freilich dazu kaum in sinngemäße Verbindung bringen. Der Stein im Colditzer Wald (Abb. 52), an dem eine Schere samt Nadel oder Elle sichtbar ist, heißt „Schneiderkreuz“ oder „Bettelfrau“. Beide Ausdrücke knüpfen an die verschiedenen Lesarten der Sage an, wonach hier ein Schneider oder eine Bettelfrau von einer Wildsau getötet worden sei.

Keinerlei Auskunft habe ich über den Namen „Krautstein“ des Oberauer Kreuzes (Abb. 75) erhalten können, und vollends rätselhaft ist die Erklärung des

⁸¹⁾ Chronik der Stadt Großenhain von Dr. Gustav W. Schubert, Großenhain 1887 bis 1892, S. 171.

⁸²⁾ Naumann S. 6.

Wortes „Kirchenhammel“ für das Kreuz (Abb. 66) in Anatewiz; für Sprachforscher böte sich hier Gelegenheit, der Frage nachzugehen, ob etwa ein unverständlich gewordener fremdsprachlicher Ausdruck dieser seltsamen Bezeichnung in verstämmelter Form zugrunde liegt.

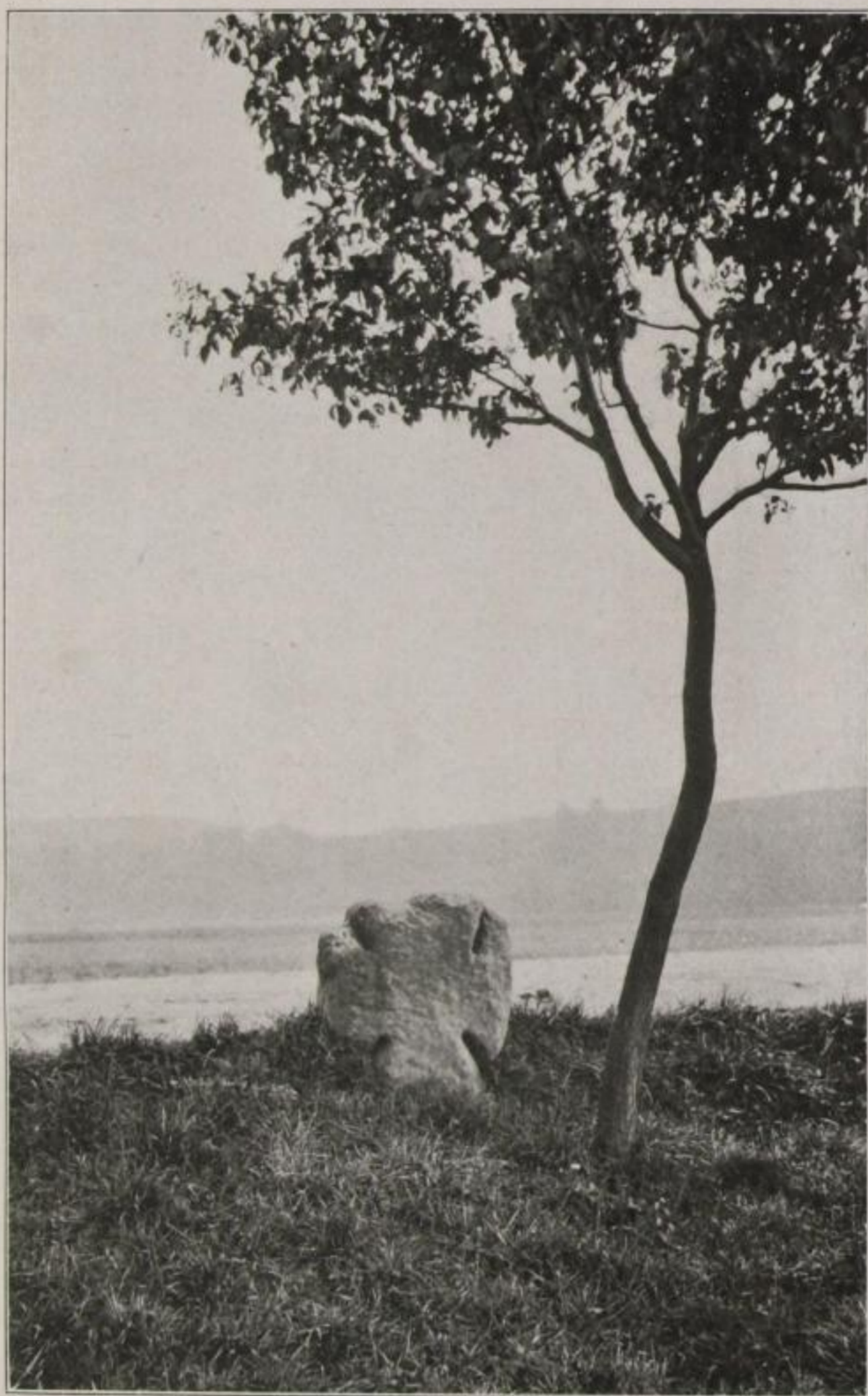


Abbildung 75 Oberau bei Meissen

Vereinzelt und ohne nähere Erklärung tritt die Bezeichnung „Andreaskreuz“ für das Großröhrsdorfer Stück auf, obwohl es die vollständige Form des vierarmigen lateinischen Kreuzes besitzt. Neben all diesen mehr oder weniger glaubhaften Namen kehrt überall sonst, wo das alte Denkmal überhaupt noch Interesse

bei der Bevölkerung erregt und nicht schlechthin nur als Steinkreuz, Kreuzstein, Marter usw. bezeichnet wird, der Ausdruck Mordkreuz oder auch Sühnekreuz in vielfacher Zahl wieder. Die Volkserinnerung hat sich damit den Gedanken an die urkundlich belegte Entstehungsurache vieler Kreuze durch mehr als sechs Jahrhunderte wach erhalten. Wenn man also den einzelnen Erzählungen oder ihren sagenhaft anmutenden Ausschmückungen auch sonst etwas zweifelnd gegenüberzutreten muß, so bleibt dies Zusammentreffen von literarischer und mündlicher Überlieferung doch von großer Bedeutung für die Klärung der allgemeinen Steinkreuzsymbolik.

In Übereinstimmung mit diesen Namen kommen Geschichten über ein gewaltiges Lebensende auch in der mündlichen Volksüberlieferung an den verschiedensten Orten Sachsens vor, und manche davon hat bereits Eingang in die Sagensammlungen gefunden. Wenig bekannt geworden dürfte die Erzählung vom Kreuze zu Radibor (Abb. 54) sein, die zu Bauken in der Wendisch geschriebenen Zeitung „Serbske Nowiny“ am 25. Juli 1857 auf Seite 234 durch Kantor Kral veröffentlicht worden ist und folgendermaßen lautet:

„Ungefähr vor 200 Jahren wohnte an jenem Ende des Dorfes ein Nahrungsbesitzer, der ein großer Bienenfreund war. Dieser hatte sich in seinem Garten ein großes Bienenhaus erbaut und hielt dort viele Bienenstöcke. Einst stand er in der Nacht auf und sah, daß ein Mann Honig aus den Stöcken stahl. Er ergriff deshalb eine Sacke und lief im vollen Zorn auf den Dieb zu. Dieser aber, ihn erblickend und sich nichts Gutes versehend, flüchtete auf die Straße nach Bauken zu und der Imker ihm nach. Ihn einholend, schlug dieser jenen mit der Sacke auf den Kopf, daß er sogleich tot liegen blieb. Und weil der Dieb ein fremder, unbekannter Mensch war und man in jener Zeit nicht eben weitläufige Untersuchungen anstellte, so wurde er alsbald an dieser Stelle beerdigt und dann betreffendes Denkmal gesetzt.“

Vom Totschlage in verschiedener Form spricht das Volk beim Oberseifersdorfer Kreuz, das bis 1826 an der alten Zittauer Landstraße stand. Vom Zank und Kampf zweier Knechte um ein Stück Brot war bereits die Rede. Auch zwei feindliche Brüder sollen sich hier getroffen haben; der eine schlug den anderen tot, wurde aber kurz darauf vom Schläge getroffen und gleichfalls dort aufgefunden. Beide seien am Kreuz begraben. Endlich soll hier ein Bettler einen Vorübergehenden in räuberischer Absicht angefallen und mit einem Knotenstock erschlagen haben, da er kein Geld erhielt.

Am Röhrsdorfer „Schäferstein“ soll einst ein Rittergutschäfer seine Herde in ein fettes Kleefeld getrieben haben; der Bauer, dem der Klee gehörte, sei in hellen Zorn geraten, habe den Schäfer zur Rede gestellt und im Streite getötet. Gleichfalls einem erschlagenen Schäfer gilt der Sage nach das größere Kreuz in Schönau i. V., während der mit dem Beil versehene Stein in Gräfenhain als Sühne von einem Zimmermann gesetzt werden mußte, der einen anderen mit der Axt getötet hatte. Beim Friedhofseingange von Hirschfelde schließlich soll ein Geselle aus der Mühle einen anderen Müller, der ihn nächtlicherweile erschrecken wollte, mit dem Schärfeisen niedergeschlagen haben. —

In und außerhalb der sächsischen Landesgrenzen tritt uns also seit den ältesten urkundlichen Zeugnissen bis zum heutigen vagen Volksgerede aus allen Berichten, Sammelbezeichnungen oder Einzelbenennungen eine unverkennbare Verknüpfung des Steinkreuzes mit Tod und Missetat immer und immer wieder entgegen. Trotz aller geschichtlichen Unsicherheit der einzelnen mündlichen Erzählungen vermag man an ihrer Gesamterscheinung nicht achtlos vorüberzugehen, denn wenn ohne erkennbaren neuzeitlichen Zusammenhang solche übereinstimmende Anschauungen bei der Bewohnerschaft weit zerstreuter deutscher Gaue von Mund zu Mund laufen, dann liegt ihnen sicherlich ein uralter gemeinsamer Kern zugrunde. Im weiteren Verlauf dieser Volksüberlieferung begegnen wir dem Steinkreuz in Verbindung mit düsteren Bluttaten auch in zeichnerischen oder dichterischen Werken älterer und neuerer Zeit. Wir sehen es beispielsweise auf einer der Bildertafeln zu Goethes „Reinecke Suchs“ von Wilhelm v. Kaulbach (Abb. 77) in nachbarlicher Zusammenstellung mit den schwankenden Gestalten des Hochgerichts oder wir finden es in Srenztags „Ahnen“, in Schillers „Tell“, in Sudermanns „Drei Reihersfedern“, im „Mümmelmann“ von Hermann Löns u. a. im Sinne der landläufigen Volkssagen dichterisch umwoben. Der Gedanke an Totschlag begegnet uns jedoch andererseits auch in unumstößlicher Weise als Inhalt der zahlreichen mittelalterlichen Sühneverträge und Wahrsprüche; er beherrscht sogar die urkundliche Überlieferung vollständig, denn was daneben an anderen Anlässen für Errichtung steinerner Kreuze berichtet wird, tritt stark in den Hintergrund. Abgesehen von den wenigen aufgezählten Fällen, wo das Steinkreuz laut der eigenen Inschrift oder der aufgefundenen Urkunde nicht als Sühnezeichen, sondern möglicherweise als Erinnerung an einen tödlichen Unfall gesetzt worden ist, wie in Altstadt, Weiersdorf oder im Schirnsteinwald, findet sich in Sachsen kein Nachweis dafür, daß einzelne Stücke oder ganze benachbarte Gruppen von Kreuzen von Anbeginn ausdrücklich zu anderen Zwecken, z. B. zur Bezeichnung von Gerichtstätten oder Richtstätten, von Gottesfrieden und Freistätten, von geistlichen oder weltlichen Gebietsgrenzen, als bloße Andachts- und Prozessionsstätten oder dergleichen gedient hätten. Ich vermag diese verschiedenartigen Deutungen der Steinkreuzsitte deshalb hier beiseite zu lassen und verweise ihrethalben auf ältere zusammenfassende Übersichten.⁸³⁾ Meinerseits komme ich also sowohl für den von mir eingehend behandelten sächsischen Bestand wie für das gesamte europäische Verbreitungsgebiet auf Grund der mannigfaltigen Beweisstücke schließlich zu der Überzeugung, daß die Mehrzahl der alten Steinkreuze dem Sühnegedanken des germanischen Rechts ihre Entstehung verdankt.

Mit dieser Schlußfolgerung über Ursprung und Bedeutung der alten Mäler stimmen die Veröffentlichungen aller anderen Forscher fast ausnahmslos überein; nur für zwei engbegrenzte sächsische Gebiete finden sich Gegenansichten. Erstlich hat Steuerrat Trauer im Jahre 1891 den Nachweis versucht, daß die 40 vogtländischen

⁸³⁾ Vergl. z. B. Prof. Dr. Reinh. Hofmann, Mitteilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde 1910 S. 203; Dr. Naegle, Zeitschrift für Volkskunde, Berlin 1912 S. 375—395; derselbe, Württembergische Jahrbücher für Statistik und Landeskunde 1913 2. Heft S. 396—401; Friß Stremel, Sränkischer Kurier vom 4. Mai 1914, Alte Steinkreuze und ihre Bedeutung; Deutsche Gaue Band IX Doppelheft 169 u. 170 S. 145 ff.

Kreuze als Grenzmarken des Kirchen Sprengels von Plauen aus dem Jahre 1122 anzusprechen seien. Seine Ausführungen klingen, wenn man den behaupteten Verlauf der Sprengelgrenzen als erwiesen annimmt, ziemlich überzeugend; gleichwohl waren sie aber nicht zwingend, denn der Verfasser blieb eine genügende Aufklärung darüber schuldig, was die Bilder von Art, Schwert und Jagdspieß an solchen kirchlichen Zeichen zu tun hätten, was eine Anhäufung von anderthalb Duzend Grenzkreuzen inmitten der Stadt Olmitz bedeutete, wie sich angesichts einer einheitlich angeordneten Abraumung die wechselnde Form, Größe und Verwitterung ergeben haben sollte und warum schließlich gerade die 40 vogtländischen Steine im Gegensatz zu tausend anderen dem Sonderzwecke der Grenzbezeichnung gedient hätten.



Abbildung 76 Jauernick bei Löbau

Im weiteren Verlauf der Forschungen soll der kürzlich verstorbene Verfasser diese Schwächen erkannt und die Behauptung ganz fallen gelassen haben. Seine Beweisführung erscheint gegenwärtig auch noch dadurch erschüttert, daß 5-6 Kreuze verschiedener Form und Größe im Bereiche des Vogtlandes neu entdeckt worden sind, die sich jener Grenzlinie kaum einfügen lassen.

Ein weiterer abgetaner Beitrag zur Lösung der Steinkreuzfrage, der zwar keine sächsischen Stücke betrifft, sondern aus dem kaltwasserberühmten Wörrishofen stammt, möge als Beispiel dafür dienen, zu welcher sonderbaren Ergebnissen die dilettantische Behandlung eines jahrhundertlang in ganz Europa geübten Brauches führt, wenn sie ohne jede Umschau nach rechts und links, ohne Kenntnis geschichtlicher oder kunstgeschichtlicher Vorgänge lediglich vom rein örtlichen Gesichtspunkte aus betrachtet wird. Eine Veröffentlichung mit dem Titel „Archäologische Streifzüge um Wörrishofen“ von Brumann stellt nämlich die Behauptung auf, daß die

drei alten Steinkreuze der Umgegend „römische Meilensteine oder Wegweiser“ seien. Warum die Römer anstatt ihrer formgerechten, künstlerischen Straßenzeichen, die noch zu Hunderten auf deutschem Boden stehen, bei Wörishofen ausgerechnet die niedere unzweckmäßigere Kreuzform als Meilenstein oder gar als Wegweiser gesetzt und warum sich solche Kreuze umgekehrt zu Tausenden in gleicher Größe von ähnlichem Alter und verwandter Form einzeln oder gruppenweis finden, wo nie eines Römers Fuß gestanden, geschweige denn eine römische Straße geführt hat, unterläßt der Verfasser leider des näheren darzulegen.

Eine ähnliche einzelstehende Gegenansicht wie Trauer für das Vogtland versicht Pfarrer Selbig seit 1905 für das gesamte Staatsgebiet des Königreichs Sachsen. Er erklärt die ihm bekannten 117 Steinkreuze ihrer überwiegenden Mehrzahl nach für Grenzmarken kirchlicher Hoheitsgebiete und entwirft dazu ein sehr genaues Bild aller Gaugrenzen. Wieweit diese letzteren Mutmaßungen vor einer sachverständigen Kritik bestehen können, entzieht sich meiner Beurteilung; die Sicherstellung dieser Vorfrage ist jedoch auch nicht von großer Bedeutung, denn allein schon die Steinkreuzsache selbst bietet genügend Anhalt zur Entgegnung. Widerlegungen sind in der Sachpresse von mehreren Sachkennern geltend gemacht worden⁸⁴⁾, ohne daß Selbig dem jahrelang zurückliegenden Meinungs-austausche seine verschiedentlich angekündigte Gegenäußerung hätte folgen lassen. Ich kann deshalb auf jene Vorgänger, mit denen ich völlig übereinstimme, in der Hauptsache Bezug nehmen, zumal ich diese Schlusssätze zu meinem im Frühjahr 1914 verfaßten Aufsätze auf Einladung des Landesvereins ohne jegliche Unterlagen im Selde niederschreibe und bei meiner dreijährigen Teilnahme am Kriege über manche Einzelheit nicht mehr im Bilde bin. Nur einige allgemeine Entgegnungen zu den Selbig'schen Ausführungen mögen deshalb noch Platz finden. Der Ursprung der Steinkreuze ist räumlich und zeitlich auf weite Gebiete zerstreut; wer also das Symbol ergründen will, darf sich zweifellos nicht ein beliebiges kleines Staatsgebiet herausgreifen, dessen Grenzen noch dazu erst dem vorigen Jahrhunderte entstammen, sondern müßte mindestens in großen Zügen auch die weitere Lösung der Frage andeuten. Er gibt weiterhin keine Erklärung dafür, weshalb seine hundertzwanzig Grenzzeichen, die doch kraft eines einheitlichen Hoheitswillens geschaffen und gesetzt und darum von einigermaßen gleicher Form, von gleichem Alter und gleicher Inschrift sein müßten, in Wirklichkeit hunderterlei Gestalt und Größe aufweisen, um 3—5 Jahrhunderte in ihrer Entstehung auseinanderliegen, bald völlig unbeschriebene Oberflächen, bald die verschiedenfältigsten Zahlen oder Bilder tragen und endlich sogar hinsichtlich ihrer Aufstellungsplätze in Seld und Wald, an Dorfplätzen oder Straßen den buntesten Eindruck machen. Er geht mit einigen flüchtigen Worten über gewisse Einzelkreuze und über die Gruppen von Steinen hinweg, deren entlegene Standorte sich nicht in die angenommenen Grenzlinien einfügen lassen oder mit der Grenztheorie von selber in Widerspruch treten, weil niemand die Grenzsteine gleich paarweis oder dreifach nebeneinander aufbauen wird. Serner vermag der Verfasser aus urkundlicher Quelle keine kirchliche Verfügung anzuführen, die das Setzen von Grenzkreuzen anordnet, aber um-

⁸⁴⁾ Vergl. hierzu und zu den Aufsätzen von Selbig und Trauer das Literaturverzeichnis III im 6. Heft 1914.

gekehrt unterläßt er es, die vielen Duzende von Sühneverträgen und Wahrsprüchen, die ihm bei seiner großen Belesenheit doch sicherlich bekannt geworden sind, so in den Kreis der Betrachtung hereinzuziehen, daß ihr Übergewicht über alle übrigen Urkunden gebührend hervortritt. Sie bilden gerade den einzig sicheren zeitgenössischen Anhalt über größere Mengen von Kreuzstiftungen, stellen sich freilich in ihren Solgerungen samt und sonders in unmittelbarem Gegensatz zur Selbigschen Ansicht.

Auch spricht er sich gleichfalls nur oberflächlich darüber aus, warum in den ritterlichen Zeiten, die der Heraldik zur höchsten Blüte verholfen haben und ihre formenschönen, farbenfrohen Wappenzeichen sogar an Hausrat und Gewändern anzubringen liebten, gerade die Grenzmarken als gegebene Wappenträger davon freigeblieben, ja statt dessen mit plumpen Bildern bäuerlicher Geräte und Waffen versehen worden seien, bei denen wohl selbst die kühnste Phantasie keinen Zusammenhang mit kirchlicher Oberhoheit zusammenreimen kann. Unlogisch im allgemeinen ist seine Schilderung der Grenzverhältnisse insofern, als er mehrfach behauptet, die Kreuze ständen nicht alle an der Länderscheide selber. Gerade wenn man sich zur Festsetzung kirchlicher Hoheitsgebiete nicht einer Grenzlinie bedient, sondern an die Zugehörigkeit vorhandener Gemarkungen und Städtewehrbilder anknüpft, ließe sich diese Bezeichnung nur durch gleichartige Steine mit Wappen oder Inschrift ausführen. Stumme Blöcke verschiedenster Form und Alters, die bald rechts bald links der angeblichen Grenzlinie kilometerweit in beiden Grenzländern an Dorfplätzen oder Weggabeln auftauchen, geben nicht die geringste Klarheit, ob die Gemarkung zu dem einen oder anderen Grenzlande gehört. Solche Standorte zeugen also unmittelbar gegen Selbig. Schließlich bemerkt er in seinem Aufsatz von 1906, daß die sächsischen Kreuze „auf einer Karte eingezeichnet nicht als planlos durcheinander gewürfelt erscheinen, sondern stark in die Augen fallende Gruppierungen ergeben.“ Erscheint diese Behauptung schon angesichts der damals bekannten Zahl von etwa 100 Standorten höchst zweifelhaft, so daß im einzelnen recht gewagte Windungen dazu gehörten, um sie durchhalten zu können, so fällt sie heute nach einer Verdreifachung der Kreuzfunde wohl von selber zusammen. Zum mindesten gibt die von mir aufgestellte Übersichtskarte der vorhandenen und verschwundenen Stücke, die dem ersten Teile (Heft 6, Jahrgang 1914) beilag, angesichts ihrer völlig regellosen Gruppierung wohl nur wenig Hoffnung zu ähnlichen Zeichenversuchen. Es wäre deshalb wünschenswert, daß Pfarrer Selbig zu dieser veränderten Sachlage — und zwar in einem wirklichen Sachblatte — einmal Stellung nehmen wollte.

Abgesehen von jenen beiden Stimmen sind andere wesentliche Zweifel an der Richtigkeit des Sühnegedankens von keiner Seite geäußert worden und namentlich neigen ihm auch außersächsische Forscher mit mehr oder weniger Bestimmtheit zu. Er allein macht die Sitte des Steinkreuzsetzens in ihrem ganzen Umfang verständlich. In ihm begegnet sich nicht allein die herrschende Volksmeinung mit den urkundlichen Belegen, sondern er eröffnet obendrein den Weg zu ungezwungener Erklärung einer ganzen Reihe von äußerlichen Beobachtungen. Dabei hat die Annahme, daß jedes der vielen Tausend Steinkreuze dem Gedenken eines Totschlags geweiht sei, durchaus nichts Befremdliches an sich, wenn man die jahrhundertelange Übung der Sitte einerseits, sowie die Schutzlosigkeit des einzelnen Volksgenossen und

die Unsicherheit der mittelalterlichen Verkehrswege andererseits richtig ins Auge faßt. Weiterhin zeichnet uns jene Deutung auch den Weg vor, die regellose Aufstellung der alten Mäler in Stadt und Land, ihre mannigfaltige Ausstattung mit Wappenbildern,



Abbildung 77 Aus „Reinhold's Suchs“ von Goethe
 Illustriert von Wilhelm v. Kaulbach

sowie ihre Unterschiede in Form, Baustoff und Alter vernunftgemäß zu erklären, indem man sie mit den Umständen des Totschlages, mit Ort und Zeit der Tat, mit der Person des Getöteten und dem verwendeten Werkzeug in Beziehung bringt. Sie stimmt ferner auch zu der überall beobachteten Tatsache, daß sich unter den

Kreuzen bei ihrer Hebung weder Grab noch Waffenstück oder sonstwelches Andenken, sondern lediglich der gewachsene Boden vorfindet. Für Grenzzeichen war es seit altersher und bis in die jüngste Zeit die Regel, unvergängliche Sachen, wie Holzasche oder Topfscherben zur genauen Bezeichnung des Platzes unter das dem Boden entragende Mal zu legen. Weder bei sächsischen noch bei fremden Kreuzen ist von solchen Sunden die Rede, wiewohl ich z. B. vor der Aushebung des Steines von Oelsen besonders darauf aufmerksam gemacht oder die Berichte solcher Neuaufstellungen⁸⁵⁾ besonders daraufhin durchgeprüft habe. Dagegen wird von mancher Enttäuschung erzählt, wenn die Sage von verborgenen Schätzen sich als unwahr erwies. Einen besonders lustigen Fall hat das Basteikreuz erlebt, bei dem der Wirt der Berggastwirtschaft vor Jahren einmal selbst altes Gerümpel einscharrte, um sein Personal, das zum Schatzgraben ausziehen wollte, zu narren.

Die Stiftung von Sühnemälern läßt es endlich auch erklärlich erscheinen, wenn die durch 6–8 Jahrhunderte gepflegte Gedankenverbindung zwischen gewaltsamem Tode und Steinkreuz selbst dann noch im Volksbrauche weiterlebte, als mit dem Anwachsen der persönlichen Sicherheit im neuzeitlichen Rechtsstaate die Kapitalverbrechen sich wesentlich vermindert hatten; deshalb erzählt uns das Steinkreuz an der Straße seit dem Jahre 1700 meist nur von jähem Ende durch Blitzschlag oder Unglücksfall, bis sich schließlich die alte Sitte der inschrift- und namenlosen Steine mit zunehmender Schriftkenntnis der breiteren Volksmasse nach und nach verwandelte und in katholischen Gegenden zu den drastischen bildlichen und poetischen Darstellungen der Märtyrern führte, während sie unter evangelischen Anschauungen ganz aus der Landschaft verschwand und sich auf die eigentlichen Begräbnisstätten beschränkte. —

So stelle ich also als Endergebnis meiner Untersuchung über Zweck und Ursprung der Steinkreuze fest, daß bisher keine urkundlichen Belege aus alter Zeit entdeckt worden sind, die im allgemeinen Auskunft über die Kreuzsteinsitte geben, daß aber im übrigen genügend Anhaltspunkte dafür vorliegen, um die große Mehrzahl der vorhandenen und verschwundenen Kreuze als Sühnezeichen unserer Vorfahren zu behandeln.

⁸⁵⁾ z. B. Klaffenbach in den Mitteilungen des kgl. Sächs. Altertumsvereins zu Dresden von 1865, Heft 14.

Der I. Teil dieses Aufsatzes erschien im Jahrgang 1914 als Heft 6 und der II. Teil im Jahrgang 1916 als Heft 1. Alle 3 Teile sind geheftet zum Preise von 3 Mark vom Heimatschutz, Dresden-A., Schießgasse 24, zu beziehen. Die neu gemeldeten Kreuze werden vom Verfasser nach Friedensschluß in einem Nachtrage behandelt werden.

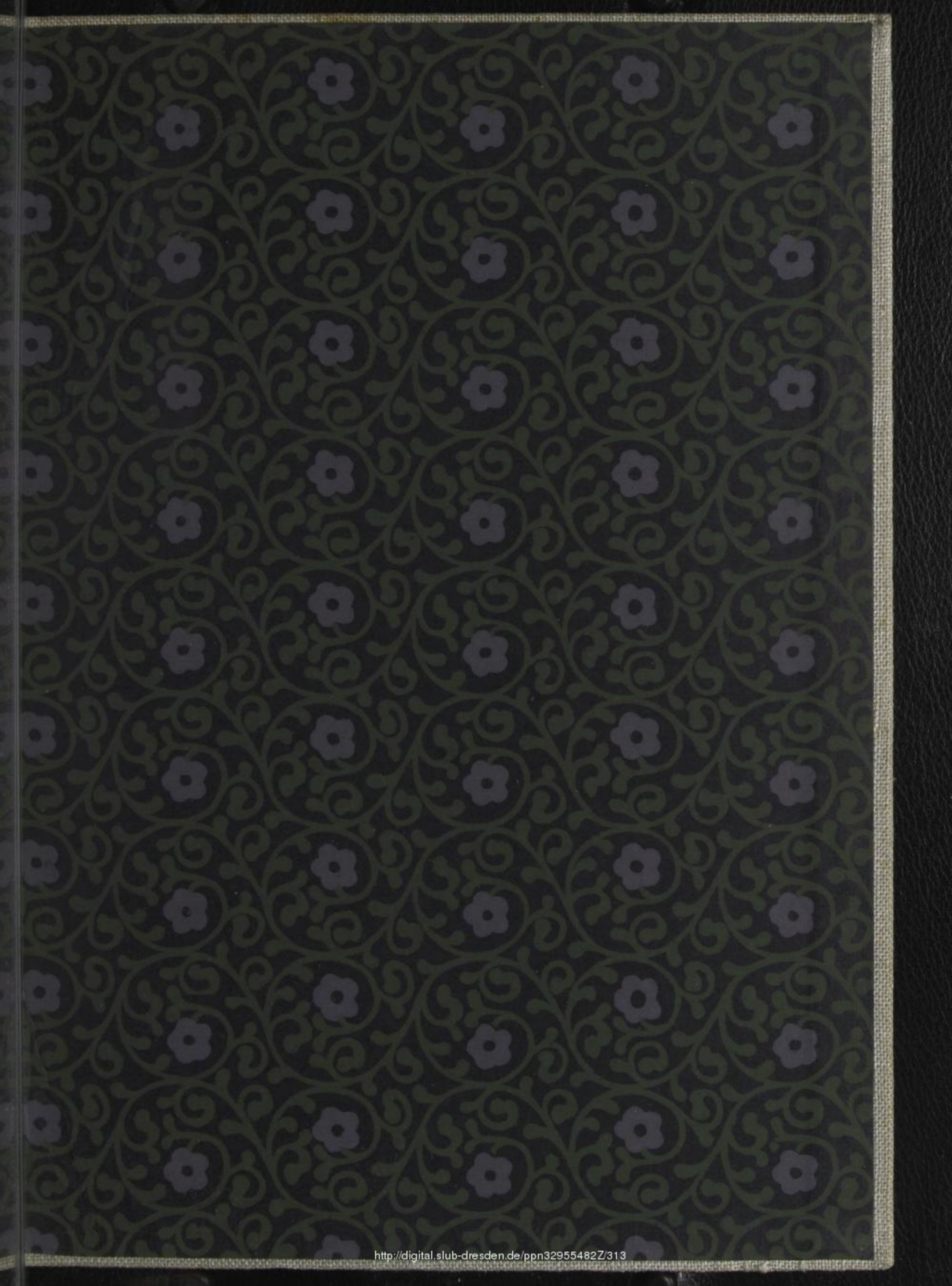
Wir bitten auch ferner um Mitteilung, wenn Veränderungen durch Wiederaufrichtung, Ausgrabung, Beschädigung usw. an dem bekannten Bestande vorgenommen oder neue Sunde von Steinkreuzen gemacht werden.

Landesverein Sächsischer Heimatschutz.

Verantwortlicher Schriftleiter: Werner Schmidt;

Druck: Lehmannsche Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung, beide in Dresden.





SLUB DRESDEN



3 2955482